

S a h r b u c h
des
N ü t z l i c h e n
und
U n t e r h a l t e n d e n .

Herausgegeben von **F. W. Subitz.**

Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils
unter dessen Leitung gefertigt,



„Der Eine lacht, der Andre weint,
Bald wird Der lachen, Jener weinen;
Lässt Beides uns zu heit'rem Ernst vereinen:
Was haltbar ist, nicht was nur scheint,
Das mache Herz und Seele zu dem Seinen!“

1842.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

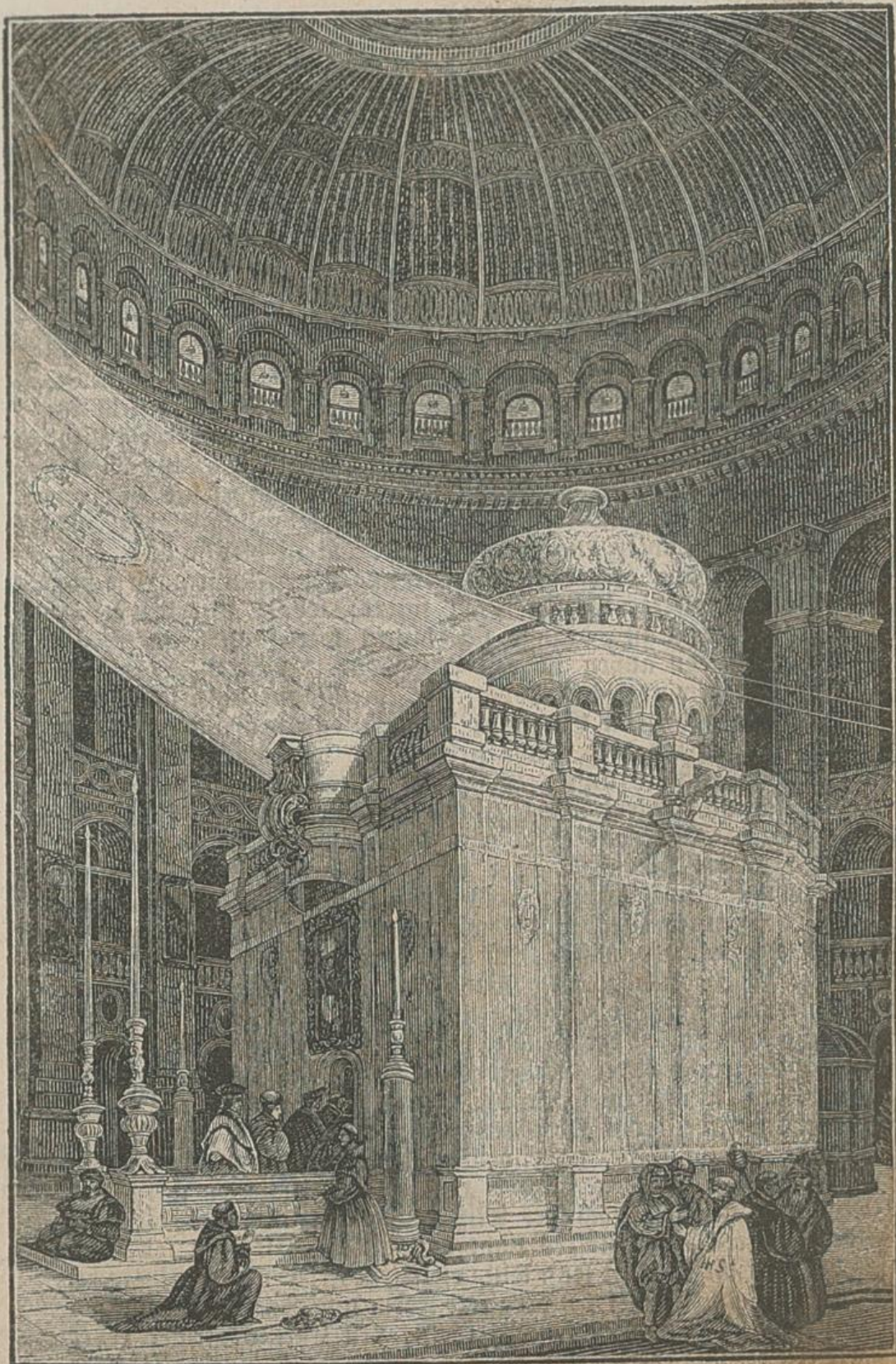


Die heilige Grabes-Kapelle.

Noch immer ziehen Pilger zur heiligen Grabes-Kirche nach Jerusalem, und da in unsern neuesten Tagen davon die Rede war, jene Stätten, die jedem Christen ehrwürdig sind, überhaupt ganz Jerusalem und dessen Umgegend als Freistaat dem Schutze der Christen zu unterwerfen, gab uns dies den Gedanken, unser Büchlein mit einem Bilde der heiligen Grabes-Kapelle zu eröffnen, und sie uns schildern zu lassen von einem Pilger (Joseph Pallme), der sie vor Kurzem mit eigenen Augen sah.

„Ich begab mich“, sagt er, „in das heilige Grab, darin die Nacht zuzubringen. Mehrere Türken, welche Kaffee trinken und Tabak rauchen, sitzen am Eingange der großen Pforte auf einer erhöhten Mauer, auf der ein Divan angebracht ist. Es sind die Wächter des heiligen Grabes und die Schlüssel dazu sind in ihrem Besiz. Die Kirche wird täglich drei Mal geöffnet, zu dem Preise von fünf Piastern, und die drei zahlenden Gemeinden sind Griechen, Armentier und Katholiken. Mehrere Vorlege-Schlösser, so hoch angebracht, daß bei dem Auf- und Zuschließen eine Leiter gebraucht wird, sichern das Thor, und zwei kleine vergitterte Fenster dienen, den Dableibenden Speisen hineinzureichen. Bei dem Eintritt sieht man eine weiße Marmorplatte, wobei unausgesetzt acht Lampen brennen;

hier ist der Stein verwahrt, auf welchem man den Reichnam des Gekreuzigten salbte. Die Granitsäule, an der Christus gezeihelt wurde, und woran man noch acht Tropfen seines Blutes zeigt, befindet sich an der Epistel-Seite des Altars. Der Verschlag, welcher diese Reliquie verwahrt, hat eine runde Deffnung, wobei ein an silberner Kette befestigtes indianisches Rohr mit großem silbernen Knopf angebracht ist. Dieses Rohr stecken die Pilger in die Deffnung, berühren mit dem Knopfe die Säule, und küssen dann andächtig den Knopf. Aus der Sacristei hinter dem Altar ist die Säule, hebt man die Tapete weg, zu sehen, doch den Meisten wird nur vergönnt, sie bei brennender Kerze durch die Deffnung zu besichtigen. Bei dieser Säule, wo die Prozession beginnt, gab man mir eine Kerze und ein Büchlein in lateinischer Sprache, gedruckt zu Venedig, worin die Litanei zum bitterm Leiden und die Gebete enthalten waren, welche während der Prozession zu sprechen sind. Ich wurde mit Weihrauch geräuchert, hiernach begann der Zug in die Kapelle, als dem Plage, wo die Kriegsknechte das Loos warfen um das gewirkte Kleid unsres Heilands. Auch soll hier jener römische Soldat, der mit seinem Spieß in die Seite des Gekreuzigten stach — er wird Longinus genannt — seinen Frevell bereut und sich bekehrt haben. Wir gingen dann in eine zweite Kapelle, in der sich hinter einem Drahtgitter der Granitblock zeigt, auf dem Christus mit einer Dornenkrone spöttisch zum König der Juden gekrönt wurde. Eine andere Kapelle, die der heiligen Helena, bezeichnet den Ort, wo man die drei Kreuze sammt Dornenkrone und Nägeln fand. Nach dem Wunsch der heiligen Helena wurde das Kreuz Christi in zwei Stücke getheilt, eines erhielten die Christen zu Jerusalem als Geschenk, das andre ihr Sohn Constantin. Dieser ließ es auf einem nach ihm genannten Plage Constantinopels in seine Bildsäule einsetzen, weil er glaubte, die Stadt müsse durch solche Reliquie vor allem Unheil bewahrt sehn. Seinen Helm und den Zaum seines Pferdes ließ er mit den Nägeln des Kreuzes beschlagen, durch dies heilige Amulet vor allen Gefahren in Schlachten sich gesichert haltend. Zwei nebeneinander stehende Altäre bezeichnen die Stellen, wo Jesus an's Kreuz genagelt wurde und wo er den Kreuzestod starb; man darf sie nur knieend berühren. Nun gingen wir zum Salbungsstein und zuletzt in's heilige Grab. Die eigentliche heilige Grabes-Kapelle steht ganz abgetrennt, und ringsum sind Kapellen für die verschiedenen Religionsparteien. Der Eingang und die Vorderseite der heiligen Grabes-Kapelle ist mit farbigem Marmor ausgelegt und sie selbst getheilt. Im ersten Raum sieht man einen mit Marmor überlegten Stein; es soll der sehn, auf welchem der Engel, in Blitzesgestalt, angethan mit schneeweißem Kleide,



den suchenden Frauen die Auferstehung Christi verkündigte. An beiden Wänden sind kopfgroße Oeffnungen, aus denen bei verschlossenen Thüren am Pfingstfeste das heilige Feuer, als vom Himmel kommend, brennt und das unter die sich draußen zu der Zeit drängenden Griechen und Armenier vertheilt wird. — Die andere Kapelle, das wahre Heiligthum, scheidet eine Marmorwand von der ersteren. Durch eine $2\frac{1}{2}$ Fuß breite und 4 Fuß hohe Oeffnung gelangt man gebückt in das Allerheiligste, das 6 Fuß in's Gevierte breit und bis an die Wölbung 8 Fuß hoch ist. Eine weiße Marmorplatte bedeckt zur Rechten das in Felsen gehauene Grab, in welchem der Leichnam Jesu lag. Bunter und goldgestickter Sammet schmückt den Raum; 48 goldene Lampen, von verschiedenen Fürsten Europa's geschenkt, erhellen ihn ohne Unterlaß. Ueber der Marmorplatte stellt ein Gemälde die Auferstehung des Heilands dar, außerdem sieht man mehrere kleinere Gemälde gleichen Inhalts. Eine Menge verschiedener Kerzen, von den Gebern selbst aufgesteckt, brennen auf dem Altar und wegen der Feuersgefahr sind eigene, sich ablösende Wächter angestellt. Der Raum ist hier so beschränkt, daß außer dem opfernden Priester und den Ministranten kaum noch eine andere Person Platz findet; sobald aber die heilige Messe beendet ist, drängt sich hinein wer kann. Ueber dem Eingange von außen ist auf Leinwand das Kreuz, der siegreiche Ueberwinder des Todes, wie eine Fahne aufgespannt.

Wir haben im Eingange gesagt, daß noch immer Pilger zur heiligen Grabes-Kirche ziehen, und wer möchte nicht gern die erste Heimath unsres Glaubens sehen, jene Heimath, von der sich aus edlem Martyrthum eine ewige Versöhnung verkündigte. Die Tage aber, wo man, vertrauend mönchischer, für bequeme Herrschaft über allen Geist sorgender Rede, mit einem müßigen Pilgerzuge vollbrachte Sünden abzuthun glaubte, sind hoffentlich vorüber, so wie der Wahn, daß man um solcher Pilgerschaft willen sich der Pflichten für Familienwohl dürfte enthoben halten. Reue und Buße haben in unserm Innern ihre rechte Stätte, und wo wir in Fried' und Eintracht wohnen, ist der Heiland mitten unter uns. Dieser Friede, diese Eintracht findet sich jedoch nicht überall unter den Christen, am wenigsten sogar bei denen, welche die durch unsern Glauben geheiligten Orte bewohnen; dort waltet vielmehr der kleinste, abgünstigste, unheilvollste Hader, von dem wir uns mit Wehmuth abwenden. Aber auch in den freieren christlichen Ländern verstört noch der Mißbrauch einer Macht, die nach den Worten des Erlösers nicht von dieser Welt seyn soll, und doch von dieser Welt seyn will, vielfältig Frieden und Eintracht, verstärkt mit Schutt die veraltete Form und Scheidewand gegen den sich entwickelnden frischen Geist, den Christus seiner Lehre einflößte, und verdammt oft genug da, wo Einigung so nahe

läge. Man vergißt die Worte des Heilands (Johannes Cap. 3. Vers 17): „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde“, und überhaupt, statt rein dem Evangelium zu folgen, kämpft man noch für eigennützige, die Herzen in Trennung erhaltende, für verjährte Menschen-Sagungen, und versucht es, die lebende Zeit, die mit des Glaubens Kern die ihn umhüllende untaugliche Schale sprengt, in den finstern Seelenzwang begrabener Jahrhunderte zurück zu stürzen. Die Erleuchtung von oben wird uns helfen auch aus diesen erneuten Wirren, wie aus so vielen sie uns schon geholfen hat.

Preussen's Königs-Paar.

Friedrich Wilhelm, der vierte König dieses Namens in Preußen, bestieg, mit den Herrschertugenden seiner erlauchten Vorfahren ausgestattet, den Thron am 7. Juni 1840, da an diesem Tage Friedrich Wilhelm der Dritte, nach einer ereignißvollen mild-gerechten dreißigjährigen Regierung, zu Gott eingegangen war. Mit Ihm bestieg die erlauchte Gemahlin, Elisabeth Ludovika, den an einer Landesmutter seit dreißig Jahren verwaisten Thron; schon als Kronprinzessin das hohe Vorbild weiblicher Güte und Würde, echt christlicher Wohlthätigkeit und frommen Sinnes, der zärtlichsten Gattenliebe und einer allen Ständen gleich liebevoll entgegenkommenden Menschenfreundlichkeit, dem Allen sich ein geistvoll reiches Wissen vereint. Für den großen Verlust des königlichen Todten sah das Land einen eben so großen Ersatz. Mit dem 7. Juni 1840 schloß in der Geschichte Preußens eine verhängnißvolle Periode, in welcher die Sturmzeit des Krieges die alte wohlbewährte Eiche des Preußenstaates oft wild gerüttelt, aber ihre Säfte nur geweckt hatte, die breiten schattenden Zweige stattlicher auszustrecken; es war ein schwüler, gewittervoller Uebergang, welcher das Land erkräftigte für lebensvollere Saat und erquickendere Früchte. Und mit diesem Tage begann eine neue Periode in der Geschichte Preußens, frische Blätter und frische Blüthen austreibend am ewig sich wieder verjüngenden Baume des Staates. — Die Preußen sind das Volk der Intelligenz und der Waffen; es stützt sich mit der einen Hand auf die Fackel, mit der andern auf das Schwert. Die Intelligenz und der Waffenruhm ihrer Fürsten hat es groß gemacht, seine Bildung und Tapferkeit hat es groß erhalten. Preußen hatte immer das Auge offen für das, was im Frieden Noth that, und das Schwert blank, wenn der Krieg drohte; so auch hielt und hält es Friedrich Wilhelm der Vierte. Er hat schon gehalten und wird halten, was er dem Volk zu sehn



versprach, und das Volk wird treu und innig Ihm halten, was es eidlich gelobte. So hat die Geschichte eine Zusage dessen, was sie in der großen Ausbildung der menschlichen Angelegenheiten von Preußen fordert, nämlich ein ruhig-kraftiges Entwickeln der auf historischem Grunde sich ausbreitenden Erleuchtung in des Landes Verfassung, und ungefährdete Ausübung gleicher, allgemein gültiger Rechte im Gebiet des Glaubens. — Friedrich Wilhelm des Vierten erste Staatshandlung war ein Werk der Wahrheit und Kraft, welches den Weltfrieden sichern sollte. Dem Rechte, galt es auch einem fernen Reiche, mußte das Ansehen erhalten werden im europäischen Staatsverbaude,



denn das Recht ist der Inbegriff und die Quelle aller Intelligenz. Ohne Recht keine Sitte und Bildung, keine Freiheit, kein Wohlstand! Und Preußen vertraute dabei abermals seinem Schwerdte und der Geist des Muthes und der Selbstständigkeit regte sich widerhallend durch ganz Deutschland. Das war ein wichtiger und segensvoller Moment für Preußen und für die Deutschen! — Seitdem nun das Geräusch der bereitgehaltenen Waffen wieder verhallt ist, geschah noch manches Schöne und Wichtige im Lande. Wie die erste Staatsverwaltung Friedrich Wilhelms IV die Kraft und das Ansehen des Volks nach Außen geltend machte, so erweckte und erfrischte

seine zweite Staatshandlung die Kraft im Innern. Mit der Berufung der Stände und der Lebendigmachung des geschriebenen Verfassungsgesetzes ist ein überaus befruchtender und belebender Quell dem Volksgeiste, dem Volkswohlstande, der Volksfreiheit und Intelligenz geöffnet und die fortwährende Verjüngung und Kräftigung des Staates gesichert. — Von solchen leuchtenden Anfangspunkten ausgegangen, können die Erfolge von Friedrich Wilhelms IV Regierung nur glänzend seyn. Nach allen Richtungen hin verbreitet sich vom Throne jetzt gleiches Licht. Die Wissenschaften, die Künste, der Ackerbau und der Handel, die Schifffahrt und die Industrie, das Waffenwerk und die Gesetzgebung, und so auch die höchste Angelegenheit der Menschheit, der Glaube, in seinen Ansprüchen, die Allen gleich gerecht werden, — diese mannigfaltig grünenden und blühenden Zweige des Staatsbaums finden in des Königs Weisheit und Wohlwollen die feste und reich nährnde Wurzel. — Und was zwischen den Zweigen wächst, die kleinen Aestchen und Knospen: die gute Sitte und die Bildung der Jugend, die Barmherzigkeit mit Armen und Kranken, der stille Fleiß und die dulddende Einfachheit — das findet eine zarte und sinnige und immer emsig darum bemühte Pflegerin in Elisabeth, der guten Königin, der gemüthvollen Gemahlin des in heiterer Kraft wirkenden Königs. — Das ist in wenigen Zügen das Bild vom Vaterhause des preussischen Volks. Wo solche Geister und Herzen das Hauswesen von Millionen besorgen, da kann es den guten Kindern nur wohlgehen auf Erden.

Die beiden Chorknaben.

Sie sind nach einem Gemälde von Rahm, und eben damit beschäftigt, die Kohlen im Weibrauchbecken anzublaseu, damit dem Segen, welcher zum Schlusse des Hochamtes von Priesters Hand gespendet werden soll, die feierlichen Duft-Opfer nicht fehlen. In den Mienen Beider gewahrt man recht die fromme Unschuld, den gottesfürchtigen Eifer, dem Geschäft mit aller Pünktlichkeit obzuliegen, wie dazu in dem Gesichte des Halbknieenden schon ein Anflug von Würde und Selbstschätzung zu lesen ist, welche der Kirchendienst den dazu Erfahrenen auf die Dauer einzulösen pflegt. In den katholischen Landgemeinden gilt es unter der Jugend für keinen geringen Vorzug, die Messe bedienen zu dürfen, wie denn der Fleißigste und Zuerstkommende der Knabenschaft seinen Rosenkranz auf die Stelle des Dieners neben die Klingel legt, um dadurch anzuzeigen, daß er als Erstkommender für dies Mal auf die Stelle gerechte Ansprüche habe. An Sonn- und Feiertagen noch dazu, wo die weißen Gewande mit dem scharlachenen Ringkräglein



angelegt werden, und der Knabe vor seinen andern Spielkameraden ein gar staats- und statliches Ansehen hat, wo der Messe lesende Priester nicht die gewöhnlichen alltäglichen vier Pfennige giebt, sondern wohl zu einem Silberstück Ehrensold sich veranlaßt sieht, ist der Dienst gesucht, der Andrang groß. Auch ist das Handhaben der Klingeln, der Rauchfässer und Weihrauchbecken, das Feueranmachen, wie das Verbreiten der kräuselnden Rauchgewölke unter Sang und Glöckleinflang ein Etwas, welches das ganze Kindergemüth ergreifen, und für Knaben die Lockung haben kann, die dem Manne später in figürlichen Weihrauchwolken und andern Glocken, als den harmlos-kirchlichen, nie so ungetrübt entgegenlachen mag. — Nun, ihr Knaben, bewahrt — auch ohne klingenden Lohn — eure tief-innigste Andacht für das ganze Leben, haltet treu an den Glaubenssätzen, die von Gottes Wort stammen, und flüstert euch Dieser oder Jener das Wort „Kezer“ zu, so verbindet hiemit keinen andern Sinn, als daß es ein Christ sey, der da meint, Gottes Erleuchtung und Duldung habe kein Ende, und daß es, ist man darüber einig, auf Meinungs-Verschiedenheit in einigem Nebensächlichen gar nicht mehr ankommt. Halten wir lieber, wie billig, Jeden für christlich, der sich die kurze Predigt des Mennoniten Calf im Bethause zu Zaardam zur Richtschnur nimmt. Er sollte vor Peter dem Großen predigen, der aber die Bedingung machte: kurz! Darauf bestieg Calf die Kanzel und sprach mit feierlichem Ernst: „Denke gut, sprich gut und handle gut. Amen!“ — Freilich eine kurze Predigt, aber eine lange und schwere Aufgabe!

Ueber Sonnenfinsternisse.

Besonders über die große Finsterniß am 8. Juli 1842.

Vielleicht giebt es keine Himmelsbegebenheit, die von den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts an eine so allgemeine Aufmerksamkeit erregte, als die Sonnenfinsternisse, und diese Theilnahme begreift sich leicht, wenn man an das Unerwartete und Unerklärliche derselben für die ältern Zeiten, so wie an die plötzliche Veränderung des Tageslichts bei großen Sonnenfinsternissen denkt. Nur waren sie gewöhnlich nicht ein Gegenstand ruhiger Beobachtung und Forschung, sondern der Furcht und des Schreckens, der sich aller Gemüther bemächtigte und sie zu den wunderlichsten Aeußerungen trieb. Man legte sich die härtesten Büßungen auf, flüchtete in die Tempel und suchte Rath bei den Priestern, opferte den zürnenden Gottheiten und harrete ängstlich des wiederkehrenden Sonnenlichts. Man deckte eiligst die Brunnen zu, um sie vor dem aus der Luft herabfallenden Gifte zu schützen. Feindliche Heere, schlagfertig einander ge-

genüberstehend, vergaßen ihres Zwistes und das schon gezückte Schwerdt fehrte in die Scheide zurück. Ja auch noch in christlichen Jahrhunderten waren Finsternisse oft Veranlassung zu Juden-Verfolgungen, und die Chinesen peitschten ihre Hunde, damit durch deren Geheul der große Drache abgehalten werde, die Sonne zu verschlingen.

Und was ist es denn nun eigentlich, das ein so allgemeines Entsetzen verbreiten konnte? Nichts weiter, als daß drei Weltkörper, die gewöhnlich ein Dreieck im Weltenraume bilden, ausnahmsweise in eine gerade Linie zu stehen kommen, wobei keiner den andern berührt, sondern jeder sich wie immer in gemessener Entfernung hält. Diese drei Körper sind Sonne, Mond und Erde, und die Ordnung, in der sie hier aufgeführt sind, zugleich die, in welcher sie sich alsdann befinden. Die Sonne, von der das Phänomen seinen Namen entlehnt, erfährt dabei nicht das Geringste, ungeschwächt spendet sie Licht und Wärme nach allen Seiten, und leidet keine Finsterniß.

Allein unsre Erde, oder richtiger nur ein Theil der Erde (ein Fünftel oder Sechstel etwa) empfängt das Sonnenlicht nicht, welches ihr bestimmt war, da der zwischen beiden stehende Mond es auffängt und seinen Schatten gegen die Erde hin erstreckt. Diese also ist es, welche theilweis verfinstert (beschattet) wird, und es gehen daher auch auf ihr Veränderungen vor, als solche, die ein Schatten bewirken kann. Die alten Völker verdienen Entschuldigung, denn die Ursache der Erscheinung war ihnen unbekannt: wer heut, bei besserer Erkenntniß, noch abergläubische Vorstellungen dieser Art festhalten wollte, der fürchtet sich vor einem Schatten.

Der Mond, scheinbar eben so groß, in der Wirklichkeit aber dem Durchmesser nach 400, dem körperlichen Inhalte nach 64 Millionen Mal kleiner als die Sonne, kann seinen Schatten nicht in's Unendliche fort erstrecken, sondern dieser muß in einer Spitze enden und nur der Halbschatten, der den vollen Schatten rings umgiebt und seine Grenzen unsicher macht, erstreckt sich noch weiter. Die Entfernung des Mondes von der Erde wie von der Sonne ist nun nicht stets dieselbe, und wie wohl beide Veränderlichkeiten in ziemlich enge Grenzen eingeschlossen sind, so reichen sie doch hin zu bewirken, daß die gegen die Erde gerichtete Spitze des Mondschattens in einigen Finsternissen diese erreicht, in andern dagegen nicht. Nur wenn ersteres geschieht, wird den Gegenden der Erde, auf welche diese Spitze trifft, die Sonne gänzlich verdeckt; allein dies ist jedenfalls nur eine verhältnißmäßig schmale Zone der Erde und die totale Finsterniß kann nicht über 4—5 Minuten währen. Die vom wirklichen Schatten getroffenen Orte haben also nun eine totale Sonnenfinsterniß, während für die andern außerhalb dieser Zone liegenden (und für sie selbst vor und nach

der totalen) eine partielle Sonnenfinsterniß stattfindet, die desto größer ist, je näher der Ort dieser Zone liegt, und die in etwa 400 bis 500 Meilen Entfernung von derselben schon aufhört.

Trifft der wirkliche Schatten die Erde gar nicht, hat er aber eine solche Lage, daß er in gerader Linie verlängert die Erde treffen würde, so hat der Punkt, auf welchen die Spitze des Schattens gerichtet ist, eine ringförmige Sonnenfinsterniß, die gleichfalls nur in einer schmalen Zone gesehen werden kann. In der Mitte dieser Zone, wo der Ring der Sonne einen Augenblick überall gleich breit erscheint, ist die ringförmige Finsterniß central. Vor und nach der ringförmigen Finsterniß, so wie zu beiden Seiten der Zone, ist die Finsterniß dann ebenfalls partial, und der Mond sieht nicht ganz vor der Sonnenscheibe.

Geht endlich der wirkliche Schatten des Mondes gar nicht auf die Erde zu, sondern an ihr vorüber, doch aber so nahe, daß der Halbschatten noch einen Theil der Erde treffen kann, so entstehen bloß partielle Sonnenfinsternisse. Diese letztern kommen nur in den nördlichsten und südlichsten Gegenden der Erde vor und häufig treffen sie auf kein einziges bewohntes Land, sondern nur auf Oeeane.

Um in bestimmten Zahlen die Größe auszudrücken, welche die Finsterniß eines Orts verglichen mit der eines andern erreicht, theilt man den Durchmesser der Sonne, ohne Rücksicht darauf, ob er scheinbar etwas größer oder kleiner ist, in 12 gleiche Theile (Zolle) und diese in Decimalthelle. Bei einer Finsterniß von 6 Zollen ist also gerade die Hälfte des Durchmessers, bei 8 Zoll zwei Drittel, bei 10,5 Zoll sieben Achtel des Sonnendurchmessers verdeckt. Man nimmt jedesmal den Moment, wo die Finsterniß am größten ist, und der ohngefähr in die Mitte fällt, zum Maasstabe.

Die Vorausberechnung einer Sonnenfinsterniß würde bei der jetzigen Vollkommenheit der Astronomie zu den leichten Aufgaben gerechnet werden müssen, wenn sie nicht durch den Umstand, daß sie für jeden Erdort besonders geführt werden muß, langweilig würde. Jeder Ort hat sowohl der Zeit als der Größe nach seine eigne Finsterniß, etwas, das bei Mondfinsternissen nicht eintritt, die vielmehr allen Erdorten, welche den Mond zu dieser Zeit über ihrem Horizont haben, gleich groß und — bis auf den Meridian-Unterschied — zu gleicher Zeit erscheint. Denn die Mondfinsterniß ist für unsern Anblick eine Beschattung, die Sonnenfinsterniß eine Verdeckung. — Man berechnet sie also gewöhnlich für einige Hauptorte genau, für die übrigen nur beiläufig. Auch ist es wirklich nicht möglich, Anfang und Ende bis auf die letzte Sekunde zustimmend vorauszubestimmen. Zu groß ist die Zahl

der Ungleichheiten des Mondlaufs und zu verwickelt ihre Berechnung, als daß diese äußerste Schärfe erreichbar wäre. Man kann annehmen, daß eine mit aller Sorgfalt im Voraus berechnete Finsterniß dem Anfang und Ende nach etwa auf $\frac{1}{4}$ Minute unsicher sey; bei den nur beiläufig nach Näherungsformeln berechneten kann die Unsicherheit 1 bis 2 Minuten betragen. Immer aber muß vorausgesetzt werden, daß die Lage des Orts auf der Erde selbst genau bestimmt sey. Wie wenig dazu gehöre, um eine bemerkbare Verschiedenheit des Phänomens zu erzeugen, beweist unter Anderem die Finsterniß vom 15. Mai 1836, die auf der Königsberger Sternwarte, am nordwestlichen Ende der Stadt, bloß sichelförmig, in der Stadt selbst aber einen Augenblick wirklich ringförmig erschien.

Wenn eine partielle Sonnenfinsterniß nicht über 9 Zolle geht, so bemerkt man keine Schwächung des Tageslichts und eben so wenig etwas Besonderes an der Sonne selbst, die vielmehr regelmäßig diejenige Gestalt annimmt, welche ihr der Vorausberechnung gemäß zukommt. Das Einzige, was sich auf der Erde verändert zeigt, sind die Lichtlücken im Schatten belaubter Bäume, die statt ihrer gewöhnlichen runden Form die sichel- oder hufeisenförmige der Sonne annehmen. Durch Ferngläser, mit einem Blendglase versehen, kann man die einzelnen Unebenheiten des Mondrandes, so weit er vor der Sonne steht, deutlich wahrnehmen. — Uebersteigt dagegen die Finsterniß 9 bis 10 Zoll, so wird eine Abnahme des Sonnenlichts verspürt, die man aber weder als eine Dämmerung, noch als einen bleichen neblichten Sonnenschein bezeichnen kann, sondern die sich von beiden der Art nach völlig unterscheidet. Eigentlich besitzen wir für diese ganz eigenthümliche Beleuchtung keinen Ausdruck. Das Licht ist entschieden schwächer, allein dabei wirklich bestimmter als sonst, die Schatten sind schwärzer und schärfer begrenzt, die Farben bleicher und eine Art grünlicher Schimmer verbreitet sich über die Landschaft; auch die Wolken, wenn deren einzelne am Himmel stehen, bekommen grünliche Ränder; das eigentliche Blau des Himmels wird vermist, obgleich er seine Heiterkeit behält. Die ganze Natur hat etwas melancholisch-magisches, das Thermometer sinkt, ein Wind fährt über die Erdoberfläche hin und folgt dem Laufe der Finsterniß. Thiere, insbesondere Vögel, werden ängstlich, scheu und unruhig. Ähnliches wird bei wirklich ringförmigen Sonnenfinsternissen bemerkt, vorausgesetzt, daß heittrer Himmel statt finde, denn bei bedecktem Himmel zeigt sich nichts als eine Abnahme der Helligkeit. In den Momenten, wo der Ring sich bildet und wieder zerbricht, bemerkt man (im Fernrohr), daß dies gewöhnlich mit einem Zerbrechen des Sonnenrandes in mehrere Stücke verbunden ist, was sich hinreichend durch die Ungleichheiten des Mondrandes erklärt.

Totale Sonnenfinsternisse für bestimmte Erdgegenden sind sehr selten. Man kann durchschnittlich annehmen, daß 8 Jahre, welche 99 Neumonde enthalten, 18 Sonnenfinsternisse, und unter diesen 3 totale und 8 ringförmige bringen. Aber da die Zone, innerhalb deren die Finsterniß total sehn kann, durchschnittlich nur etwa den 100sten Theil der Erde trifft, so vergehen drei Jahrhunderte, bis dieselbe Erdgegend wieder eine solche sieht. Man rechne nun noch diejenigen ab, die durch trübes Wetter vereitelt werden und man wird es begreiflich finden, daß wir noch so wenig über dieses merkwürdige Phänomen wissen. Die Alten melden uns nichts Näheres, denn „die Sonne verschwand; es erschienen am Tage die Sterne“, und ähnliche allgemeine Ausdrücke können uns nur wenig belehren. — Aus den wenigen Beobachtungen, die wir von neuen Astronomen besitzen, ersieht man, daß sich um die Sonne ein leuchtender Ring bildet, sobald ihre Scheibe gänzlich vom Monde bedeckt ist. Dieser Ring ist zunächst am Mondrande roth, weiterhin gelb und er verliert sich in großen weißen Strahlen. Er ist in heftiger wallender Bewegung, so daß Einige ihn mit einem künstlichen Feuerrade verglichen haben, auch fügen sie hinzu, daß er sich nicht gleich, sondern erst 5 — 6 Minuten nach Eintritt der totalen Verdunkelung bilde und in der Mitte der Finsterniß am stärksten glänze. Er ist Ursach, daß keine eigenliche Nachtdunkelheit eintritt, obgleich der Himmel hinreichend dunkel ist, um die Sterne erster und zweiter Größe, so wie die hellern Planeten, zu zeigen — sogar ein Komet soll sich einst auf diese Weise gezeigt und den allgemeinen Schrecken nicht wenig vermehrt haben. Die höchst eigenthümliche Dämmerung, welche sich über die Erde lagert, der Finsternißwind, der sich plötzlich erhebt, und die ungewöhnliche Himmelserscheinung verwirren die Thierwelt: Pferde drängen sich ängstlich zusammen; Heerden laufen scheu und verstört umher, Vögel stehen im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben oder flattern hin und wieder, fallen wohl gar aus der Luft herab — daher die Meinung von einem Gifte, das in der Luft stecke. — Befindet man sich auf weiten freien Ebenen oder auf Berggipfeln, so kann man den Schatten des Mondes auf der Erdoberfläche deutlich herankommen und abziehen sehen; man erblickt eine Gegend von Nacht umhüllt, und eine andere im hellsten Sonnenschein glänzend — doch das ganze wunderbare Schauspiel währt nicht lange genug, um es gehörig aufzufassen — denn in vier bis fünf Minuten ist es vorüber.

Aufmerksame und möglichst vorbereitete Beobachtungen einer totalen oder fast totalen Sonnenfinsterniß, auch ohne Instrumente — nur eine genaue Uhr ist wünschenswerth — können deshalb noch immer für die Bereicherung unsrer Kenntniß der physischen Natur der betreffenden Himmelskörper von

Wichtigkeit werden, und deshalb wird es nicht ohne Interesse sehn, auf die im Jahr 1842 eintretende, große Sonnensfinsterniß im Voraus aufmerksam zu machen. Sie tritt am 8. Juli in der Frühstunde ein, und die Grenzen ihrer Sichtbarkeit, so wie deren Verlauf, können wir uns auf folgende Weise darstellen:

Ein auf dem Gipfel des berühmten Pifs von Teneriffa stehender Beobachter würde die Finsterniß gerade beim Aufgange der Sonne zuerst bei ihrem Aufhören erblicken, weiter westlich geht die Sonne erst auf, nachdem die Finsterniß schon vorüber ist; ihren Anfang sehen am frühesten die Araberstämme, welche im Süden der Regenschichten Tunis und Tripolis nomadistren. Die Grenze der Sichtbarkeit geht vom Pif von Teneriffa aus durch die Sahara, überschreitet zweimal den Niger, bei Jenné und bei Ritunga, zieht dann an den Südufern des Schadssees vorüber, durch Dersur und über den Nil, nahe bei Umbukan. Bei Suakim überschreitet sie das rothe Meer, zieht an Mekka und Maskat südlich vorüber, geht durch Bombay und Hyderabad in Indien, ferner durch Malacca, den südlichen Theil von Borneo, die Insel Flores und den nördlichsten Theil von Neuholland. Hier, in Arnheims-Land südlich von Port Essington, liegt der südlichste Punkt der Erde, bis zu welchem die Finsterniß vordringt. Von hier ab wendet die Grenze sich nordöstlich, durchschneidet Neu-Guinea und den Archipel der Carolinen. In denen der Punkt liegt, wo sie für die Erde endet und beim Untergange der Sonne gesehen wird. Weiter zieht sie durch den nördlichen Theil des großen Oceans (die Insel Halcyon $19^{\circ} 30' N. B.$ und $182^{\circ} 30' D. L.$, ist einer der Grenzpunkte) und an Kobjak vorüber zum S. Eliasberge, durch den großen Bärensee, die Bathurst-Einfahrt, die Halbinsel Melville und den südlichen Theil von Bassins-Land zu den Azoren, wo Terceira und S. Miguel zwei Grenzpunkte bilden, bis zu dem oben erwähnten Pif von Teneriffa.

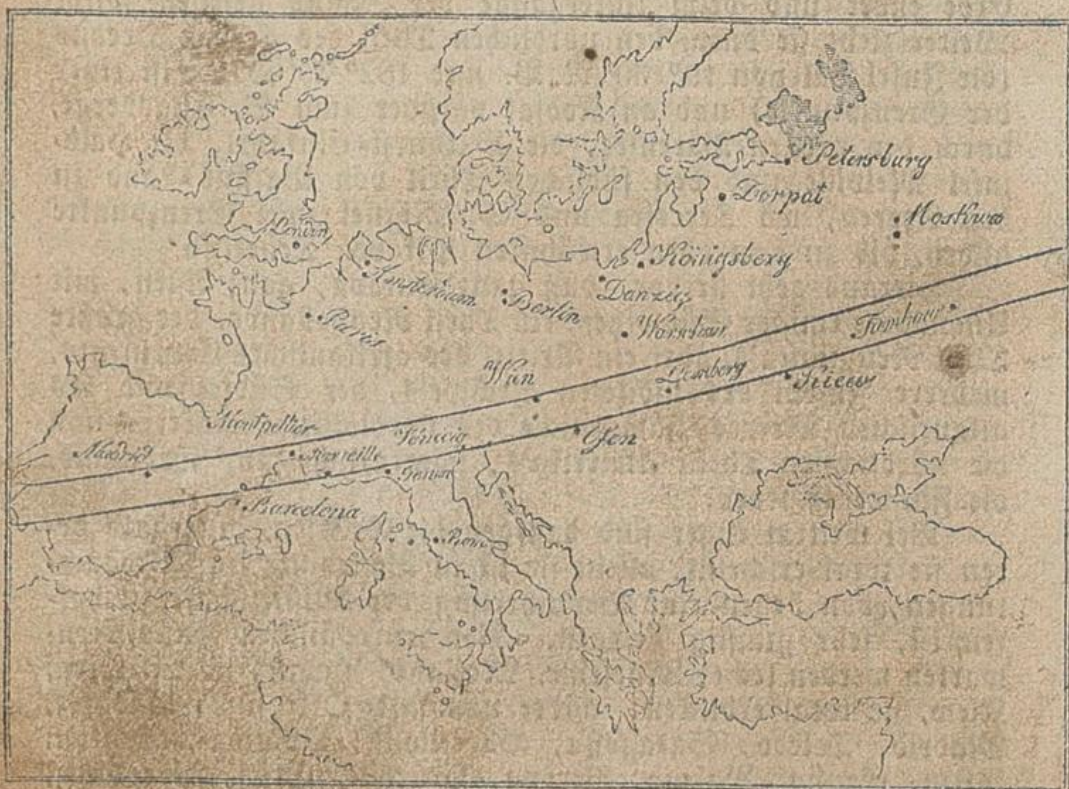
Hieraus geht hervor, daß ganz Europa, ganz Asien, mit Ausnahme einiger Südspitzen, ein Theil Neuhollands, der größte Theil Neuguinea's, über ein Drittel des afrikanischen Continents, mehrere Inseln des indischen Archipels, der Südsee und des atlantischen Meeres, sämtliche des nördlichen Eismeeres und die nördlichsten Theile Amerika's, namentlich ganz Grönland, die Finsterniß sehen.

Bei weitem enger sind dagegen die Grenzen, innerhalb deren sie total erscheint, allein sie ist in Beziehung auf Beobachtungen, von denen eine Bereicherung der Wissenschaft zu hoffen ist, sehr günstig gelegen. Von europäischen Hauptsternwarten werden sechs, Marseille, Mailand, Padua, Wien, Ofen, Kiew, sie total erblicken; andre namhafte Orte sind: Badajoz, Madrid, Toledo, Saragossa, Barcellona, Avignon, Toulon, Nizza, Genua, Parma, Verona, Venedig, Gräg, Presburg,

Lemberg, Brody, Tscheraigow, Kursk, Tambow, Pensa. Auch Turin, Modena, Ferrara, Triest, Drel, Woronesch und Simbirsk liegen der Zone so nahe, daß die Finsterniß dort fast ganz total ist, indem an keinem der genannten Orte $\frac{1}{100}$ der Sonne unverfinstert stehen bleibt. Von Pensa aus überschreitet diese Zone, in einer Breite von 18 bis 20 Meilen, die Wolga zwischen Simbirsk und Samara, den Ural um Werchuralsk, den Tobol zwischen Trojzk und Ischim und den Irtysh zwischen Omsk und Semipolatsk. Hier trifft sie den Ort Jamyschewskaja, wo gerade im Mittage die totale Finsterniß statt findet. Von diesem Centrum der Finsterniß aus zieht sie über die wilden Höhen des Kolsum und großen Altai und steigt in die südöstliche Hochebene hinab, wo sie die Horden der Tschianschan, Kalkas und Torgoten in Furcht setzen wird, und durch die Robiwüste zur chinesischen Mauer, die sie bei Longtschen überschreitet. Dreimal durchschneidet sie den Hoangho und einmal den Jantsekiang und endet in einem Punkte des Oceans, der etwa in die Mitte des Weges von den Philippinen zu den Marianen-Inseln fällt. Die ganze Zone begreift noch nicht den zweihundertsten Theil der Erdoberfläche.

Für ganz Europa ist die Finsterniß bedeutend groß.

Zone der totalen Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842 in Europa.



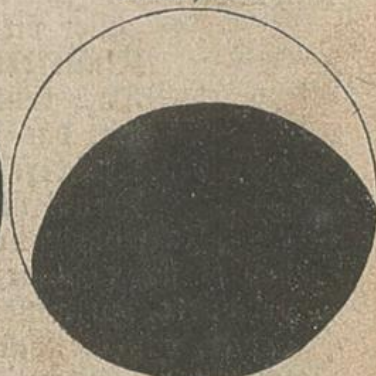
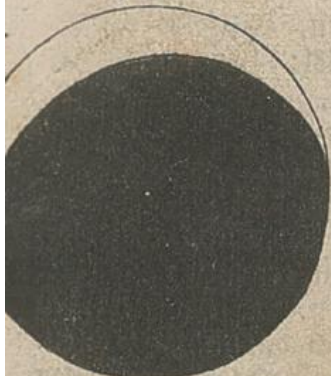
In Deutschland z. B. wird die Insel Norderne, der Punkt, wo sie am kleinsten ist, sie noch 9, 6 Zoll groß sehen. Die Linie für 11 Zoll Verfinsternung an der Südseite der Sonne läuft von der Mündung des Rhins durch Bourges, Coburg, Posen, Wilna, Wjätka, die für zehn Zoll von L'Orient durch Dieppe, Lille, Bremen, Hamburg, Windau, Dorpat. Elf Zoll Verfinsternung an der Nordseite zeigen sich auf einer Linie, die von Melilla durch Saffari, Civita vecchia, Semlin und Jassy zieht u. s. w., so daß es keinen europäischen Ort giebt, der nicht mehr als die Hälfte der Sonne verfinstert erblickte. Westlich erfolgt sie früher, östlich später. Mädler.

Größe der Sonnenfinsterniß für verschiedene Orte.

Berlin.

Paris.

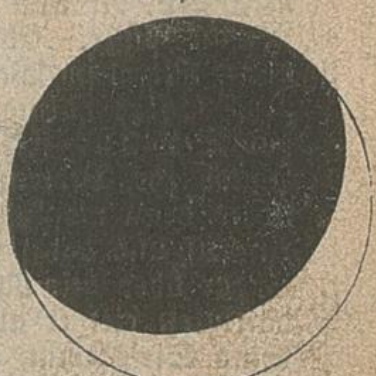
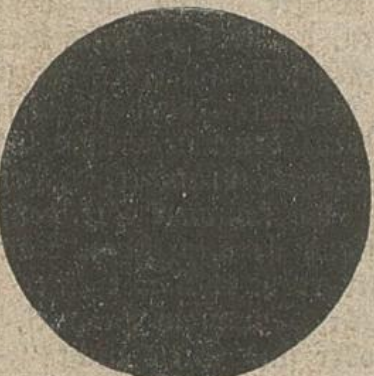
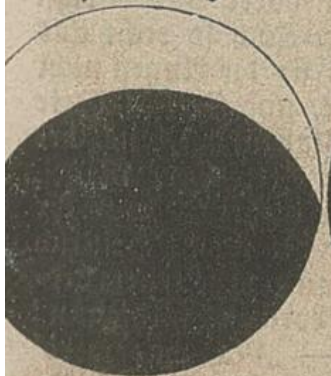
Stockholm.



Petersburg.

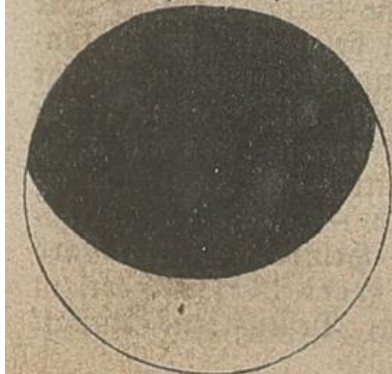
Wien.

Neapel.



Constantinopel.

Kasan.



Lemberg, Brodny, Tscheraigow, Kursk, Tambow, Pensa. Auch Turin, Modena, Ferrara, Triest, Drel, Woronesch und Simbirsk liegen der Zone so nahe, daß die Finsterniß dort fast ganz total ist, indem an keinem der genannten Orte $\frac{1}{100}$ der Sonne unverfinstert stehen bleibt. Von Pensa aus überschreitet diese Zone, in einer Breite von 18 bis 20 Meilen, die Wolga zwischen Simbirsk und Samara, den Ural um Werchuralsk, den Tobol zwischen Trojzk und Tschim und den Irtysh zwischen Omsk und Semipolatsinsk. Hier trifft sie den Ort Jamyschewskaja, wo gerade im Mittage die totale Finsterniß statt findet. Von diesem Centrum der Finsterniß aus zieht sie über die wilden Höhen des Kopsun und großen Altai und steigt in die südöstliche Hochebene hinab, wo sie die Horden der Thianschan, Kalkas und Torgoten in Furcht setzen wird, und durch die Kobiwüste zur chinesischen Mauer, die sie bei Longtschen überschreitet. Dreimal durchschneidet sie den Hoangho und einmal den Jantsekiang und endet in einem Punkte des Oceans, der etwa in die Mitte des Weges von den Philippinen zu den Marianen-Inseln fällt. Die ganze Zone begreift noch nicht den zweihundertsten Theil der Erdoberfläche.

Für ganz Europa ist die Finsterniß bedeutend groß.

Zone der totalen Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842 in Europa.



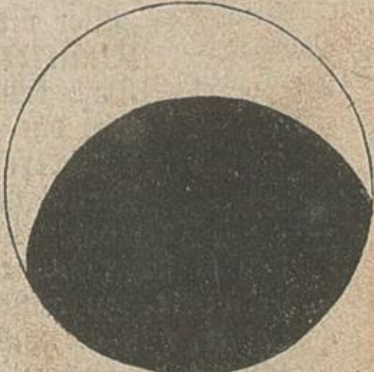
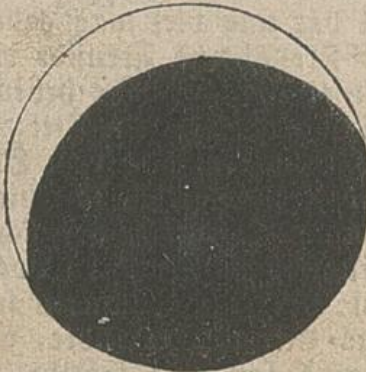
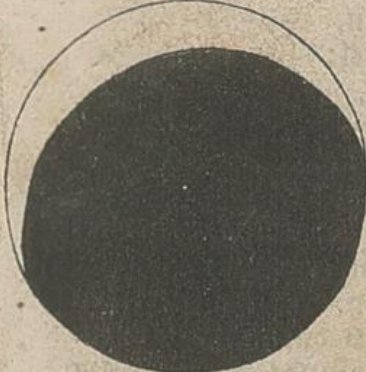
In Deutschland z. B. wird die Insel Nordeneh, der Punkt, wo sie am kleinsten ist, sie noch 9, 6 Zoll groß sehen. Die Linie für 11 Zoll Verfinsternung an der Südseite der Sonne läuft von der Mündung des Minho durch Bourges, Coburg, Posen, Wilna, Wjätka, die für zehn Zoll von L'Orient durch Dieppe, Lille, Bremen, Hamburg, Windau, Dorpat. Elf Zoll Verfinsternung an der Nordseite zeigen sich auf einer Linie, die von Melilla durch Saffari, Civita vecchia, Semlin und Jassy zieht u. s. w., so daß es keinen europäischen Ort giebt, der nicht mehr als die Hälfte der Sonne verfinstert erblickte. Westlich erfolgt sie früher, östlich später. Mädler.

Größe der Sonnenfinsterniß für verschiedene Orte.

Berlin.

Paris.

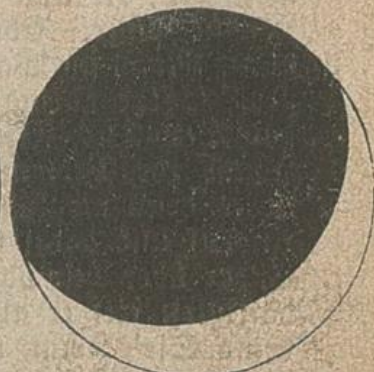
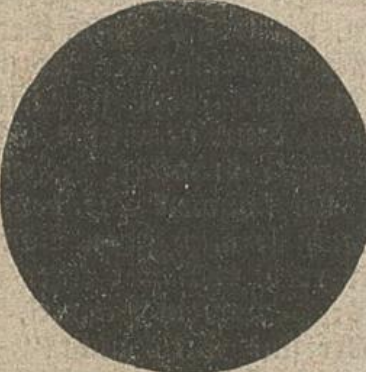
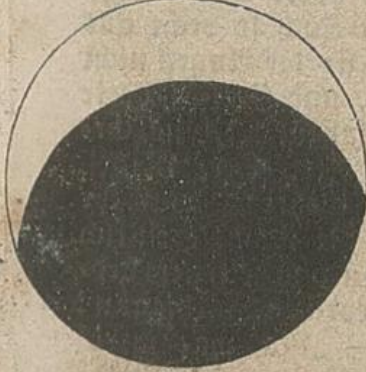
Stockholm.



Petersburg.

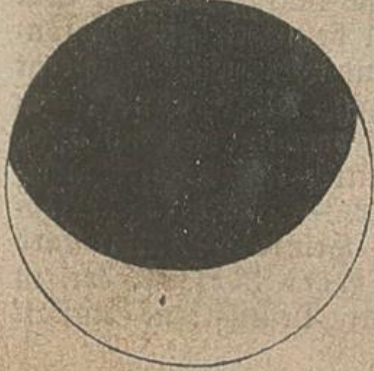
Wien.

Neapel.



Constantinopel.

Kasan.



Die Polterkammer.

Heinrich Kessel, ein Berliner Kind, das nun sechsundzwanzig Jahr alt war, wanderte, bald zur Erde, bald in den heitern Himmel schauend, mißmüthig und gedankenlos nach einem Dorfe, das eine gute Meile von Preussens Residenz entfernt ist. Nachdem er kaum ein Drittel des Weges hinter sich hatte, kam er sich schon ermüdet vor und warf sich auf eine Bank, die er an einem einzeln stehenden Hause fand. Da wär' er wahrscheinlich eingeschlafen, wenn ihn nicht plötzlich die lebhafteste Bewegung eines freischendenden Brunnenschwengels ermuntert hätte und eine klare weibliche Stimme, die zu der wunderlichen Instrumental-Begleitung sang:

„Wer viel hat und viel mag geben,
 Kennt der Freud' und Freunde viel;
 Doch kann er nicht Schätze heben,
 Hat das lust'ge Spiel sein Ziel; —
 Wandert's Geld ihm aus dem Haus,
 Freund' und Freund' zieh'n mit hinaus!“

„Ja wohl!“ brummte Heinrich vor sich hin, und dabei erhob er sich halb gern und halb ungern, weil er einige Neugier verspürte, zu wissen, wer die Sängerin sey. Sehr zufrieden damit, daß die Haus-Gefe ihm erlaubte, sich daran zu lehnen, schaute er herum, und sah eine kräftig gesunde Schöne am Brunnen, die nun Wasser genug im Zober hatte und eifrigst Wäsche spülte. Eben, da sie mit einem Bett-Tuch so recht aus voller Macht im Wasser wirthschaftete, wozu sie die Augen nicht grad' so sehr nöthig brauchte, erhob sie diese, und klatsch! hatte das Bett-Tuch Frieden, denn sie mußte loslassen, weil sie ihre Hände zur Verwunderung brauchte. „Herr Je, Herr Kessel, ist es denn möglich, wo kommen Sie denn hieher?“ war ihr Ausruf und dabei stand sie auch schon dicht bei ihm. Heinrich wurde über und über roth, doch mit einer an ihm seltenen Lebhaftigkeit rief er aus: „Du mein Himmel, Lorchon Huthmann! Sind Sie's denn, oder sind Sie's nicht?“ — „Na, was werd' ich denn sonst seyn, als ich selber!“ erwiderte lachend das Mädchen, und immer mehr lachend setzte sie hinzu: „Es ist aber hübsch von Ihnen, daß Sie uns einmal besuchen, und da können Sie der Mutter zeigen, daß Sie nun wirklich lesen gelernt haben!“ Und nun rief sie: „Mütterchen, Mütterchen, komm mal heraus!“ — und Mütterchen kam, verwunderte sich auch, und nun ging's an's Plaudern, bis Mutter und Tochter merkten, daß Heinrich schweren Herzens war. — Mit dem Lesenlernen hatte es eine eigene Bewandniß. Heinrichs Mutter starb bei seiner Geburt, und der Vater, Gottfried Kessel, der, in Compagnie mit einem Capitalisten, eine Destillations-Anstalt

hatte, behalf sich von da an mit den hübschen Ladenmädchen, selten an seinen Sohn denkend. Nun wohnte im selben Hause, auf dem Hofe, ein Böttcher-Meister, Namens Huthmann; der hatte eine gar wackere Frau, die es mit großem Leid wahrnahm, daß der arme Heinrich in seines Vaters Hause fast wie ein Ueberflüssiger betrachtet wurde, und da der Knabe öfter in die enge Wohnung der ordnungsliebenden Familie Huthmann eintrat und die Mutter ihre Tochter, Lorchchen, im Lesen unterrichtete, und in Allem, so weit ihre Kenntnisse reichten, mußte Heinrich, der damals schon elf Jahre zählte und wenig oder nichts gelernt hatte, in solchen Stunden auch mit heran und legte auf diese Art den ersten Grund zu der geringen Weisheit, die ihm zu Theil wurde. Da sich Niemand recht um ihn bekümmerte, ward er schen, träumerisch und träge. Seinen Vater machten unterdeß die Brantweinrinker reich und immer reicher. Er trennte sich von seinem Compagnon, und mehrere Jahre später wurde er Rentier, hatte ein Paar Häuser in der Stadt und ein Landhäuschen auf einem Dorfe. Da kamen dem Herrn Gottfried Kessel wohl zuweilen Gewissensbisse über die Vernachlässigung seines Sohnes; es sollte Alles nachgeholt werden, aber mit Vielem war es zu spät, und unser Heinrich, sonst ein gutmüthiges Menschenkind, hatte beim Lernen keinen rechten Trieb, mithin nur schwachen Erfolg. Da starb plötzlich auch sein Vater, zu großem Leidwesen der Weinhändler, die ihn einen ihrer besten Kunden nannten; der Tod ereilte ihn, als er eben sein Landhäuschen bezogen hatte, und Heinrich, der nun ein reicher Erbe war, kam auf zwei Jahre noch unter Vormundschaft, lebte indeß mit seinen Compagnen, die sich rasch eingefunden hatten, wie ein Schlaraffe. Das Schicksal zeigte ihm aber Tücke; die Erben des früheren Compagnons seines Vaters präsentirten einen Kontrakt und mehrere Schuldscheine, wonach sie an die Erbschaft die Summe von 40,000 Thalern zu fordern hatten, nächstdem die Zinsen und Zins auf Zins seit vierzehn Jahren. Es entstand ein Prozeß, da jedoch trotz allen Suchens, in dem Nachlaß des Herrn Gottfried Kessel sich keine Quittungen fanden, so sprach das Urtheil durch alle Instanzen zum Vortheil der Gegner, und was Heinrich bis dahin sein nannte, reichte nicht hin, die Gläubiger zu befriedigen. Diese zeigten sich freilich noch großmüthig genug; sie ließen unserm Heinrich das Landhäuschen und verbürgten sich, ihm jährlich 300 Thaler zu zahlen auf Lebenszeit. Daß ihn unter diesen Umständen seine Compagnen verlassen hatten, versteht sich von selbst. So standen seine Angelegenheiten, und er war eben auf dem Wege, sein ihm übrig gebliebenes Besitztum zu besichtigen, als sich ihm unerwartet die Bekanntschaft mit Lorchchen Huthmann erneuerte, der er wohl von Zeit zu Zeit einmal begegnete, sie aber jetzt seit sechs Jahren nicht gesehen hatte; und

er mußte sich gestehen, daß ein Mädchen vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre sich sehr angenehm verändern kann, obwohl sie immer Anlage zeigte, eine hübsche Jungfrau zu werden. Vater Huthmann war auch zu seinen Vätern versammelt und die Wittwe hatte sich vor dem Thore ein Gärtner-Häuschen sammt dem Garten gepachtet, wo sie nun, selber fleißig, mit der fleißigen Tochter sich ganz zufrieden nährte, denn ihre Ansprüche gingen nicht in's Hohe.

Das hatten sich nun beide Theile bei der erneuerten Bekanntschaft erzählt, und Lorchchen war dazwischen zuweilen hin- und hergelaufen, ein Glas Milch und einen Teller voll Obst, auch ein solides Butterbrodt zu holen, was Alles sich Heinrich wohl schmecken ließ, auf ein freundlich Ersuchen auch versprach, wenn er zurückkäme, wieder vorzusprechen.

Biel rüstiger war jetzt sein Schritt, und er sah gar nicht mehr aus, als langweile er sich, er schaute vielmehr mit bestreuer Miene sinnend vor sich hin. Das Landhäuschen fand er begreiflich nicht in der schönsten Ordnung. Ein ehemaliger Ladengehülfe seines Vaters hatte sich dort, man wußte nicht recht wie, eingenistet und sich den Raum dadurch verschafft, daß er Alles, was ihm im Wege lag oder stand, in ein Zimmer hineinwarf, dem man nun den Namen: Polsterkammer nicht mehr versagen konnte. Seit Kurzem war nun jener Insasse auch gestorben, und dadurch eine doppelte Unordnung in dem Hause heimisch. Unserm Heinrich wollte die Sache nicht behagen, da er durchaus nicht wußte, wie er es anzufassen habe, um hier wohnen zu können, und so kam er, den Kopf voll von Wirrigkeit, gegen Abend wieder bei der Wittwe mit ihrem Lorchchen an. Die wußten aber für Alles Rath, sagten ihm auch: daß er mit einer Leibrente von 300 Thalern und einem eigenen Häuschen immer noch ein gemachter Mann wäre, und erboten sich zugleich, ihm gern zur Hand zu seyn, wenn er sich da wohnlich einrichten wolle.

Das wollte nun Heinrich freilich; nachdem er indeß drei Wochen und etwas drüber täglich recht gern bei der Wittwe, oder vielmehr bei Lorchchen Huthmann, vorsprach und ungern wieder wegging, fand er, daß Lorchchen nothwendig mit in das Landhäuschen gehöre, wenn er an die dort mögliche wohnliche Einrichtung glauben solle. Weil er aber gar keinen Muth aufbringen konnte, ihr das zu sagen, schrieb er an sie wie folgt:

„Meine verehrte Jugend-Bekanntschaft!

Von Ihrer Mutter hab' ich lesen lernen, und von Ihnen möcht' ich leben lernen, so weit sich das mit jährlichen 300 Thalern auf einem Landhäuschen thun läßt. Gewiß aber geht's noch mal so gut, wenn Sie dabel sind, und Ihre Mutter. Das hat aber Eile, denn meine gemietthete Möbel-Stube muß ich am 31sten August verlassen und heut haben wir schon den

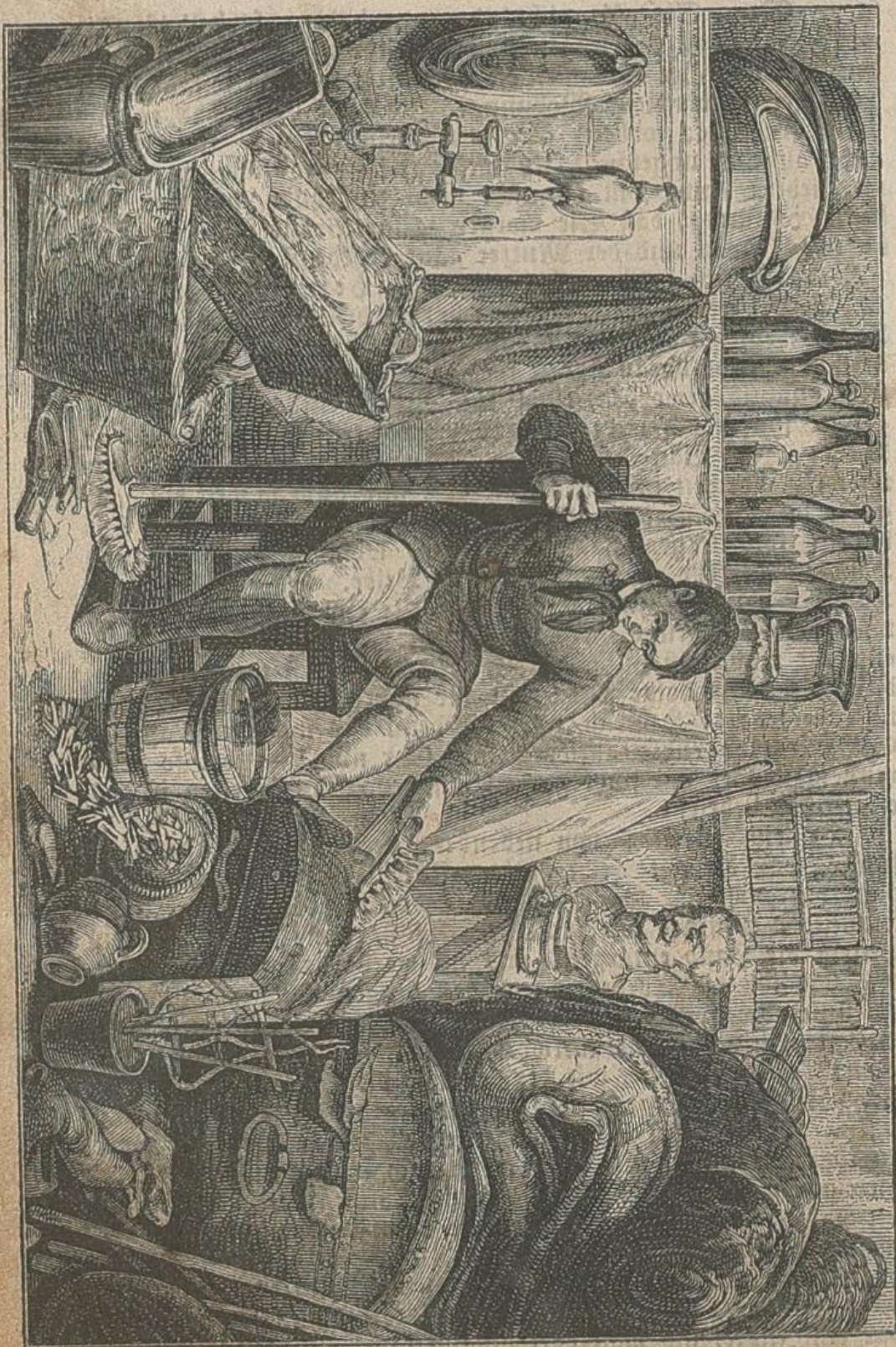
6ten. Wenn Sie also nichts dagegen haben, so hol' ich Sie morgen ab, daß wir wegen unsrer Trauung zum Prediger gehen; bienach kann am 30sten die Hochzeit seyn und wir beziehen dann vereint die neue Wohnung. Ich bitte Gott, daß er Sie Ja sagen läßt; wollten Sie aber Nein sagen — thun Sie's nicht an mir ungeschickt Unglücklichen! — so schreiben Sie's mir lieber; dann will ich nicht mehr zu Ihnen kommen. In bester Hoffnung, daß Sie morgen meine Braut sind, empfehle ich mich Ihnen und der Mutter ganz ergebenst

Berlin, den 6. August 1838. Heinrich Kessel."

Da er keine schriftliche Antwort erhielt, ging er andern Tages klopfenden Herzens hinaus, wußte aber nicht, ob er sonderliche Freude daran haben könnte, daß ihm die Mutter, die sein ansichtig geworden, ein Stück Weges entgegen kam. Sie grüßte ihn jedoch recht freundlich und ergriff auch bald das Wort: „Ihr Schreiben hat uns überrascht“, sagte sie, „aber ich weiß, Lorchchen ist Ihnen gut, Sie sind auch so weit ein ganz guter und gewiß ein redlicher Mensch, und mit dem, was Sie haben, können genügsame Leute sehr wohl auskommen, und Hände habt Ihr ja auch noch alle Beide. Das ist indeß die Hauptsache und sehen Sie“ — sie stockte etwas — „ja, heraus muß es! — sehen Sie, da liegt bei Ihnen der Fehler. Ich entsinne mich, daß in Ihrer Kindheit, wenn ich manchmal sah, daß Sie ganze halbe Tage rein gar nichts thun konnten, und ich nun fragte: Heinrich, wird dir denn das nicht zur Last? — Sie mir sehr ruhig antworteten: Gar nicht! — bei so was muß man aber gar nicht gar nicht sagen, denn arbeiten ist das eigentliche Leben!“

Heinrich schritt stumm nebenher, verlegen auch, denn er fühlte, daß die Alte recht hatte. Sein Muth wäre aber doch ganz hin gewesen, kam nicht jetzt Lorchchen herbei. Zwar nicht so lustigen Muthes wie sonst, streckte sie ihm doch schon von weitem die Hand entgegen, und als er sie hastig ergriff, sah er, wie ihr die Thränen aus den Augen schossen, und sie sich nun abwenden wollte. Da fragte er dann: „Lorchchen, wollen Sie mit nicht eine Antwort geben?“ — „Sie haben sie ja schon!“ entgegnete sie, mit der Schürze die Thränen trocknend; „ich hätt' Ihnen ja jetzt nicht die Hand gegeben, wollt' ich Nein sagen. Ich habe zu Gott um seinen Segen geseht, wir wollen ihm vertrauen, uns selber aber auch tüchtig rühren, dann wird gewiß Alles gut!“ — Dabei fiel Lorchchen der Mutter um den Hals, weinte sich aus, und war dann bald wieder so fröhlich wie sonst.

Rasch kam nun Alles in Gang und Mutter Huthmann trieb nun auch, das Landhäuschen in Ordnung zu setzen. Das war ein Jubel, als man dort hinaus kam! — man fand viel mehr, als man erwartet hatte, und über die Unordnung zu



siegen, da waren die beiden Frauen grade die rechten Leute. So wurde nun Tag für Tag gescharwerkelt zu eigenem Nutzen, und Heinrich mußte tüchtig mit angreifen. Alles wurde verzeichnet, was vorhanden, um zu ermitteln, was etwa noch mangle zum Hausstande, und nachdem dies geschehen, erhielt Heinrich einen Zettel, worauf das Fehlende bezeichnet war, daß er nachsehe, ob sich vielleicht in der Polsterkammer etwas davon vorfinde, wobei ihm mir nichts, dir nichts gleich der Auftrag wurde, diese Kumpelleien gleichfalls in Ordnung zu bringen, Alles aufzuschreiben, damit man das Ueberflüssige vom Nutzbaren sondere, jenes auf den Trödel schicken, dieses in Gebrauch nehmen könne. Unterdeß wollten sich Mutter und Tochter über die einträglichste Art, das Gärtchen umzugestalten, beraten, auch wohl hier und da gleich mit der That einschreiten. Der Auftrag für Heinrich war kein angenehmer, wie leicht zu ermessen, betrachtet man nur ein Stück der Polsterkammer, wozu sich in dem Bilde die Gelegenheit findet. Er brütete auch Anfangs in halber Verzweiflung über die ihm zugetheilte Arbeit, zu welcher er mit Haarbesen und Borstwisch ausgerüstet worden war. Endlich aber, an die künftigen Sonntage denkend, faßte er den Entschluß, die sauern Stunden rüstig zu überwinden, und ging an's Werk. Nachdem er Manches gefunden, womit er, laut seines Zettels, sein Frauenvolk erfreuen konnte, und dies in die Zimmer brachte, gerieth er an mehrere Koffer, in denen er unter Anderem auch vielerlei Papiere fand, wobei er sich denn hin und her vertiefte, da sich manche Erinnerung bei ihm weckte, so daß, als die Frauen mehrmals riefen: er möge zur Erholung auch einmal in den Garten kommen, er ihnen entgegenete: er fände da so viel, daß es ihn gradhin wie fest hielt. Plötzlich aber hörten Mutter und Tochter ein wahres Jubelgeschrei aus dem Fenster herunter: „Lorchen, Mutter Gutmänn, um Gotteswillen, was hab' ich in Händen! Kommt 'rauf! kommt 'rauf! Ich kann mich nicht rühren vor Freude!“ — Sie stürzten herbei und herauf, sahen aber jetzt, daß er sich sehr wohl rühren konnte; denn halb lachend, halb weinend tanzte er wie rasend im Zimmer herum, mehrere Papiere hoch über dem Kopfe haltend, und lange war nichts aus ihm heraus zu bringen, als die Worte: „Ich bin wieder ein reicher Mann!“ und dabei ging das Springen von Neuem los.

Nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, legte er den Frauen die Papiere vor. Es waren die Quittungen, wonach Heinrichs Vater seinem ehemaligen Compagnon Schuld und Gewinn ehrlich herausgezahlt hatte, und ausdrücklich war in einem dabei liegenden Aufsatz bemerkt: daß der Compagnon die über die Sache sprechenden Papiere nicht auffinden konnte, sie aber hiemit für null und nichtig erklärte, wenn sie jemals wieder zum Vorschein kommen sollten.

Heinrich hatte in seinem Entzücken noch nicht Zeit gehabt, zu bemerken, daß die Frauen sehr still geworden waren, jetzt aber sah er, daß Lorchchen wieder Thränen trocknete. Heinrich stürzte auf sie zu: „Lorchchen, was ist Dir, fren’st Du Dich denn nicht mit?“ — „Ach ja, aus tieffster Seele!“ antwortete sie, und legte die Hand auf’s Herz. „Aber, wenn Sie nun ein so reicher Mann sind —!“ — „Da meinst Du wohl, ich würde ein Schurke seyn? Psui, schäme Dich, Lorchchen; und bitt’ mir’s gleich ab! Das sag’ ich Dir hiemit, ist unsre Hochzeit nicht am 30sten August, und ist der Plunder Schuld daran, so werf’ ich ihn in’s Feuer; denn ich weiß es, ich kann ohne Dich nicht glücklich seyn. Und wenn Du willst, will ich nun auch alle Tage Polterkammern ausräumen!“

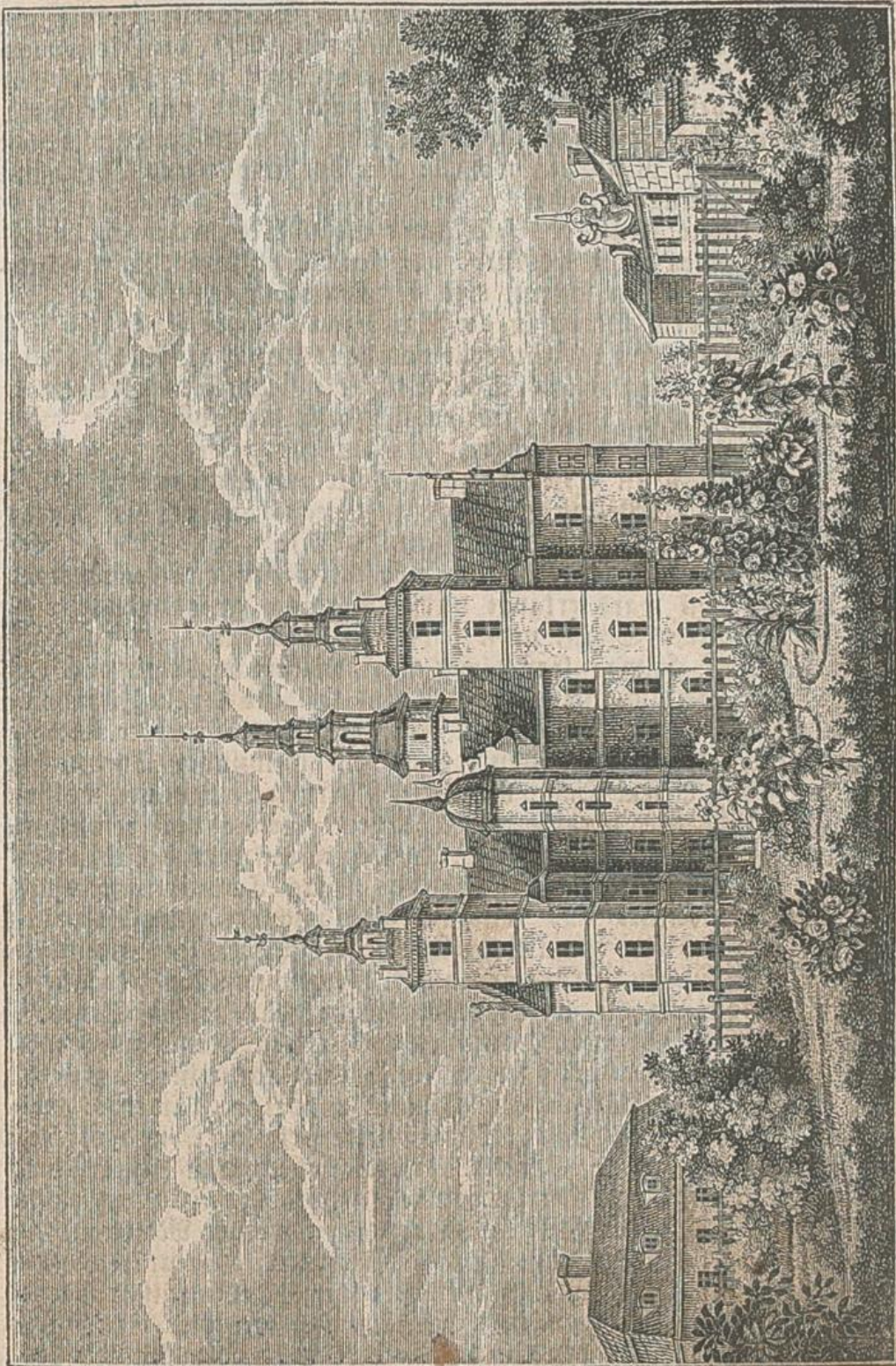
Lorchchen lag stumm an seinem Herzen und Mutter Huthmann ergriff gerührt Heinrichs Hand. „Siehst Du, Mutter, wozu das Lesenlernen gut ist?“ sagte er in halbem Scherz; „hab’ ich’s doch von Dir gelernt, und nun will ich mich recht-schaffen dafür bedanken!“

Das thut er auch! Jene Erben, als der Justiz-Commis-sarius ihnen die Papiere vorlegte, ließen es gar nicht zum Pro-zesse kommen, sondern gaben Alles wieder heraus, wobei aber Heinrich nicht streng rechnete; denn er hatte auch ihnen einen Dank abzutragen, da sie doch, als sie im Recht zu seyn glaub-ten, ihn nicht ganz leer ausgehen ließen. Das Landhäuschen ist ihm aber so lieb geworden, daß er es wirklich bezog, das Ge-bäude vergrößerte, zu dem Garten ein Stück kaufte, ja dann auch Feld und Wiesen, und die Frauen haben einen recht flei-ßigen Landwirth aus ihm gemacht, denn Mutter Huthmann blieb bei ihrem Spruch: „Arbeiten ist das eigentliche Leben!“ — „Besonders, wenn Einem die Polterkammer hilft!“ setzt dann wohl manchmal der glückliche Heinrich Kessel hinzu.

Das Königliche Schloß in Copenhagen.

Rosenburg wird es genannt, weil König Christian der Vierte, der den Bau (1604) begann, es zu einem Lustschloß bestimmte, weshalb es auch außerhalb der Stadt lag; aber man erweiterte deren Grenzen schon nach vier Jahren und so wurde das Schloß mit seiner Umgebung ein Theil Copenhagens. Dem Geschmack der damaligen Zeit nach wurde es zum Theil im gothischen Stil von Juigo Jones, einem Engländer, erbaut und hat in der Länge 76, in der Breite 38 dänische Ellen; die Höhe bis zur Dachspitze beträgt 35, die des größten Thurmes 74 Ellen. Das merkwürdigste Gemach ist der große Rittersaal im zweiten Stockwerk, der eben so lang und breit wie das

THE CHURCH OF THE HOLY SPIRIT IN THE CITY OF BRNO



ganze Schloß und verhältnißmäßig hoch ist. Er enthält das königlich dänische Wappen und die aus Stuccatur-Arbeit gefertigten Modelle der Reichs-Insignten. Auf den kostbaren Tapeten sind in zwölf Gemälden die Siege und Thaten des Königs Christian des Fünften dargestellt, alle mit Reimlein versehen, von denen wir folgende, ihres eigenthümlichen Ausdrucks wegen, mittheilen wollen: Bei der Eroberung Christianstadts (15. Aug. 1676):

„Die kühne Kraft des selbstanwesenden Monarchen
Giebt seinen Dänen Muth, daß kein Cartagen Schnarchen
Gefährlich ihnen scheint, dies Christianstadt spürt,
Das mit dem Degen in der Faust wird emportirt.“

Bei der Eroberung der Citadelle von Landscrona (4. Aug. 1676):

„Lands Cronen stolzes Schloß für die siegreichen Stücken
Des großen Christians sich endlich auch muß bücken,
Als es drei Wochen sich mit großem Lob gewehrt,
Berzweifelnd an Succurs, hat es Accord begehrt.“

Und bei der Darstellung des großen Sieges auf der Colberger Heide (1. Juni 1677):

„Aus Gothenburg der Feind war durch den Belt gekommen,
Bei Rostock ward ertappt und tapfer ihm genommen
Bier capitale Schiff, nebst selbst den Admiral,
Auch sank Calmar-Castel, der Rest entkam diesmal.“

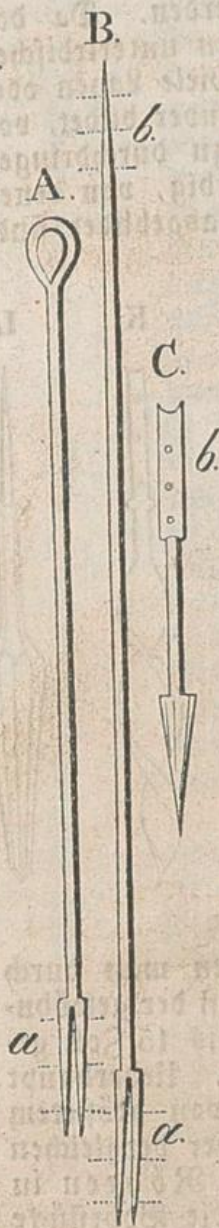
Die Portraits auf diesen Tapeten sind fast alle ähnlich, namentlich erkennt man Christian den Fünften, seine Generale, Admirale und übrigen Beamten. Auch ein königlicher Thron befindet sich in diesem Saal, nebst drei silbernen Löwen von natürlicher Größe mit vergoldeten Mähnen, welche vor demselben stehen bei der Krönung. Im zweiten Stockwerk befinden sich noch in den Thürmen erstens: das Glas-Cabinet mit einer Sammlung seltner und kostbarer Glasgeschirre jeder Art, besonders sehr vieler Pokale, welche die verschiedensten heimischen und ausländischen Fürsten gebraucht. Zweitens: das Regalien-Cabinet, welches die goldne Königskrone, das goldne Scepter, das königliche Schwert, den großen goldnen Reichsapfel und die goldne Salbenbüchse, Alles reich mit Edelsteinen verziert, und andre der königlichen Familie gehörige Juwelen und Schmucksachen von Gold, Silber, Elfenbein u. s. w. enthält. Ferner: das grüne Cabinet. Hier findet man unter den mannigfaltigsten Kostbarkeiten, als Pokalen in allen edlen Metallen und in Erystall (jeder von irgend einer Merkwürdigkeit), Schwerdtern und Degen berühmter Potentaten und allerlei andern Dingen, auch das bekannte Oldenburgische Horn. Von diesem erzählt man eine Sage, welche wir hier mittheilen wollen. Graf Otto der Erste von Oldenburg, der sich auf der Jagd zu weit von seinem Hofgesinde entfernt hatte, kam nach langem Reiten an einen Berg, der Dsenberg genannt, auf dem

er still hielt und sich nach einem Duell umsah, da ihn sehr durstete. Plötzlich öffnete sich der Berg und eine schöne Jungfrau, herrlich geschmückt, trat aus demselben, ihm jenes mit einem Trank gefüllte Horn anbietend. Ihn aber schreckte das trübe Getränk und er wagte nicht, es zu genießen. Da sprach zu ihm die Jungfrau: „Trinke ohne Zagen, Graf! denn so Du dieses Horn austrinkst, wird Dein Haus bis auf späte Zeiten blühen, so Du es aber verschüttest, wird Zwietracht und Haß darin wüthen.“ Der Graf jedoch konnte sich nicht zum Trunk entschließen, sondern goß es aus, und siehe, wo die Feuchtigkeit sein Pferd berührte, nahm sie die Haare weg. Bei diesem Unblich graufete ihn, und ob die Jungfrau gleich ihr Horn zurückforderte, sprengte er doch mit demselben eilends davon und gelangte bald zu seinem Gefolge. So weit die Sage, doch vermuthet man, daß dies Horn zu Christian des Ersten Zeiten von Daniel Arctäus, einem westphälischen Bildbauer, den dieser König an seinen Hof berief, gefertigt sey. — Im ersten Stockwerk ist ein großer, mit vielen Gemälden (besonders dänischer Könige) behangener Saal, in welchem die Ziehungen der königlichen Klassen-Lotterie stattfinden. Dann das Spiegelgemach, worin die Decke, Wände, Thüren und selbst ein großes Oval im Fußboden aus Spiegelglas bestehen; daneben ein kleiner Verschlag, früher Badezimmer, in welchem jetzt mehrere Schwerdter aufbewahrt werden. Nächst dem das in drei Zimmer vertheilte, aus 60,000 Münzen und Medaillen aller Zeiten bestehende Münz-Cabinet, das Porzellan-Cabinet und endlich das Thronzimmer. Hier befinden sich die Thronstühle, welche bei der Krönung gebraucht werden, beide von der ausgesuchtesten und kunstreichsten Pracht; der königliche Mantel von carmoisinrothem Sammet, mit goldnen Kronen gestickt, die bei der Taufe der königlichen Prinzen und Prinzessinnen gebräuchliche „heilige Base“ und Anderes. Auch das künstliche Modell einer Ehrenforte, welche dem König Christian dem Sechsten und seiner Gemahlin auf einer Reise (1733) zu Bergen errichtet worden, und das silberne Standbild Christian's des Vierten zu Pferde, 1888 Loth schwer, werden hier aufbewahrt. Im untern Geschoß liegt gegen Norden ein großer Saal, mit 79 Gemälden guter Meister der älteren Zeit geziert, früher das Audienzzimmer des eben erwähnten Königs, von wo ein Sprachrohr bis zu einem Zimmer auf der südlichen Seite des Schlosses führt, durch das man sich ganz leise unterhalten kann. In dem letztern Zimmer wird das Geweih eines Hirsches gezeigt, der 1611, als die Dänen von der schwedischen Festung Calmar Besitz genommen hatten, die Annäherung der Schweden der Besatzung kund gab, indem er durch dieselbe in die Stadt geschleucht wurde, was natürlich Aufsehen erregte. Außer dem Schlafgemach Christian des Vierten, in dem er auch am

28. Februar 1648 starb, befinden sich in diesem Geschloß noch mehrere Zimmer von geringerer Bedeutung, in denen das lebensgroße Bild Christian des Fünften, genährt und gestickt von seiner talentvollen Tochter Eleonora Welfeldt, erwähnenswerth ist. Die große Gallerie zwischen den Gemächern des Königs und der Königin ist mit einer langen Reihe von Gemälden, welche die verschiedenartigsten Gegenstände darstellen, behängt. A n.

Artesische Brunnen.

Es sind gebohrte oder Hebelbrunnen, welche man, da sie zuerst in der Grafschaft Artois in Frankreich in allgemeinen Gebrauch kamen, Artois'sche oder Artesische Brunnen genannt hat. — Der Gedanke: mit Hülfe des Erdbohrers unterirdische Quellen aufzusuchen und zu Tage zu fördern, ist Jahrtausende alt, und seit urvordenklichen Zeiten bedienten sich die Chinesen schon des Erdbohrers, um Salzsole unter der Erde zu entdecken. Die mit dem Erdbohrer gemachten Erfahrungen auf die gebohrten oder überlaufenden Brunnen waren in China wohl schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung in Gebrauch; denn gegenwärtig ist dieses Land reich an solchen künstlichen Springquellen und die Chinesen verstehen es, 4000 bis 5000 Fuß tief mit dem Erdbohrer einzudringen. — Auch in Europa schreibt sich der Gebrauch des Erdbohrers aus alter Zeit her. Im vierzehnten Jahrhundert bediente man sich dieses Instrumentes schon zur Erforschung der Erdschichten bei Land- und Wasserbauten; später auch um wissenschaftliche Untersuchungen über die Lage und Dicke der verschiedenen Erd- und Steinschichten, die unsere Erdrinde bilden, anzustellen. Alt ist auch die Gewohnheit bei uns, mit dem Erdbohrer auf Steinkohle oder Salzsole zu bohren, und nicht viel jünger scheint die Zeit zu seyn, wo man in Frankreich anfang, den Erdbohrer zur Auffindung unterirdischer Quellen anzuwenden, denn in der französischen gelehrten Literatur ist davon schon um das Jahr 1660 die Rede. Die ersten praktischen Versuche, mit Hülfe des Erdbohrers springende oder übersprudelnde Brunnen anzulegen, scheinen im nördlichen Frankreich gemacht worden zu seyn, obgleich in Nieder-Oesterreich schon vor 120 bis 130 Jahren gebohrte Brunnen im Gebrauch waren, auch in Italien bei Modena und Bologna schon in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts solche Brunnen bestanden. In jenem Theile des nördlichen Frankreichs, wo nun diese Art von Brunnen ihren Namen erhielten, war die Beschaffenheit des Erdreiches dem Bohren auf Quellwasser auch besonders günstig; seit Anfang dieses Jahrhunderts

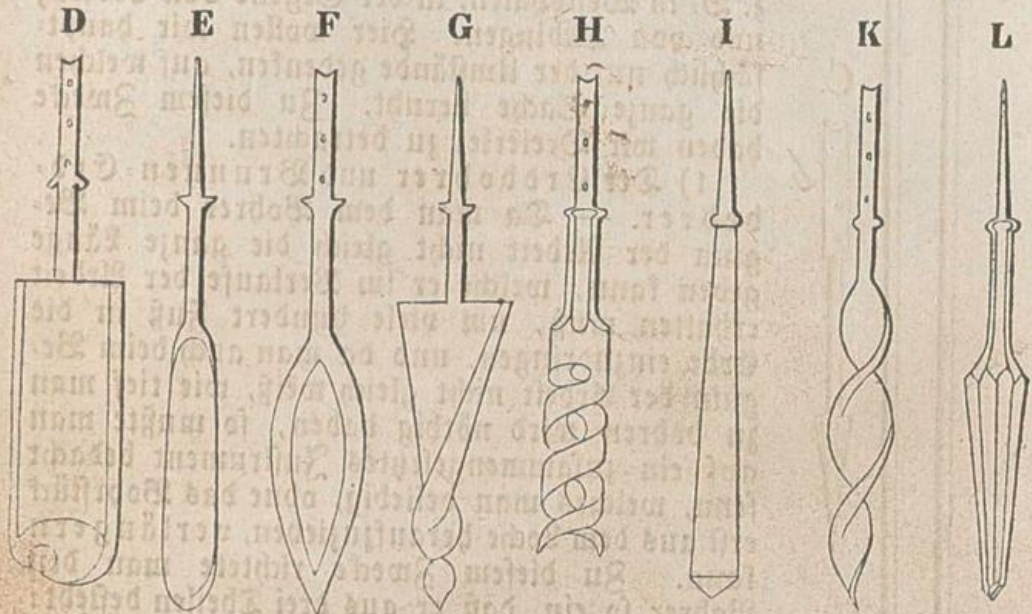


haben sich aber diese Brunnen über ganz Frankreich verbreitet und gleichzeitig fanden sie in den südlichen Grafschaften Englands Eingang, wo die mit Nord-Frankreich ganz ähnliche Bodenbeschaffenheit dazu aufforderte. Die größte Ausnahme erhielten die Bohrbrunnen in den zweiten zehn Jahren dieses Jahrhunderts, wo sie auch in Deutschland Anwendung fanden, z. B. in Westphalen, in der Gegend von Coblenz und von Tübingen. Hier wollen wir hauptsächlich nur der Umstände gedenken, auf welchen die ganze Sache beruht. Zu diesem Zwecke haben wir Dreierlei zu betrachten.

1) Der Erdbohrer und Brunnen-Erdbohrer. — Da man dem Bohrer beim Beginn der Arbeit nicht gleich die ganze Länge geben kann, welche er im Verlaufe der Arbeit erhalten muß, um viele hundert Fuß in die Erde einzudringen, und da man auch beim Beginn der Arbeit nicht gleich weiß, wie tief man zu bohren wird nöthig haben, so mußte man auf ein zusammengesetztes Instrument bedacht seyn, welches man beliebig, ohne das Bohrstück erst aus dem Loche herauszuziehen, verlängern kann. Zu diesem Zwecke richtete man den Bohrer so ein, daß er aus drei Theilen besteht:

1) dem Kopfstück A, in welches die Drehstangen zum Umdrehen des Bohrers eingesetzt werden; 2) dem Mittelstück B und 3) dem Bohrstück C, wie nebenstehende Zeichnung sie darstellen. Diese Theile werden so zusammengesetzt, daß die platten Enden b des einen Stückes in die Gabeln a des andern Stückes eingesetzt und durch eingebohrte Löcher mit Schraubenbolzen fest verbunden werden können. Das Kopfstück hat gewöhnlich 6, das Mittelstück 10 bis 15 Fuß Länge, und solcher Mittelstücke können dann in beliebiger Anzahl so oft und so viel zwischen das Kopfstück und das letzteingesetzte Mittelstück angelegt werden, als es die Arbeit erfordert. Die Stärke sämtlicher Eisenstangen ist von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll im Quadrat oder Durchmesser. Auf die Zubereitung dieser Bohrerstangen muß große Sorgfalt verwendet und jedes Stück vor dem Gebrauche einer Probe unterworfen werden, damit man seiner Stärke und Ausdauer möglichst versichert sey. Eine noch größere Sorgfalt muß auf die Verfertigung der Bohrstücke verwendet werden, welche den schwierigsten Theil der Arbeit zu verrichten haben und größten-

theils aus sehr gutem Stahl gearbeitet werden. Da das Erdreich, durch welches der Bohrer bis zu den unterirdischen Quellen dringen muß, mehrere und oft sehr viele Lagen oder Schichten von Erdarten und Felsarten übereinander bildet, von denen manche nur mit größter Anstrengung zu durchdringen sind, hat man auch verschiedene Bohrstücke nöthig, von denen hier die gebräuchlichsten und hauptsächlichsten abgebildet sind. Man theilt sie in der Regel in vier Klassen.



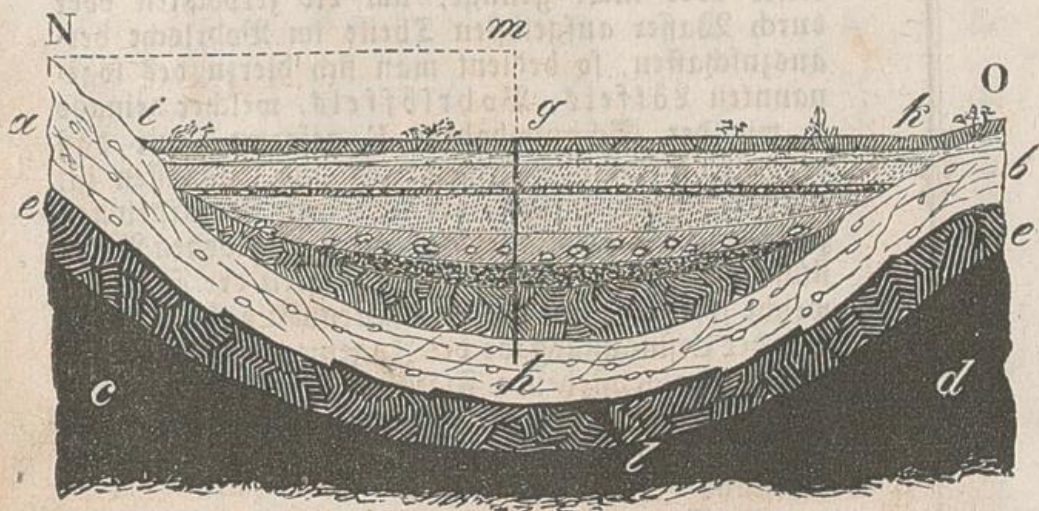
Zur ersten Klasse gehören die, mit welchen man durch **Damm-Erde** und zähen **Thon** bohrt. Dies ist der gewöhnliche **Erdbohrer D**, dessen Durchmesser von 4 bis 15 Zoll genommen wird, je nachdem es der Zweck erfordert. Ueberhaupt müssen beim **Brunnenbohren** alle Bohrstücke von größerem Durchmesser als beim Bohren auf **Steinkohle** oder dergleichen genommen werden, wegen Einbringung von Röhren in das Bohrloch. — Zur zweiten Klasse gehören die Bohrstücke für sehr harten **Thon**, **Kreide**, **Kalkstein**, wie die hier unter **E, F** abgebildeten **Schaufelbohrer** und **Schneidbohrer** und der **Schneckenbohrer G**. — Zur dritten Klasse gehört der unter **A** schon abgebildete **Spitzbohrer**, welcher angelegt wird, wenn man auf **Kiesel** trifft, und der **Schraubenbohrer H**, mit welchen kleinere und lose liegende **Kiesel** zermalmt oder aufgenommen und zu Tage gefördert werden. — Zur vierten Klasse endlich gehören der **Meißelbohrer I**, mit welchem harte **Gesteine**, wie **Sandstein**, **Marmor** durchpocht oder **Trümmergesteine** zerstoßen werden; dann der **Kronbohrer** und gewundene **Kronbohrer K**, welcher bei tiefstliegendem sehr harten **Thon** angewendet wird und schnell

M

eindringt, und der Sternfronbohrer L, welcher dazu dient, das Bohrloch durch alle Erd- und Felslagen durch gleich cylindrisch zu machen, d. h. rund und eben nachzuputzen. — Eine fünfte Klasse von Bohrern sind die Sandkellen, trichterförmige Bohrstücke, um Triebsand zu bohren; auch wie die Schaufelbohrer zu ähnlichen Zwecken, und um Erdtheile und kleine Trümmer herauszuholen. Wenn dieser aber nicht genügt, um die zerpochten oder durch Wasser aufgelösten Theile im Bohrloche herauszuschaffen, so bedient man sich hierzu des sogenannten Löffels, Bohrlöffels, welcher beinahe so wie der Schaufelbohrer E geformt, nur daß er unten 5 Zoll hoch aufgebogen und geschlossen ist, um die aufgelösten Erd- oder Steintheile aufnehmen zu können. Jedoch lassen die hier angegebenen Bohrstücke noch eine große Mannigfaltigkeit der Form zu, welche jedesmal von der Beschaffenheit des Erdreichs und der Erfindungsgabe des Ingenieurs abhängt. — Die hier nebenstehende Figur M zeigt den Brunnen-Erdbohrer in einer Zusammensetzung aus dem Kopfstück, zwei Mittelstücken und einem Schneidebohrstück.

2) Von der Beschaffenheit des Erdreichs. — Das was wir das Erdreich nennen ist eigentlich nur die Rinde der Erde. Diese Rinde besteht aus vielen Schichten oder Lagen übereinander, von sehr verschiedener Beschaffenheit. So weit man bei uns bisher in diese Rinde eingedrungen ist, beiläufig 2000 Fuß, findet sich die unterste dieser Schichten aus sehr harten Steinarten bestehend, z. B. Granit, Gneus, Grauwacke, welche man „Urgewirge“ nennt. Ueber diese harte Rinde liegen dann in vielfachen Stufen: Basalt, Porphyr, Thonschiefer, Sandstein, Kalkstein u. dgl. als „zweite Bildungen.“ Dann kommen die Schichten, welche man „Flözgebirge“ nennt, wie Kreide, schwarzer und grauer Thon, gewöhnlich mit Kieselagen oder Feuerstein durchschossen. Endlich kommen nach oben zu mehrere dünnere Lagen von allerlei leichteren Erdarten, z. B. jüher Thon, Triebsand, Schluff, Lehm, sandiger Lehm, Mergel, und als oberste Lage dann die Damm-Erde. Diese obersten Schichten sind „angeschwemmte“ Gebirgsarten. Die weiterhin vorkommende Figur Q giebt einen ungefähren Begriff von diesen angeschwemmten und Flöz-Schichten. — Hierbei ist es von Wichtig-

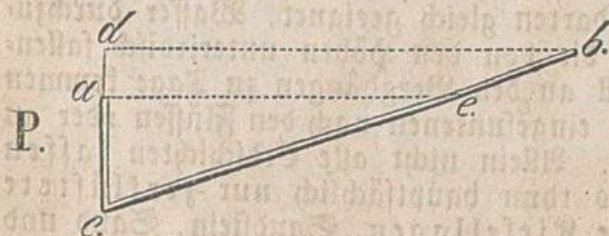
feit für die Lehre von den artesischen Brunnen, daß man wisse, wie nicht alle diese Erdschichten horizontal, d. h. wagerecht aufeinander, sondern daß sie größtentheils in schiefen Abdachungen an den Seiten der unter ihnen vulkanisch sich erhobenen Urgebirgsgipfel liegen. Dies ist besonders mit den zweiten und dritten Bildungen der Fall, über welche dann die angeschwemmten wieder in wagerechten Niederschlägen lagern. Betrachten wir hier die Figur als ein Stück der Erdrinde im Durchschnitt



bis auf die Granitgipfel c, d, über welchen eine wasserdichte Thonschicht e lagert, auf welche Kalkstein kommt, der in der Mitte gebrochen und nach a, b hin geboben ist; i, k — f, f sind dann angeschwemmte Schichten. So können wir uns von den schiefen Lagern, wie sie besonders im Thonschiefer, Kalkstein und der Kreide vorkommen, eine Vorstellung machen. In den meisten dieser Erdschichten befindet sich Wasser und wenn man nach solchem bohren will, so ist es die Hauptsache, zu wissen, wo man es anzutreffen hoffen kann. — Die ganze Erdrinde ist nämlich mit unzähligen Wasseradern durchflossen, die in Spalten und Klüften der unterirdischen Gesteine in langen Zickzack-Strahlen sich durchzwängen und hier und dort kleine Wasserbeden bilden, welche wieder Wasseradern nach allen Richtungen hin aussenden, wo ihnen die lose Beschaffenheit des Erdreichs den Abfluß erlaubt. Diese unterirdischen Wasser haben ihren Ursprung nicht in der Tiefe, sondern kommen alle von oben her, indem sie durch die obersten leichten Erdschichten durchsickern. Dies geschieht auf verschiedene Weise. Einerseits wird ein Theil des gefallenen Regens eingesogen und nach unten abgesetzt. Der andere Theil des Regens verdunstet aus dem Erdreich und bildet mit den Abdunstungen der Seen und Flüsse, Nebel und Wolken, welche wieder ihr Feucht an die Hügel und Bergspitzen absetzen, wo es eingesogen, zu Wasser

gerinnend, in die unterirdischen Kanäle abfließt. Auch nehmen gewisse Erdschichten Wasser von den über sie hinfließenden Bächen und Flüssen auf, oder lassen das Wasser der Seen durchsickern, so daß allenthalben Wasseradern rinnen, wo sie nur Raum finden. Man muß sich das so vorstellen, daß nicht allein auf der Oberfläche der Erde, sondern auch unter derselben zahllose kleine Bächlein fließen und ein Wasserney sichtbar und unsichtbar die Erdrinde durchschlingt. Viele Bäche und Flüsse, nachdem sie aus solchen hervorquellenden Wasseradern entstanden, verrinnen in Sand- oder losen Gestein-Schichten und bilden wieder verborgene Wasseradern, und so findet ein fortwährender Austausch zwischen den oberirdischen, unterirdischen und den in der Atmosphäre aufgelösten Wassern statt. Senken sich die unterirdischen Wasseradern von den Bergkuppen nach innen nieder, so suchen sie sich alsobald an den Bergwänden, am Fuße der Berge und Hügel, oder auch in den Ebenen, Ausgänge und fließen dann als natürliche Quellen zu Tage. Finden sie aber diese Ausgänge nicht, so müssen sie durch gewisse Erdschichten, welche dies vorzüglich zulassen, nach unten zu weiter niederrinnen und werden hier von der Geschwindigkeit und der Schwere der obern Wasseradern, aus denen sie sich fortpflanzen, hart gedrückt, so daß, wenn der Erdborher nun in der Tiefe auf eine solche Wasserader trifft, sie nothwendig emporspringen muß, weil durch das Bohrloch das Hinderniß gehoben wird, welches sie nicht zu Tage steßen ließ. Solche durch die Kunst geöffnete Springquellen würden jedoch nicht vorkommen können, wären alle Erdarten gleich geeignet, Wasser durchzulassen. Dann würden die von den Höhen unterirdisch fallenden Wasser bald überall an den Berghängen zu Tage kommen und die in den Thälern eingesunkenen nach den Flüssen oder an die Seeufer ausrinnen. Allein nicht alle Erdschichten lassen Wasser durch. Dies thun hauptsächlich nur zerklüftete oder lose Gesteine, wie Riesellagen, Sandstein, Sand und besonders der ungleichförmige Kalkstein. Andere Erdschichten dagegen sind wasserdicht, wie z. B. der gleichförmige Kalkstein, die Kreide, besonders aber die Thonarten. Zu einem Springquell ist daher immer nothwendig, daß eine wasserhaltige Erdschicht zwischen zwei wasserdichten Erdlagen eingeschlossen vorhanden ist. — Betrachten wir noch einmal die Figur N, O und nehmen wir an, daß in g ein artesischer Brunnen gebohrt werden soll. i, k wäre ein ebenes Thal, welches in i an den hier zu Tage gehenden Kalksteinberg N, in k aber an einen mit Frucht-Erde bedeckten Hügel O grenzt. Das Wasser, welches in h gefunden werden soll, kann nun entweder aus dem Hügel O kommen, wo es durch die Damm-Erde bis in den Kalkstein b durchsickert, oder aus der Höhe bei N, wo es der nackte Kalksteinberg einsaugt.

f, f ist die oberste wasserfeste Thonschicht und e, e die unterste. Die Wasseradern müßten also im Kalkstein, oder wenn die Lage Kiesel wäre, in diesem bis h vordringen, gleichviel ob die Entfernung von a bis h oder von b bis h nur gering oder weiter, vielleicht 2 bis 3 Meilen wäre. Wenn man nun bei g zu bohren anfinge, so könnte man schon in den ersten Schichten auf Wasser treffen; denn die von der Höhe N kommenden Wasseradern würden Gelegenheit finden, bei i in die losen Schichten der Damm-Erde und des Sandes zum Theil auszulassen. In diesen Schichten würde man aber nicht hinreichend Wasser finden, vielleicht nur so viel, als ein gewöhnlicher grabener Pumpbrunnen bedarf; jedenfalls keine Springquelle. Man müßte nun Röhren einsetzen und mit dem Bohren fortfahren. Wenn man auf die Schichte Thon f gekommen ist, hätte man eine wasserfeste Lage und die Hoffnung erreicht, eine wasserhältige zu finden. Man führe nun mit Bohren bis h fort, wo man Kiesel oder Kalkstein und so auch auf Wasser trafe. Ob und in wie weit jetzt diese gefundene Quelle empor-spränge, hängt von Umständen ab. Man könnte z. B. in h auf eine sehr reichhaltige Wasserader gestoßen seyn und dennoch seine Arbeit umsonst gemacht haben, wenn diese Wasserader in l frei abflöste. Der Bohrer sänte bei h dann in eine Kluft und würde einen Wasserstrom anzeigen, ohne daß Wasser im Bohrloch emporstiege. Dies erklärt sich aus dem hydraulischen Gesetz des Wassergleichgewichtes. Es wäre z. B. hier Figur P



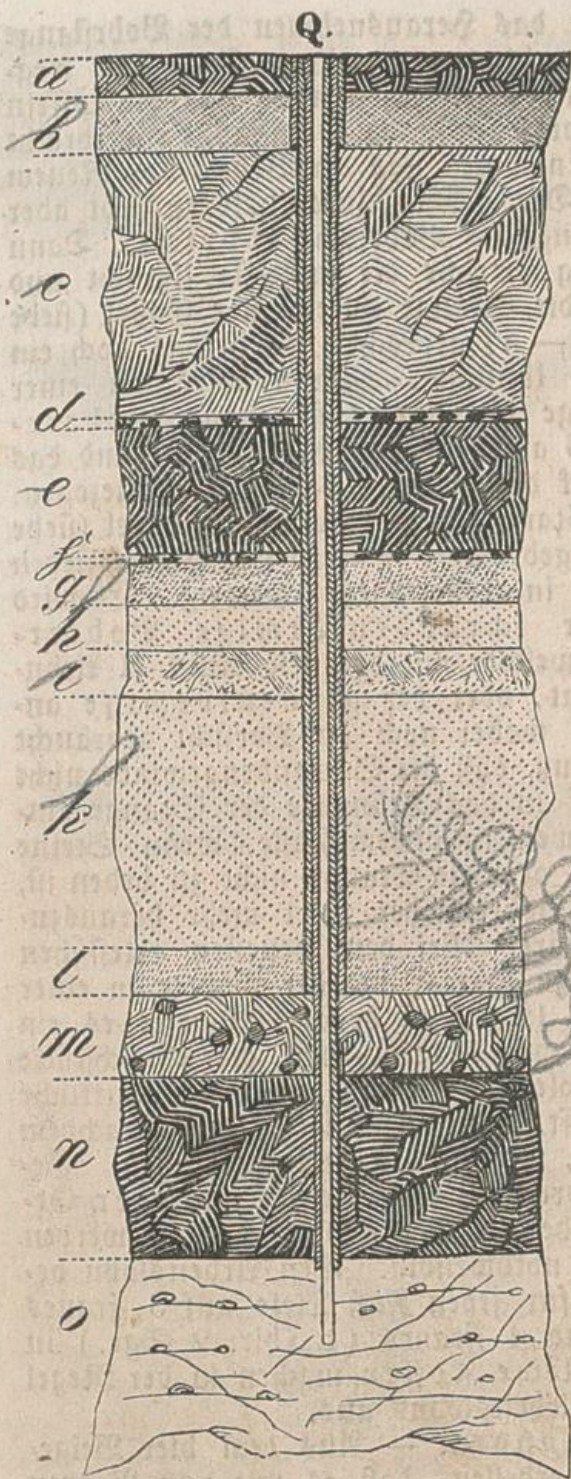
eine ungleichschenklige Röhre. Würde diese mit Wasser gefüllt, so stellte sich dieses in der Röhre bei a und e gleich. Wollte man die Röhre auch von e bis b voll gießen, so würde sie bei a überfließen.

Wollte man deren Wasser in der bis b gefüllten Röhre durch Verbindung mit einem Wassergefäß einen Druck geben, so würde es bis d empor-springen, so hoch nämlich als die Stelle ist, wo es den Druck erhält. Machte man aber in die Röhre bei c ein Loch, so würde das Wasser hier abfließen und nicht bis a emporsteigen. Dadurch erklärt sich das ganze Experiment der artesischen Brunnen. Wenden wir dies Beispiel auf die Figur N. O. an, so erhalten wir dieselbe Ansicht im Durchschnitt des Erdreichs. Die Winkel g, h, b und g, h, a wären ebenfalls solche Röhren. Käme das Wasser von b, so würde es in dem Bohrloche von h nur bis g emporsteigen und überfließen. Käme es aber von der Höhe bei a, so würde es durch das Bohrloch von h bis m, nämlich in gleicher Höhe mit der,

woher der Druck kommt, emporströmen. — Einige Zeit war man in dem Irrthum befangen, daß die Gewalt, mit welcher die Quelle aus dem Bohrloche aufspringt, von unterirdischen Dämpfen oder der Entwicklung von Gasen in Höhlen, durch welche das Wasser kommt, herrühre. Dies ist freilich bei heißen Mineralquellen der Fall, wie bei dem Karlsbader und Rißinger Brunnen, welche durch Druck der unterirdischen Gasspannung auf die Höhe getrieben werden, wenn auch die Rißinger Quelle ihre Befreiung dem Erdborner verdankt. Aber das Gesetz, nach welchem die artesischen Quellen überlaufen oder springen, ist das ganz einfache des bekannten Wasserdruckes. Es sind daher zur Anwendung artesischer Brunnen, hinsichtlich der Beschaffenheit des Erdreichs, zwei Hauptbedingungen zu erwägen: 1) auf eine lose oder klüftige wasserleitende Schicht zu treffen, welche zwischen zwei wasserfesten liegt; 2) in dieser Schicht auf eine Wasserader zu treffen, welche ihren Druck oder Ursprung von einer Stelle erhält, welche höher liegt als die Stelle, wo gebort werden soll.

3) Von dem Verfahren beim Bohren artesischer Brunnen. — Mancherlei Verfahrensweisen werden hier angewendet, je nach der Einsicht und Erfindung der Ingenieure. Im Wesentlichen richtet sich das Verfahren nach der muthmaßlichen Beschaffenheit des Erdreichs. Es kommt zunächst darauf an, was man sich aus dem Ansehen der Gegend von der Tiefe versprechen kann. Wenn z. B. keine beträchtlichen Höhen in der Nähe wären und man nicht hoffen dürfte, einen überlaufenden Quell zu erhalten, würde zuerst in die leichtesten obersten Erdschichten, vielleicht auf 30 bis 50 Fuß tief, ein Brunnen schacht gegraben und dann erst mit dem Bohrer durch Thon oder Lehm gearbeitet werden. Solche Brunnen sind in den Ebenen Lithauens, auf dem Königl. Gesüte Trakehnen angelegt worden, welche ihr Wasser von den Anhöhen Polens erhalten und aus einer Tiefe von 150 Fuß aus einer kieselhaltigen Schicht überlaufen. — Dies Verfahren kann sich auch umgekehrt stellen. Man kann nämlich im Vertrauen auf nahe Höhen gebort haben und doch auf eine Wasserader treffen, welche nicht von diesen, sondern von entfernteren und niedrigeren Anhöhen kommt. Man hätte diese Ader z. B. in einer Tiefe von 200 Fuß gefunden; das Wasser stiege aber nur 120 Fuß hoch im Bohrloche empor. Man würde jetzt, um nicht den Lohn der Arbeit aufzugeben, oder sich auf ein sehr mühsames und in Hinsicht auf besseres Resultat zweifelhaftes Weiterbohren einzulassen, dem Wasser im Bohrloche durch Ausgrabung eines Brunnen schachtes von einigen achtzig Fuß Tiefe entgegen kommen müssen. In diesem Behälter würde der Quell überlaufen, könnte mit einem Pumpenwerk bestellt

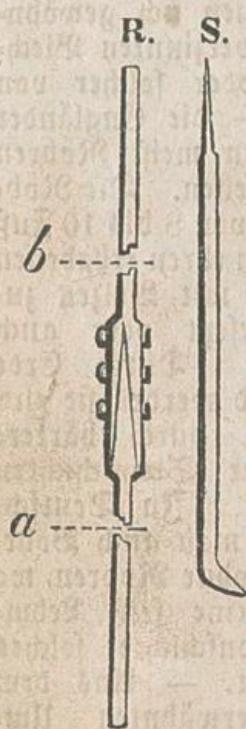
werden und man hätte doch einen weit bessern und viel wohlfeileren Brunnen, als man durch bloßes Graben erhalten hätte, wo sich wahrscheinlich Wasser und zwar weniger gutes, früher in den loseren Schichten eingestellt oder das Graben durch so zähe und harte Massen in so beträchtliche Tiefe ungeheure Kosten erfordert haben würde. — Es wäre aber auch denkbar, daß der Quell nicht sogleich aufsprudelt, weil er unten einen mäßigen Abfluß hat, und zugleich den Druck der Atmosphäre nicht überwinden kann. Daher muß man immer, wenn das Wasser in der Tiefe bleibt, es erst versuchen, ihm durch die Anwendung einer Pumpe den Aufsprung zu erleichtern. Ein solcher Versuch ist bei Bethune geglückt, wo der Quell erst in einer Tiefe von 130 Fuß stehen blieb, durch die Pumpe geföhrt aber überfließt und noch heute, nach 15 Jahren, dabei geblieben ist. — Im Gegentheil sinken oft Quellen, welche, als sie vom Bohrer berührt wurden, hoch aufsprützten, wieder in eine beträchtliche Tiefe hinab, in welcher sie verharren und aus der sie durch Pumpenzüge sich nicht wieder heraufföhren lassen. Dergleichen, wie die hier angeführten Umstände, gehören jedoch zu den Ausnahmen und in der Regel springt der Quell oder läuft doch über, wenn die Stelle der Arbeit nur mit Kenntniß und Einsicht gewählt wurde. — Beim Beginn der Arbeit unterscheidet sich das Verfahren der Franzosen von dem der Engländer darin, daß jene ein Gerüst über das zu eröffnende Bohrloch bauen, diese aber auf 30 bis 50 Fuß tief sich in die obersten losen Erdschichten eingraben. Diese Methode erspart das Gerüst, hat aber allerlei Nachtheile, wie z. B. auch den, daß oft, wenn die Wasserader aufsprützt, die Arbeiter sich kaum vor dem Ertrinken im Loche retten können. — Nach der voranstehenden Beschreibung des Erdbohrers und der folgenden Figur Q wird das Verfahren wohl hinlänglich deutlich gemacht sehn. Diese Abbildung zeigt den Durchschnitt der Erdschichten, wie sie in einigen Gegenden des Pas-de-Calais vorkommen, und namentlich ist die hier abgebildete Bohrung bei Merville ausgeföhrt. Man sieht hier die verschiedenen Gebirgslagen in dem natürlichen Verhältniß ihrer Mächtigkeit (d. h. Dicke). a ist Dammerde, b Triebsand, c grauer Thon, d eine Sandsteinlage, e grüner erdhaltiger Thon, f eisenhaltiger Kies, g schwarzer Sand, h grüner Sand, i schwarzer erdiger Sand, k schwarzer Trieb- sand, l sandiger Thon, m grüner sehr harter Thon mit Kies, n schwarzer sehr fester Thon, o freideartiger Kalkstein. — Das Bohrloch ist mit ineinandergeschobenen verzinneten Eisenblech- röhren geschürzt; bis a ist die erste, bis l die zweite durch die losen Sandlagen eingebracht; endlich machte der bröckelnde harte Thon noch eine Verlängerung der Röhre bis n, o nothwendig. Es mußte also, da die zweite Röhre nicht mehr sich abwärts treiben ließ, eine im Durchmesser engere, dritte einge-



schoben werden. Aus diesem Beispiel lassen sich alle andern Fälle beurtheilen. — Im milden Erdreich thun es auch hölzerne Röhren, doch muß das Bohrloch dann größer seyn und sie erfordern eine größere Arbeit. Die Franzosen bedienen sich gewöhnlich der verzinneten Blechröhren oder solcher von Kupfer — die Engländer gebrauchen meist Röhren von Gußeisen. Die Röhrenstücke von 8 bis 10 Fuß werden an ihren erhabenen Rändern mit Bolzen zusammengesetzt oder auch verlötet. Durch Erde und Sand werden sie eingetrieben, durch härtere Erd- oder Steinschichten eingesenkt. In Deutschland hat man auch Bohrburgen ohne Röhren, wo nämlich eine feste Lehm- oder Thonschicht solches begünstigt. — Aus dem früher erwähnten Umstande, daß die Bohrstücke nach Beschaffenheit der wechselnden Erdschichten gewechselt werden müssen und dem hier in der Abbildung gegebenen Beispiel verschiedener Gebirgslagen, läßt sich die Schwierigkeit und Langwierigkeit der Arbeit beim Brunnenbohren ermessen, wenn man bedenkt, daß die hunderte

von Fuß langen, oft 1000, 2000 Pfund und darüber wiegende Bohrstange bei jedem Wechsel stückweise herausgebracht und nach gewechseltem Bohrstück nach und nach, indem die Mittelstücke zusammengezabelt werden, wieder eingesenkt werden muß. Oft geräth man schon nach einem oder einigen Tagen Arbeit wieder

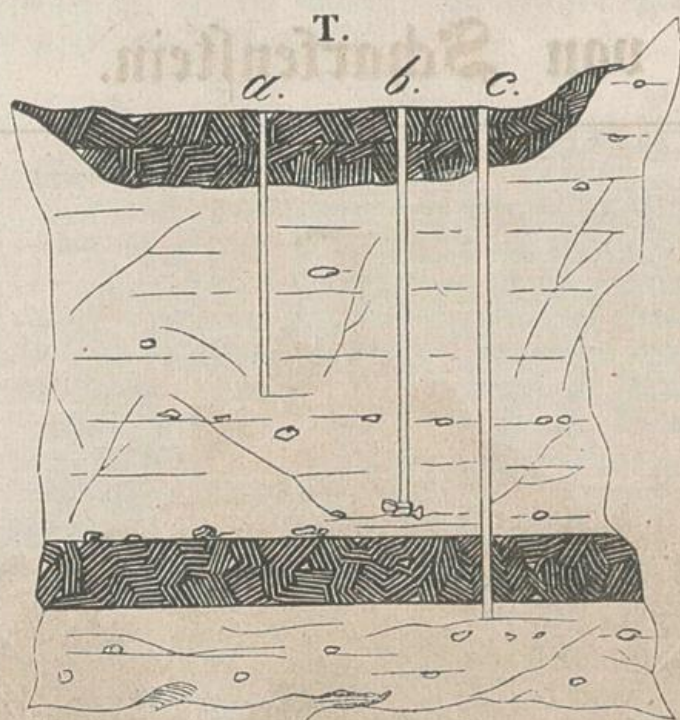
auf andere Schichten und das Herausnehmen der Bohrstange muß abermals erfolgen, welches oft mehrere Tage Zeit wegnimmt. Großen Aufenthalt verursacht ferner das Auslöffeln des Bohrloches, wo der Bohrer aus-, die Löffelstange eingebracht und dann wieder herausgenommen und der Bohrer von Neuem eingesenkt werden muß. Der größte Aufenthalt entsteht aber dadurch, wenn die Bohrstange im Bohrloche abbricht. Dann wird eine Proceður nöthig, welche die äußerste Umsicht und Geduld erfordert. — Ist die Stange unter einer Gabel (siehe



Figur R — a) gebrochen, so ist das noch ein günstiger Umstand. Dann wird an einer Bohrstange der biegeelförmige Bohrerzieher S angelegt, die Gabel gefaßt und das Bruchstück des Bohrers daran herausgezogen. Ist die Stange aber oberhalb der Gabel (siehe R — b) gebrochen, so wird das Herausziehen besonders in großer Tiefe schwierig. Es wird dann der schraubenförmige Bohrerzieher, welcher mit dem Bohrstück H Ähnlichkeit hat, oder der glockenförmige angewendet, wobei noch die Vorsicht gebraucht werden muß, daß die Schraubengewinde nicht allzuscharf in das Trümmer der Stange eingreifen, weil in diesem Falle, wenn Steine nachfallen, oder die Stange nicht zu heben ist, auch der Bohrerzieher nicht mehr herauszubringen wäre. Bei dem neuesten artesischen Brunnen zu Paris, wo der Bohrer in einer Tiefe von 1200 Fuß brach, bedurfte es ein ganzes Jahr Arbeit, um die Bruchstücke heraufzuholen. — Was die durchschnittliche Dauer der Arbeit betrifft, so kann man täglich, je nachdem das Erdreich mild oder zähe, 2, 3 auch 4 Fuß eindringen. Gewöhnlich arbeiten beim Bohren ein Werkmeister und vier Gehülfen. Wenn der Bohrerzieher in Anwendung gebracht werden muß, sind sechs Gehülfen nothwendig. Den Arbeitslohn berechnet man in Frankreich für jeden Fuß Tiefe auf 3 Francs (24 Sgr.) in leichtem, und 4 Francs (1 Thlr. 2 Sgr.) in hartem Erdreich. Sämmtliche Kosten machen in der Regel dann das Dreifache des Arbeitslohns aus.

Allgemeine Bemerkungen. — Aus dem hier Beigebrachten wird zur Genüge erhellen, daß es mit dem Bohren artesischer Brunnen seine großen Schwierigkeiten hat, und dieses nur von Leuten unternommen werden kann, welchen man die Einsicht in die muthmaßliche Beschaffenheit des Erdreichs an der Stelle der Bohrung sowohl, als weitringsum, zutrauen kann. Es ist zwar überall die Hoffnung vorhanden, auf Wasser-

adern zu treffen, wenn man nur recht tief geht und sich nicht gleich abschrecken läßt, ob sich auch in Kalkstein oder Kieselagen nicht sogleich Wasser zeigt. Dann ist eine folgende wasserdichte Schicht zu erwarten, unter welcher dann erst die wasserleitende Gebirgslage folgt. Dies ergibt sich aus dem Beispiel einer Bohrung bei Blendel im Tervoiser-Thale, wovon Figur T



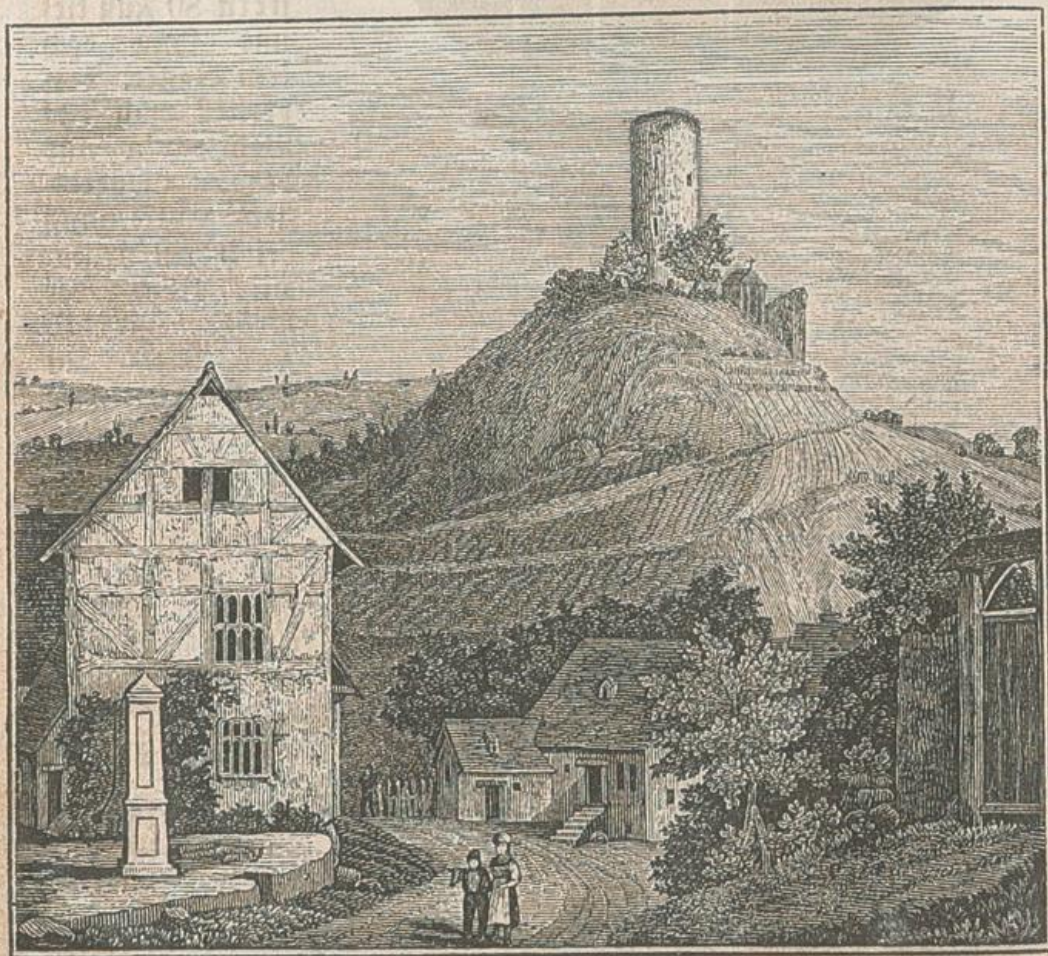
den Durchschnitt zeigt. Hier bohrte man in Kalkstein 80 Fuß tief und fand doch kein Wasser. Jetzt verließ man das Bohrloch a und begann in geringer Entfernung bei b ein neues. Hier gerieth der Bohrer in 110 Fuß Tiefe auf groben Kiesel und blieb stecken. Man mußte nun ein drittes Loch in c beginnen, bohrte 120 Fuß tief und gerieth endlich in eine Schicht mer-

gelhaltigen Thon. Dies gab Hoffnung, unter der wasserdichten Schicht einen Wasserleiter zu finden. Richtig sprudelte auch, sobald man die Thonlage durchbohrt hatte und wenige Fuß in die zweite Kalksteinlage gedrungen war, Wasser empor. Man würde nun dasselbe Resultat erreicht haben, wenn man das erste Bohrloch bis auf diese Tiefe verfolgt hätte. — Gleichwohl ist auch vorgekommen, daß ein Grundbesitzer auf 80 oder 100 Fuß Tiefe gutes und reichliches Wasser bohrte, und sein Nachbar, davon ermutigt, ebenfalls bohrte, aber in demselben Erdreich in einer Tiefe von 300 Fuß auf keine Wasserader stieß. Das Glück muß auch hier dabei sehn! — Am merkwürdigsten, der ungeheuren Tiefe wegen, ist bisher die Bohrung am Schlachthause von Grenelle zu Paris, welche 1600 Fuß in die Erdrinde eindrang und das Wasser nicht, wie dies sonst in diesem Lande der Fall war, aus dem Kalkstein, sondern aus einer grünen Sandschicht emporhob, welches wieder einen Beweis liefert, wie unbestimmt sich über die mutmaßliche Beschaffenheit des Erdreichs und das Ergebnis der Brunnen-Bohrungen voraus urtheilen läßt. — Schließlich ist des Umstandes zu er-

wähnen, daß artesische Brunnen, welche in geringen Entfernungen von der See gebohrt wurden, dem Einflusse der Ebbe und Fluth ausgesetzt sind, welches erklärt wird, wenn man das große unter der Erde ausgespannte Wasserney mit dem Meere durch seine am Gestade hervorbrechenden Quellen sich im Zusammenhange vorstellt.

Fr. v. Sch.

Ruine von Scharfenstein.



Sie liegt im Rheingau in der Nähe von Niedrich, und da wir im vorigen Jahrgange (S. 49) ihrer erwähnten, als Reste der Burg, auf welcher einst die Raubritter von Scharfenstein gar übel hausten, sagen wir jetzt: das ist's, was die Franzosen und Schweden im siebzehnten Jahrhundert davon übrig ließen. Um den Thurm zu besteigen, muß man den Weg auf einer Treppe, an welcher der Zahn der Zeit sein Möglichstes gethan, nicht scheuen; oben hat man dafür eine Aussicht, wie, trotz seiner Herrlichkeit, der Rheingau sie nicht zum zweiten Mal

bietet. Wer also dort hinreißt, werde für Augenblicke ein Thürmer, schaue weit hinaus nach dem Rheine und denke sich dabei sein Theil von dem, was die drüben nicht haben sollen und — sollten. Dabei kann auch Jeder das (in Mainz, bei C. G. Runze erschienene) „Rheinische Album“, welches, mit 30 trefflichen Stahlstichen geschmückt, im inhaltreichen Text ein sehr sinniger Begleiter ist, bei sich führen; denn seinen Preis von 2½ Thlr. ist's über und über werth!

Saures Vergnügen.

Wenn der Mensch mit dem Menschen so viel Geduld hätte, wie der Angler mit den Fischen, da würde viel Hader im Reime erstickt! Der dicke Engländer da ist im Stande, Tag für Tag am Wasser zu versuchen, ob er wohl allstündlich ein Fischlein fängt, und er achtet nicht der brennenden Sonnenhitze, gegen welche er sich mit dem Schirm waffnet, der ihm auch gegen den Regen dient. Wie der Herr so der Diener! — dem eben eine große Hoffnung zu Wasser wird, indem nach aller Last und List seine Lust am Fange untergeht im Anblick eines alten Schub's, den er mit Anstrengung zu Tage förderte. Himmel, wie viel des Guten und Nützlichen könnte sich schaffen und feststellen, wenn die Leute dabei gleiche Ausdauer zeigten als bei dem Ritt auf ihren Steckenpferden! Hat sich doch in Norwegen ein Engländer ein stattlich Haus gebaut, einzig um dort allsommerlich zu angeln, und in der Nähe Berlin's siedelten sich zwei solcher Insulaner an, die vom Morgen bis zum Abend ihre Fäden auswerfen von einem kleinen Kahn, so lang' es die Witterung erlaubt. Wahrscheinlich nimmt es aber jeder Angler, ob er von den Angeln abstammt oder nicht, dennoch übel, wenn man ihm erzählt: ein Lehrer, der mit seinem sechsjährigen Zögling spazieren ging und an einem solchen Ufersteher vorüberkam, wurde von dem Knaben deshalb befragt, diesem auch der nöthige Bescheid gegeben. Endlich kam die Frage: „Was ist denn eine Angel?“ — Der Lehrer entgegnete humoristisch: „Der lange Stecken und ein Faden, mit einem Wurm an einem und einem Narren am andern Ende!“ — und hierauf erläuterte er dem Kinde das Sprüchwort: „Fische fangen und Vogelstellen, verdarb schon manchen Junggesellen.“ — Unse Engländer, von denen wir sprechen, sind indeß reiche Leute, die bei einem nichtsagenden Geschäft immer noch Besseres thun als solche, die mit ihrem Gelde Andre durch Bücher und dergleichen zu verderben suchen. Lächeln wir freilich darüber, daß sie fast nur um der Erwartung willen ihre Wohlgenährtheit an der Sonne zerfließen und den Regen über sich ergehen lassen, so ist dies am Ende immer noch eine stärkere Kur, als die in



den Bädern bei wohlbesetzter Wirthstafel, Courmacherei und den Aufregungen am Spieltisch; und suchen sie einen Deckmantel für den Müßiggang, thun sie recht eigentlich nichts und lassen sich dabei von ihren Dienern helfen, wer möchte ernstlich etwas dagegen haben! Sie sind jedenfalls menschlicher, als Se. Herrlichkeit, der Lord, der sich hiemit, nach der Wahrheit und Natur gezeichnet, vorstellt.



Sein Arzt hat ihm gegen die Fettsucht eine tägliche, heiter zu vollbringende Bewegung von zwei Meilen verschrieben, und er feucht nun unter dem Heilmittel, so daß er sich nach und nach aller möglichen Kleider- und Pug-Anhängsel entschlug und sie dem Jockei aufpakte. Da's eben über ein von der Hundstags-Sonne beschienenes Blachfeld geht, verräth das Gesicht des armen Burschen sein innerliches Stöhnen. Se. Herr-

lichkeit der Lord aber, im Verdruß, daß er schicklicher Weise nicht noch mehr von sich thun kann, macht ihm bemerklich, daß er gegen ihn offenbar im Vortheil, da er mißsammt dem ihm Aufgebürdeten noch nicht so gewichtig sey als Se. Herrlichkeit durch das, was die allzu freigebige Natur ihm verlieh. Da ist uns der Angler doch lieber, denn er findet die Last unzertrennlich von seinem Vergnügen, gleicht Eines mit dem Andern aus und hat von Letzterem immer noch einen erklecklichen Ueberschuß.

Die Börse.

Das nebenstehende Bild zeigt uns Kaufleute auf der Börse (der Name soll entstanden seyn durch van der Beursee, in dessen Hause zu Brügge einst Kaufleute ihre ersten Versammlungen hielten). Den Zeichen nach ist's die Börse einer Handelsstadt, die durch Schifffahrt mit andern Welttheilen in Verbindung steht. Eine sehr nützliche Anstalt, die Börse, da sie für die Geschäfte Manches höchst bequem macht, und so den Austausch der Produkte und der, die Völker sich näher bringenden Ideen fördert. Es ist jetzt aber auch ein gefährlicher Ort, die Börse, weil hier nur noch zum Theil die Solidität, mehr aber spekulativ-politische Windmachelei herrscht, womit man in unsrer Zeit, die man nicht ohne Ernst im Scherz die papierene nennt, solche Wege einschlägt, auf denen alle Mittel recht sind, wenn sie nur, hart an den gesetzlichen Strafen vorbei, zum Vortheil führen. Man hat heut zu Tage reiche Leute, die einem ehrlichen Mann Alles bieten könnten, was sie besitzen: er nimmt's nicht, wenn er ihr Bewußtseyn zugleich mit empfinde. Denn das Gewissen, habe man es auch stumm gemacht, wird gelegentlich doch wieder laut, und das Wohlleben ist nicht vor Zuständen geschützt, in denen es der inneren Stimme unterliegt.

Unser Börsen-Bild gewährt einen Anblick, als ginge hier die ältere Zeit zu der jetzigen über. Die Nachrichten, welche auf den Stand der Dinge einwirken können, werden hier verhandelt, aber der es thut, hat die Beglaubigung in der Hand: er liest sie aus Gedrucktem, und ehemals fand das Sprichwort: „er liest wie gedruckt“, noch nicht so breite Anwendung als jetzt. Der Makler im Hintergrunde aber, der mit den leeren Blättchen, könnte uns schon an Abschlüsse der verrufenen „Käufe auf Zeit“ (ein Hazard-Spiel auf Steigen und Sinken des Courses der Papiere) erinnern; der junge Mann im Vordergrund sieht wirklich aus, als ob der letzte Tag des laufenden Monats, der Abrechnungs-Tag jener Käufe, bei den Nachrichten, die er eben vernimmt, sich schon jetzt schwer auf seine Brust legt.

Dem ist auch so! Er hat ein mäßiq Vermögen ererbt, und wollt' es nun auf die schnellste Weise vermehren. Er geht an



02

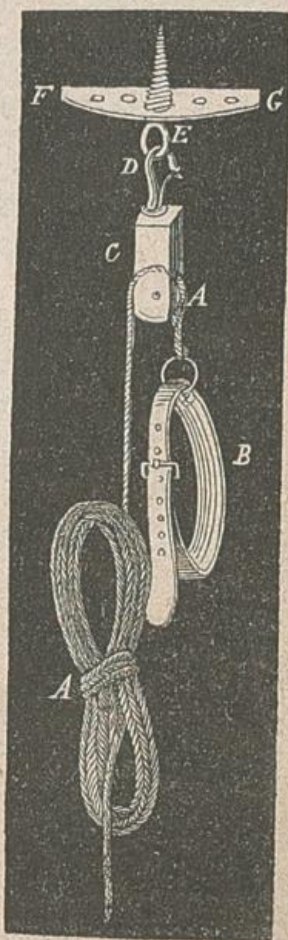
die Börse, studirt eifrigst die zweideutigen Börsen-Draffel und folgt ihrem Beispiel in Hausse und Baisse (Steigen und Fallen der Papiere). Die abgefeymten Börsen-Draffel haben das aber bald weg, sie verwirren ihm nun, um ihre Pläne zu verschleiern, mit hundert kleinen Kreuz- und Duerzügen, deren Aufzählung Bücher füllen würde, das Börsenspiel, und sein Geld wandert in die Säcke Jener, die es dann muthmaßlich noch Lebenslang überaus witzig finden, wenn sie ihm, der etwa in seiner Angst fragte: „Wie bringt man wohl diese Papiere zum Steigen?“ zur Antwort gaben: „Machen Sie einen Drachen daraus!“ — Diese ganze Börsen-Wirthschaft ist ein Krieg großer Capitale gegen kleine; nur Kriegslisten können bewirken, daß die Letzteren sich zuweilen mehren, in den meisten Fällen werden sie von jenen verschlungen, weil sich mit ihnen die Gold-Truppen immer wieder rekrutiren lassen, bis der Sieg ganz auf ihrer Seite ist.

Man schließt überall die Spielhäuser (außer in gewissen deutschen Badeorten, die mit ihren Gesundheits-Wassern noch immer die Pest an den grünen Tischen verbinden); die Regierungen entsagten schon fast sämmtlich dem Gewinn, welchen sie von den, Habe und Moralität der Armen verzehrenden Zahlen-Lotterien hatten; aber das erwähnte Börsenspiel, obwohl allerdings gesetzlich keinesweges geschützt, verdient gleichfalls noch eine ernstliche Aufmerksamkeit, die ihm aber auch nicht ausbleiben wird. Denn dieses Fabriziren von Nachrichten und das Benutzen der Wahrheit in allerlei falschen Wendungen, wie es z. B. von der Börse in Paris u. s. w. ausgeht, und womit man sich wenigstens für Momente nach seinem spekulativen Bedarf Zustände machen möchte, ist eine Hauptkraft im Getriebe der Unruhe, von dem mehr oder minder alle Völker leiden.

Uebrigens bemerken wir mit Vergnügen, daß es unter den Herren vom Gelde sich regt, dem Geschlecht der Fugger nachzuahmen, das mit der ehrsamsten, Jahrhundert hindurch festgehaltenen Betriebsamkeit sich von armen Webern zu reichen Edeln machte, deren Ahnen noch heut in den Herzen des deutschen Volks leben. Wir wünschen indeß, daß eine solche Nachahmung wirklich im Sinne der alten Fugger geschehe, und man nicht etwa, wie bei dem Börsenspiel, jeden Behelf zum Gewinn für erlaubt halte; denn wo Reichthum Zweck wird, kennt er keine moralische Grenze, und bei solchen Zweck-Männern ist dann kein Reich und kein hart beisammen. Wenn sie sich aber zu wahrhaft redlicher Betriebsamkeit bekehren, vergißt sich wohl mit der Zeit manches Andere und wir lasen neulich in der Hinsicht einen guten Volkswitz. Ein durch Börsen-Speculationen nicht mit dem besten Ruf Reichgewordener gründete in W. eine große Fabrik, weibte sie ein durch einen festlichen Zug der von ihm beschäftigten Arbeiter, und das Volk sagte: „Endlich kommt doch einmal ein schöner Zug von ihm zu Tage!“

Rettungs-Apparat bei Feuergefähr.

Merryweather in London hat eine höchst einfache und ihrem Zweck vollkommen entsprechende Vorrichtung angegeben,

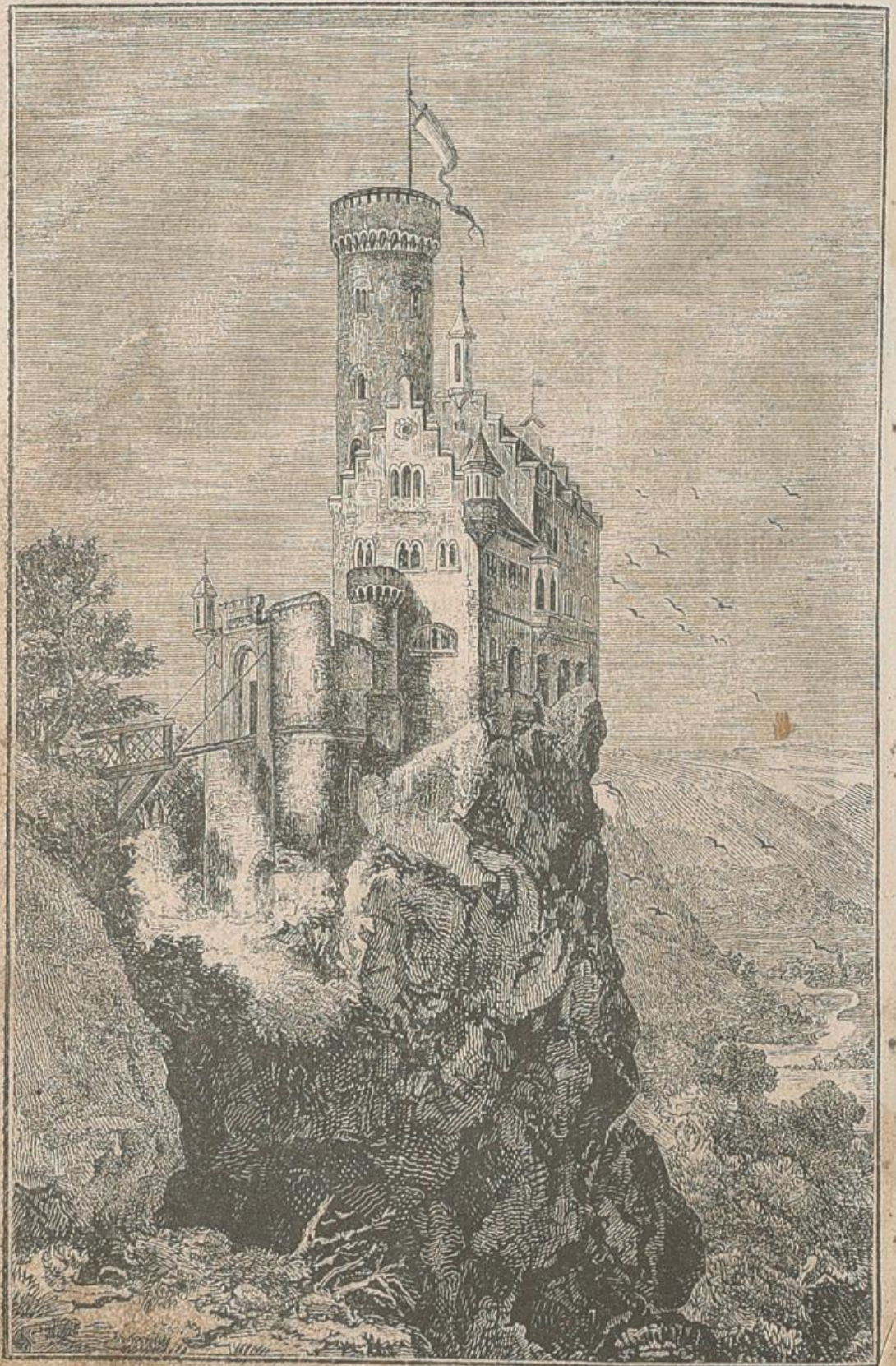


um bei Feuergefähr die in den oberen Stockwerken der Häuser befindlichen Personen zu retten. Sein Apparat wurde bereits in sehr vielen Häusern Londons angeschafft, und mehrere Fälle sind seitdem schon vorgekommen, wo Miethsleute es nur diesem Apparat verdanken, daß sie dem größten Unglück entgingen. A ist ein starkes Seil, zweimal so lang als das Haus hoch ist; B ein breiter Ledergurt mit seinem Ring. Das Seil A geht über eine kleine messingene Rolle C, welche an dem Haken D befestigt ist. Dies ist der ganze Apparat, welcher leicht in einer Schublade oder unter dem Bett aufbewahrt werden kann. Um ihn anwenden zu können, muß man den eisernen Aufhänger E mittelst seiner Schraube an einem Balken oberhalb eines Fensters andringen; diese Schraube wird der Festigkeit wegen noch von vier Holzschrauben unterstützt, welche durch die Oehre F und G gehen. In Ermangelung eines Balkens kann dieser Ring am Stubeboden befestigt werden, in welchem Falle das Seil durch die bei seinem Hingleiten über die Fensterbrüstung entstehende Reibung sich langsamer bewegt, so daß man in London Frauen ohne alle weitere Beihülfe bloß durch ihre eigene Kraft

sich herablassen sah. Bei ausbrechendem Feuer hängt man die Rolle an den Ring und wirft das Seil auf die Straße; nachdem man den Gurt um den Leib geschnallt hat, braucht man nur vor das Fenster hinauszutreten und sich nach der Länge des Seils grade zu halten, um von den unten auf der Straße befindlichen Personen herabgelassen zu werden.

Die neue Burg in Württemberg.

Von Reutlingen gelangt man in einer Stunde in das Honauer Thal, in dem sich auf einer die Gegend beherrschenden



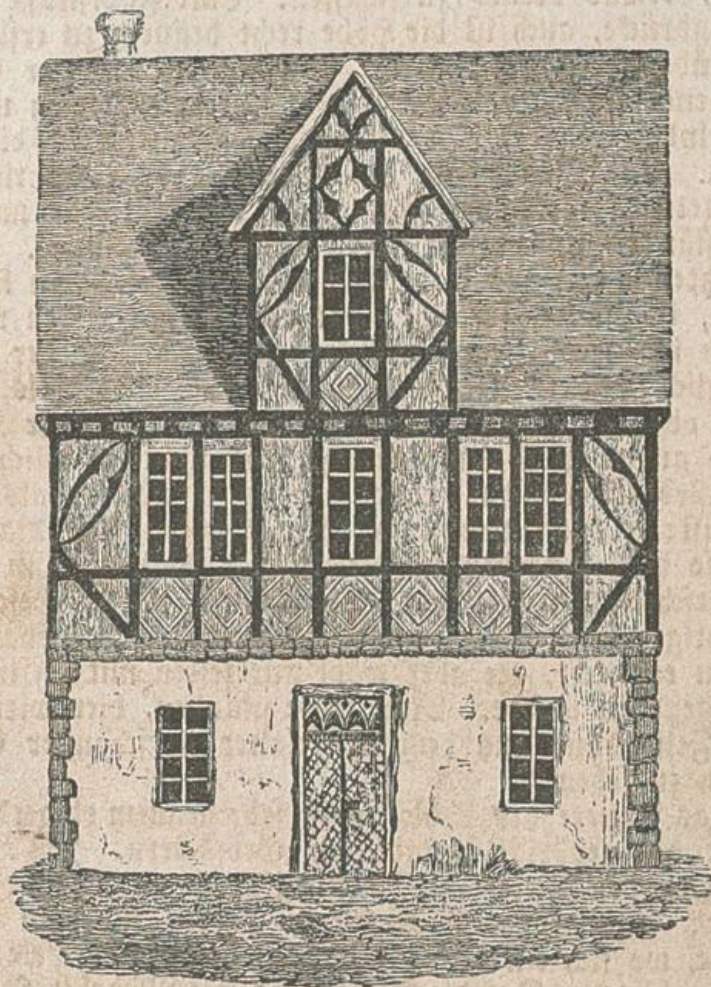
Felsspitze das, im mittelalterlichen Geschmack neu erbaute Schloß Lichtenstein erhebt, dessen seltsame Lage an das berühmte Greifenstein in Süd-Thyrol erinnert. Der sinnige und geistreiche Graf Wilhelm von Württemberg, der diesen Bau unternahm, beauftragte mit dessen Ausführung den bekannten Architekten Heideloff aus Nürnberg, der als Wiederhersteller manches alten Bauwerks sich Ruf erworben hat. Hier handelte es sich jedoch darum, etwas Neues zu schaffen. Eine Fahrstraße führt bis zur Zugbrücke, auch ist die Höhe recht bequem zu ersteigen und bietet überall Schatten. Die Aussicht in das zur Seite sich hinziehende lichte Thal, mit seinem heitern Dörfchen und seinem murmelnden Wasser, ist der beständige Begleiter auf dieser Wanderung. Die Burg, am äußersten Rande einer riesenhohen, zerklüfteten Felsennadel schwebend, überragt alle umliegenden Gegenstände, und bleibt fortwährend vor Augen. Hat man den letzten Theil des hier schön und dichtbelaubten Berges ersteigen, ist man überrascht, das Schloß mit seinen räumlichen Massen in der Nähe zu erblicken, das man aus der Ferne sich unmöglich so denken konnte. Obgleich nicht größer als die knappe Fläche oben es zuließ, ist doch Alles mit so weiser Dekonomie und so gutem Verhältniß benützt, daß nichts kleinlich erscheint, man Alles für vielmal größer annehmen möchte, als es in der That ist; ein Triumph der Geschicklichkeit des Baumeisters. Eben so hervorzuheben ist die richtige Abstufung in der Höhe der verschiedenen Gebäude und die mit vielem Geschmack berücksichtigte malerische Unregelmäßigkeit, die der Charakter des Ganzen erheischt, die aber wohl nur selten mit diesem Erfolge wiedergegeben wurde. Man sollte glauben, hier wirklich einen jener Felsenbaue aus dem Mittelalter in schönster Erhaltung vor sich zu sehen.

Das Innere des Schlosses ist sehr bequem eingerichtet, und enthält die gehörige Anzahl von Gemächern. Im Erdgeschoß findet man den Rittersaal, die Burgkapelle und das Gesellschaftszimmer; eine großartig angelegte Treppe führt in die obern Räume, wo sich ein prächtiger Saal befindet, der die herrlichste Aussicht bietet. Daß die Dekorirung, die Möbel u. s. w. streng im altdutschen Stil beschafft wurden, versteht sich von selbst; zu den Gemälden sind Gegenstände aus Württembergs Ritterzeit gewählt. — Die Stürme der Jahrhunderte werden auch über die Zinnen dieses Schlosses hinwegziehen, und was wir jetzt so neu und freundlich, als den anmuthigen Sommertag eines jugendlichen Ehepaars, vor uns sehen, verehren unsere Nachkommen einst als historisches Denkmal, als die Wiege eines Geschlechtes, dessen Wappen die Wahlsprüche zieren: „Furchtlos und treu“ — „Honneur et patrie“ (Ehr' und Vaterland).

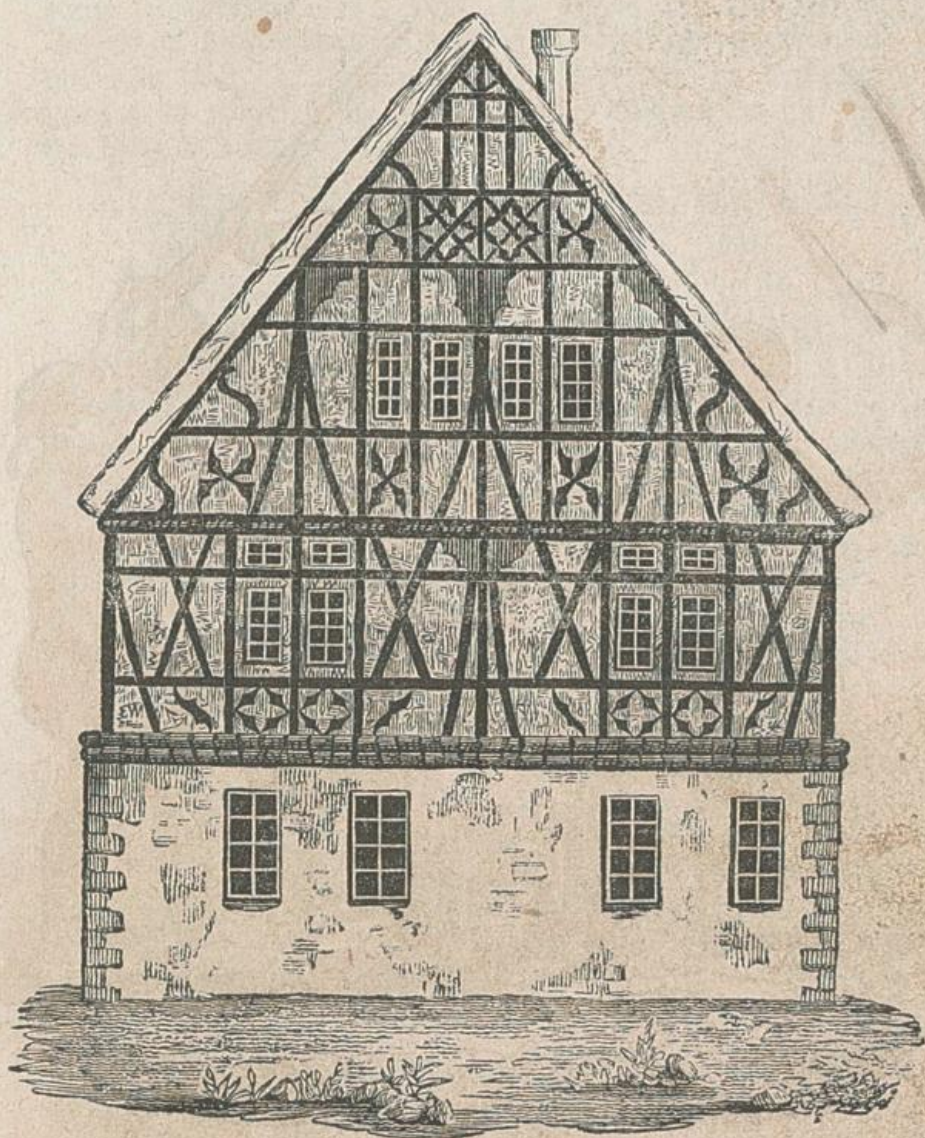
„Furchtlos, gilt's die Ehre, treu dem Vaterland,
Jeder seh's und wehre so dem Unbestand;

Das in ein'gem Sinne
Deutschland sich gewinne
Alles Edlen Pfand."

Alt-Rheinischer Holz-Bau.



Fast bei allen Völkern ist es erweislich, daß der Holz-Bau dem gediegnen Stein-Bau vorausgegangen, wie denn auch in der deutschen Baukunst sich vielfach Spuren finden, welche auf die Holz-Construction zurückführen. Zufällig haben sich noch in mehreren alten Städten, besonders in den kleineren Rhein-Städten, manche Bauten in Holz Jahrhunderte hindurch erhalten, in denen der unverfälschte Volks-Geschmack sich kund giebt, und die vielleicht für den Stein-Bau Muster liefern. Wir sehen hier in der Vorder- und Seiten-Ansicht ein Haus der Stadt Ballendar (in der Nähe von Coblenz), und



werden fortfahren, nach und nach ähnliche Bau-Construktionen aus verschiedenen deutschen Bauen unsern Lesern vorzulegen. Sie erheben sich, was Schönheit und Stärke anbelangt, über die leichtfertigen Erzeugnisse des Tages; denn hinsichtlich der Solidität im Bauen ist man jetzt, gegen unsre Vorfahren, mitunter stark auf dem Holzwege, trotz der Bauten von Stein. Schad' ist's übrigens, daß dies Haus zu Ballendar keine Chronik hat — wie viele Geschlechter wohnten darin, welche Umwandlungen sind neben ihm vorgegangen, und welch Glück und Leid mag es beherbergt haben!

Wo ist der Fuchs hin?

Glücklicher Herkules! — Du hattest am Scheidewege nur zwischen zwei Richtungen, wie Jedem sie sich öffnen, zu wählen



warest also gegen diesen Sonntags-Fuchsjäger in viel geringerer Noth. Er hat die Fährte des listigen Thiers verloren, und auf die Frage danach macht man ihm Fingerzeige nach allen Himmelsgegenden. Da wird guter Rath theuer, und wohl ihm, wenn er sich nun den besten giebt, den nämlich, künftig selber besser aufzupassen. Der Wahlspruch Wilhelm's I von Nassau: „Rathen und Reiten thut's!“ reicht unserm Fuchsjäger nicht aus, wie man auch nicht ausreicht, wenn man glauben sollte, unserm Bildchen fehle der tiefere Sinn. Es sagt erstens: daß man den Fuchs, auch den zweibeinigen, streng im Auge behalten, gegen ihn, wie sich unsre Vorsahren ausdrückten, gleichsam Fuchs und Gaaße sehn müsse, um ihn allseitig beobachten zu können. Besonders aber soll man sich vor ihm hüten, wenn er recht unschuldig thut, eingedenk der War-

nung: „Predigt der Fuchs, so nimm die Hühner in Acht!“
Dann ist das Bildchen auch noch eine Verjünglichung Dessen,
der alle Welt um Rath fragt, wodurch er denn gewöhnlich
ganz vom rechten Wege abkommt. Schreiben wir also in un-
ser Gedächtniß:

„Andern nur folgen, bringt Trug und Spott:
Hilf dir selber, so hilft dir Gott!“

Ein Wetterglas.

Ein Wetterglas, das sich Jeder leicht selber verfertigen
kann, das die Veränderungen des Wetters viel zuverlässiger
vorhersagt, als der Barometer, der eigentlich nur eine Luft-
wage ist, erfordert folgende Bestandtheile: $\frac{1}{2}$ Loth Kampher,
 $\frac{1}{4}$ Loth Salpeter, $\frac{1}{4}$ Loth Salmiak. Jeder dieser Stoffe wird
besonders in Kornbranntwein von mindestens achtzehn Grad
aufgelöst, was bei den Salzen schnell erfolgt, bei dem Kampher
aber langsamer, so daß man demselben über einem gelinden
Feuer, oder das Gefäß in warmes Wasser eintauchend, etwas
nachhelfen muß. Sind alle Stoffe aufgelöst, so werden sie
zusammen vermischt, und darauf die ganze Masse in längliche
Gefäße, allenfalls in die bekannten Eau-de-Cologne-Flaschen
gegossen, die dann vorsichtig zu verpfropfen und zu versiegeln
sind. Diese Flaschen werden nun an freier Luft an einer Fenster-
brüstung, an der Nordseite der Wohnung aufgehängt, und
können dort Winters wie Sommers hängen bleiben. Wetterver-
änderungen zeigen sich nun jedes Mal durch Krystall-Bildungen
an, und zwar nach folgender Erfahrung:



Klare Flüssigkeit verkündigt heiteres Wetter. — Trübe Flüssigkeit zeigt Regen an. —
Eis auf dem Boden (a) dicke Luft, Frost im Winter. — Trüb mit kleinen Sternen (e)
Donnerwetter. — Große Flecken (b) schwere Luft, bedeckten Himmel, Schnee im Winter. —
Fäden im oberen Theile der Flüssigkeit (f) windiges Wetter. — Kleine Punkte (c) Nebel,
feuchtes Wetter. — Aufsteigende Flecken, die in der Höhe bleiben (d), Winde in den oberen
Luftschichten. — Kleine Sterne im Winter

bei hellem Sonnenschein: Schnee am folgenden ersten oder zweiten Tage. — Je höher das Eis (a) im Winter steigt, um so größer wird die Kälte.

„Hab' ich“ ist besser als „Hätt' ich.“

Die Franzosen erzählen von einem Milchmädchen, das große Pläne machte, worüber sie verlor, was sie hatte. Man überlegte den kleinen Schwank und vergaß, daß er deutschen Ursprungs ist; da wollen wir denn also, mit gutem Recht, deutsches Eigenthum in Anspruch nehmen, indem wir die altdutsche Erzählung hier mittheilen.

Eine Bauers-Wittwe hatte nur eine einzige Henne, denn sie wußte bei Lebzeiten ihres Mannes nicht zu wirthschaften. Diese Henne legte ihr alle Tage ein Ei; sie sammelte derselben so viel, bis sie meinte, für drei Groschen zu haben, nahm sie in ein Körblein und zog damit zu Markt. Unterwegs fielen ihr allerlei Gedanken ein; unter Anderem machte sie sich folgende Rechnung: „Siehe“, sprach sie bei sich selbst, „du lösest auf dem Markte drei Groschen. Dafür willst du zwei Leg-Hennen kaufen. Diese zwei, sammt der einen, die du schon hast, legen dir in so viel Tagen so viel Eier; wenn du die verkaufst, willst du noch drei Hennen kaufen; das Uebrige ist schon Gewinn. Nun hast du sechs Hennen, die legen dir in einem Monat so viel Eier; die willst du verkaufen (kannst dennoch wohl zuweilen ein halbes essen) und das Geld zusammen legen. Also kannst du Rug haben von den Hennen: die alten, so nicht mehr legen, verkaufst du, das ist Eins; die jungen legen dir Eier: das ist das Andere; sie brüten die Jungen aus, die du zum Theil ziehen und den Haufen mehren, zum Theil verkaufen und Geld daraus machen kannst: das ist das Dritte; auch kannst du sie rupfen wie die Gänse, das ist das Vierte. Aus dem zusammengelegten Geld willst du darnach etliche Gänse kaufen; die tragen dir auch Rugen, mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. Also hast du Rugen von Hennen und Gänsen, und kommst in acht Tagen so und so weit. Nach Solchem willst du eine Ziege kaufen, die giebt dir Milch und junge Zicklein. Also hast du junge und alte Hühner, junge und alte Gänse, Eier, Federn, Milch, Zicklein und Wolle; denn du willst versuchen, ob sich die Ziege vielleicht scheeren lasse. Nach Solchem willst du eine Schweinemutter kaufen, so hast du Rugen zu dem vorigen Rugen, mit jungen Ferkeln, Speck, Würsten und Anderem. Nach Solchem willst du eine Kuh kaufen, die giebt Milch, Kälber und Düngung. Was willst du mit dem Dünger, so du keinen Acker hast? Du willst einen Acker kaufen: der giebt dir Korn, daß du keines mehr zu kaufen brauchst. Darnach willst du Pferde kaufen und Knechte dinge, die dir dein Vieh versehen und den Acker bauen. Darnach willst du Schafe kaufen. Darnach willst du dein Haus größer machen, damit du auch wohl Miethsleute haben kannst. Darnach willst du

mehr Güter kaufen. Also kann dir's nicht fehlen, denn du hast
 Äugen von jungen und alten Hühnern und Hahnen, von jun-
 gen und alten Gänsen, von Eiern, Ziegenmilch, Wolle, Zicklein,
 Lämmlein, Ferkeln, Rüben (denen du auch wohl die Hörner ab-
 sägen und den Messerschmieden verkaufen willst), von Kälbern,
 von Aekern, von Wiesen, von Hauszins und Andern. Dar-
 nach willst du einen jungen Mann nehmen, mit dem willst du
 in Freuden leben und eine gnädige Frau seyn. O wie willst
 du dir's lassen so wohl seyn, und Keinem ein gut Wort geben!
 „Jubo, jubwabo, hoppfas!“ — Mit solchen Gedanken verstieg
 sich die gute Frau so hoch, daß sie gleichsam ganz unempfind-
 lich wurde, und ihr nicht anders war als einem Trunkenen.
 Darum als sie „Zu Hoppfas!“ schrie, wollte sie auch einen Arm
 dazu anwerfen und einen Sprung thun. Ich weiß aber bei
 Sanct Briz nicht, wie sie es machte. Als sie den Arm auf-



schwang und dazu jauchzte, ließ sie mit solchem den Korb vom Kopfe, daß er sich ganz ungestüm hernieder begab, und die Eier zerbrachen. Hiermit lag all ihre gnädige Frauenschaft im Roth. Wer Lust dazu hat, mag's anlesen und gerade so ein gnädiger Herr werden, wie sie eine gnädige Frau geworden ist.

Johann III (Sobieski), König von Polen.



Dieser königliche Held, der nicht allein den Ruf des größten Kriegers des siebzehnten Jahrhunderts hinterlassen, sondern, was mehr ist in einer Zeit der hinterlistigsten Staatskunst und des niedrigsten Eigennuzes, hiederberzig und unbesiegt da stand, die Gesittung der Welt den geringeren persönlichen Interessen vorziehend, wurde 1629 zu Diesko in Rothreußen ge-

boren, als sein Vaterland schon von Feinden rings umdrängt, von Parteilungen im Innern zerrissen war. Sein Vater, Edelmann und Krieger, gab ihm, wie seinem Bruder, eine gründliche Bildung, nach deren Vollendung er beide Söhne auf Reisen sandte. Die Brüder kamen heim, da gerade die Tataren die polnischen Fluren verwüsteten, und halfen im Heer des Königs Johann Kasimir redlich die Raubhorden vertreiben. Leider fiel Marcus Sobieski in einer Schlacht am Bug; sein Bruder Johann rächte ihn in Befestigung der Feinde, und die Wirkung seiner Thaten erhob ihn zum Feldherrn des Reiches. Begünstigt durch die Königin, Kasimir's Gemahlin, welche ihn mit ihrer Freundin Maria d'Arquien vermählte, mußte er während der Zeit bürgerlicher Unruhen Partei ergreifen, ließ es aber nie zur Schlacht kommen, sondern schonte das Bürgerblut, wo er nur konnte. Unter der Regierung Michaels Wisnowiecki's vertheidigte er das bedrohte Vaterland, ohne von dem schwachen Könige gehörig unterstützt zu sehn, und zog sich, in allen seinen Unternehmungen gelähmt, ja verleumdet und angeklagt, endlich auf seine Güter zurück, bis (1673) die äußerste Noth des bedrohten Polens ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er rückte an der Spitze des kleinen Heeres, trotz der rauhen Jahreszeit, den Türken und Tataren entgegen und schlug sie in der Schlacht bei Chozim, in der die Feinde Polens 28,000 Mann verloren, verfolgte seinen Sieg und stand mitten in der Wallachet, als die Nachricht von des Königs Tod ihn in die Heimath zurückrief, die Königswahl als Kronfeldherr zu lenken. Sechszehn Prätendenten hatten sich für den bedrohten, untergrabenen Thron gemeldet, sämmtlich ausländische Fürsten. Sobieski stimmte für den französischen Prinzen Conde, den man fast schon als erwählt betrachtete; da stand Stanislaus Jablonowski auf und rief: „Was, dürfen wir den Würdigsten vergessen? Sobieski sey unser König!“ Ein Ruf, der im ganzen Lande wiederhallte. Während der Vorbereitungen zur Krönungsfeierlichkeit kam jedoch die trübe Botschaft, daß die östlichen Barbaren von Neuem auf Polen herdrängen und Galizien bedrohten. „Der Helm ist meine Krone!“ rief der Held, stog mit kleinem Heere dem Feinde entgegen, und trieb die Horden über die Grenze. Im Jahr 1676 ließ er sich mit seiner Gemahlin in Krakau krönen, hatte aber im selben Jahre den neu ermuthigten Feind wieder auf dem alten Schlachtfelde zu bekämpfen. Meuterei waltete im eignen Heere und die Verschwornen wollten ihn zum Rückzuge nöthigen. „Geht!“ rief der König, „und sagt dabei, daß Ihr mich allein gelassen; ich sterbe hier, die Waffen in der Hand!“ Dies sagend, sprengt er dem zahllosen Feinde entgegen, reißt das ganze Heer sich nach und vernichtet die Feinde, die demüthig um Frieden bitten.

Ludwig der vierzehnte, in seinem Eifer, Deutschland zu verderben, hatte die Türken gegen Oestreich gehezt, und suchte auch Johann Sobieski für seine schlechte Sache zu gewinnen, um so dem im Innern durch Religions- und Herrscherzwiste, so wie durch den dreißigjährigen Krieg gelähmten Lande den Todesstoß zu geben. Unererschütterlich blieb aber Sobieski der Sache der Gerechtigkeit und des Rechts zugethan, ohne eigensüchtig nur an den Vortheil seines Königreichs zu denken. Er verschmähte die glänzenden Vorschläge der Vernichter Deutschlands, warf sich, da die Nachricht kam, die Türken ständen vor Wien (1683), auf's Pferd und rief dem päpstlichen Nuntius zu: „Melden Sie dem Pappst, daß Sie mich zu Pferde sahen und Wien seinen Befreier gefunden hat!“ Er eilte dem von der ganzen türkischen Macht bedrängten Wien mit seinem 25,000 Mann starken Polenheere zu Hülfe, vereinigte sich mit dem Herzog von Lotharingen und schlug die Feinde, die schon vor seinem Namen erzitterten; das ganze Lager, selbst Muhamed's heilige Fahne, blieb den Siegern. Als Sobieski vor dem Treffen die Stellung der Türken beobachtete, sagte er unwillig: „Dieser Großvezier Kara Mustapha, ich kenn' ihn schon, ist ein eingebildeter Thor; wir werden von dem Siege nicht viel Ehre haben!“ — und dem Pappste schickte er nachher die Fahne Muhamed's mit folgenden schriftlichen Worten: „Ich kam, sah und — Gott hat gesiegt!“ Uebrigens aber von Eifersüchtelei derer gekränkt, die er aus der Noth riß, hielt er seinen Einzug in Wien, und schlug dann die Türken durch Ungarn über die Grenze. — Da nun die äußeren Feinde sich nicht mehr gegen den Helden zu erheben wagten, erhob sich desto mehr die innere Zwietracht, so daß Sobieski, überall gelähmt und beschränkt, mehrmals im Begriff war, die Krone niederzulegen. In trüber Ahnung, daß der Polen Reich bald sinken müsse, da dessen Glieder in stetem Zwiespalte blieben, suchte er Erholung in seinem Garten an dem schönen Weichsel-Ufer von Willanow bei Warschau, wo noch heutigen Tages die ehrwürdigen Pappeln ragen, die der Held sich pflanzte. Im Jahre 1692, als die Türken wieder vordrangen, erhob er sich noch einmal, jagte sie über den Dniester und baute die Dreieinigkeitsburg bei Chozim, welche jene Grenze fortwährend sichern sollte. — Im Jahre 1696, als eine langwierige Krankheit den großen Mann an sein Lager gefesselt, seine Feinde regsam wurden, die unruhigen Vasallen gegeneinander die Waffen ergriffen, fühlte er sein Ende nahen. Er ließ sich nach seinem geliebten Willanow bringen und beschäftigte sich dort mit Gedanken an seinen Schöpfer. Dem Bischof Salusti, der ihn ersuchte, seinen letzten Willen niederzuschreiben, entgegnete er: „Mein Wille wurde bei Lebzeiten verhöhnt und nicht befolgt, nach meinem Tode wird er noch weniger gelten!“ Er starb am 17. Juni an seinem Ge-

hurststage, im 67sten Jahr seines Alters. Mit ihm war der Geist seines Volkes erlegen, das nun unaufhaltsam durch innere Zerrüttung verfiel; das Gedächtniß des Helden aber, der so schön Menschlichkeit mit dem kühnsten Rittersinn zu verbinden wußte, wird dauern in Ewigkeit!

Frontin und Hannchen.



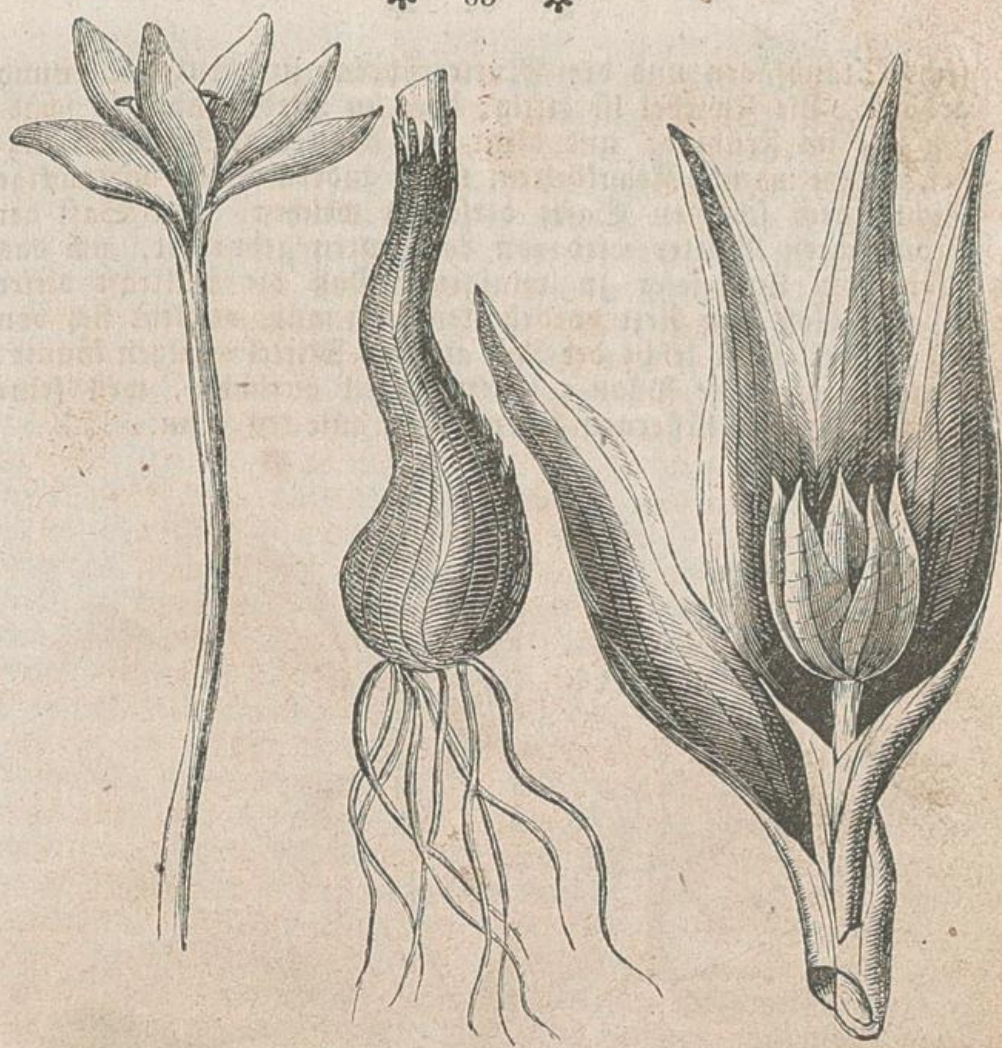
Unser Gellert erzählt, daß Herr Frontin ein schönes Hannchen bis zum Sterben geliebt und nur durch ein Bündniß mit dem Bösen und die Verpflichtung, ihm zwei Jahre dienen zu wollen, besagtes Hannchen zur Frau bekommen habe. Nach vier Wochen schon hat aber Frontin den Höllenfürsten, seine Frau ihm abzunehmen, wogegen er ihm sechs Jahre zu dienen versprochen. Was der Böse darauf erwiedert, vergaß Gellert zu sagen, und es dürfte zeitgemäß seyn, diesem Mangel abzuhelfen. Als Frontin sein Gesuch mit Streicheleien und Schmelscheleien unterstützte, entgegnete der herzenskundige Satan: „Es hieß erst: ohne schön Hannchen kann ich nicht leben, jetzt heißt es:

eine gewisse Andere gefällt mir tausendmal besser." Durch dein erstes Gelüst ward ich dein Herr auf Zeit, durch dein zweites könnt' ich's in Ewigkeit werden, wollt' ich nur einen Augenblick noch dein Knecht seyn. Dazu bist du mir aber zu schwach, und man hat von deiner seichten Wandelbarkeit kein Vergnügen. Du hast übrigens jetzt eine vortreffliche Gelegenheit, dein eigener Herr zu werden, wenn du über deine sündliche Neigung siegst; oder dein eigener Knecht und Teufel, wenn du dieser Neigung nachgiebst. Zu sehen, was du thust, wird mein Spaß. Es sind jetzt der Leute so viele des Teufels, daß es mir auf Einen mehr oder weniger gar nicht ankommt; ich habe mich kultivirt, mache feinere Ansprüche als sonst, und weiß übrigens, daß du bis jetzt wohl einen Körper, aber keine Seele zeigtest, mir also auch keine geben kannst. Sieh' zu, daß du sie im Kampfe mit dir bekommst, und gehab' dich wohl!" — Damit wollte sich der moderne Teufel trollen, Frontin hielt ihn aber fest, seine Bitte mit steigender Leidenschaft wiederholend, konnte indeß nichts erlangen als die Antwort: „Laß mich ungeschoren! — ich habe keine Zeit, denn ich will jetzt in eine orthopädische Anstalt und meinen Pferdefuß für Pariser Schuhe zurichten lassen! Die Hörner verdeckt mir eine Pariser Perücke, und so geh' ich unter die jungen Stutzer und alten Lustgerigen, wozu mich meine schlanke Taille und mein dünnes Untergestell besonders eignen. Da diese Art junger und alter Herren aus lauter Gelüst und Genuß besteht, hat man deren immer ein Duzend mit einem Griff; lassen sich aber in dieser charakterlosen Zeit nichts als Lumpen-Geschäfte machen, soll's wenigstens en gros geschehen!" — So bleibt Hannuchen Frontin's Frau, er aber vorläufig doch des Teufels, und es kommt darauf an, ob er von dessen Aufrichtigkeit — oder eigentlich von der Aufrichtigkeit seines eigenen Gewissens — den rechten Nutzen zieht.

Die einheimisch wildwachsenden Giftpflanzen,

die unsrer Gesundheit höchst gefährlich sind.

Wir versprochen, die Abbildung und Beschreibung der einheimischen Giftpflanzen fortzusetzen; zu den fünf (siehe Jahrgang für 1841) geben wir hienit noch vier, und sind überzeugt, daß es von Nutzen seyn wird, Kinder und überhaupt Alle, die keine nähere Kenntniß von den gefährlichen Gewächsen haben, durch diese Anschauung und Schilderung zu unterrichten und zu warnen.



6) Die Herbstzeitlose, Lichtblume, Spinnblume, nackte Jungfrau, ist eine Blume, welche einem Zwiebelgewächse entsproßt, das bis hoch im Norden in Europa auf Wiesen und feuchten Plätzen wächst, auch wohl in den Gärten als Zier-Pflanze gezogen wird. Die Höhe derselben beträgt etwa fünf bis sechs Zoll; die flachen, aufrecht stehenden, lanzettlichen Blätter gleichen denen der Hyazinthe; die Wurzel besteht aus einer fleischigen, saftreichen Zwiebel, die mit mehreren Häuten umgeben ist, die auf der Außenseite eine dunkelbraune, innen aber weißliche Farbe haben. Im Herbst, wenn die Blätter längst verwelkt und abgefallen sind, sprossen aus der Mitte der Wurzel ohne Stengel schöne rosenfarbige Blumen, die später in's Weißliche bleichen; ihr Fruchtknoten bleibt in der Wurzel verborgen, überwintert dort, und keimt erst mit dem künftigen Frühling zu Tage, die mit drei oder vier Blättern umgebene Saamen-Kapsel zeigend, welche, obwohl die Blume doch vor dem Winter verblüht, jetzt erst zur Reife kommt. Die Blumenkrone ist sechstheilig, wie sie denn auch zur sechsten Klasse (mit

sechs Staubfäden und drei Mutterröhren) zur dritten Ordnung gehört. Die Zwiebel ist giftig; doch im Herbst nicht so schädlich wie im Frühling, und dient den Aerzten zu heilsamer Arznei, indem manche Krankheiten, unter andern oft die hartnäckige Gicht, dem scharfen Saft derselben weichen. Der Saft der zerquetschten Blätter wird von Landleuten gebraucht, um das Vieh vom Ungeziefer zu reinigen. Daß die Heilkraft dieser Pflanze bloß dem Arzt vorbehalten seyn muß, versteht sich von selber, weil sonst leicht der Tod auf das Mittel erfolgen könnte; übrigens wird die Pflanze selten Unheil anrichten, weil keine Frucht hier den lüsterne Unkundigen anlocken kann.



7) Die Wolfskirsche, Tollkirsche, Wuthbeere, Teufelskirsche, das Tollkraut, Belladonna oder Schminkebeere, gehört

zu den Pflanzen mit fünf Staubfäden und einer Mutterröhre, wächst fast in allen europäischen Ländern in Bergwäldern, und ist eine der scharfen betäubenden Giftpflanzen. Sie hat einen krautartigen, röthlichen, aufrecht stehenden Stengel, der sich in viele Zweige zertheilt, und eine Höhe von vier bis sechs Fuß erreicht. Die Blätter sind eirund, werden an sechs Zoll lang, und stehen auf kurzen Stielen. Die Blumen erscheinen im Juni, Juli, bis in den August, und zeichnen sich durch eine dunkle, schmutzig purpurrothe Farbe aus, sind glockenförmig, und bestehen, sowohl Krone als Kelch, aus fünf Theilen; sie hinterlassen runde zweifächerige Beeren, die im September und Oktober reif werden. Besonders zur Zeit der Blüthe, wie zur Reife der Beeren, hat die Pflanze ein schönes Ansehen; der Name Belladonna rührt aber wohl daher, daß man ehemals in Italien Schminke aus dem Saft der Blätter bereitete. Der Genuß der Beere, wie der anderen Pflanzentheile, verursacht Schläfrigkeit, Wahnwitz, Raserei und gar den Tod. — Die Beeren sind Anfangs grün, zur Zeit der Reife aber glänzend schwarz; alsdann sind sie sehr weich, und inwendig ganz voll von einem purpurrothen Saft. Mit den schwarzen Kirschen, die sie oft an Größe übertreffen, haben sie eine so auffallende Aehnlichkeit, daß unwissende Leute, besonders Kinder, leicht zum Raschen verführt werden können. Zehn Beeren sollen bei einem Erwachsenen schon hinreichen, den Tod zu geben, zwei bis drei schon einem Kinde lebensgefährlich werden. — Das kräftigste Gegenmittel, wodurch Menschen, von dieser Pflanze vergiftet, gerettet werden können, besteht in Brecharzneien, wie auch in Essig, Citronen und andern Pflanzensäuren. Obgleich die Tollkirsche zu den schlimmsten Pflanzengiften gehört, bedient man sich doch der Blätter und Wurzel zu arzneilichem Gebrauche wider hartnäckige Krankheiten, besonders gegen den Krebs und den Biß wüthender Hunde. Von selber versteht es sich, daß auch dieses Mittel nur durch den Arzt mit größter Vorsicht angewandt werden kann.

8) Der Fingerhut (Waldbelle) gehört zur vierzehnten Linné'schen Klasse, der Gewächse mit zwei ungleichlangen Paaren von Staubfäden, zu den Rachenblüthen; die Blumen dieses Geschlechts haben einen fünfspaltigen Kelch, eine einblättrige, glockenförmige, fünftheilige, bauchige Krone. Die Saamen-Kapsel ist eirund, zugespitzt, zweifächerig, und enthält viele kleine Saamenkörnlein. Die Blumen-Deckblätter sind eiförmig zugespitzt, die unteren, eigentlichen Blätter sind ebenfalls eirund zugespitzt, breit, raub, runzlig, am Rande gezähnt, und sitzen wechselweise an den Seiten des Stengels. Die faserige Wurzel treibt einen haarigen, eckigen, an fünf Fuß hohen Stengel, an welchem sich die Blüthen in reicher Fülle drängen. Die purpurfarbigen Blumen erscheinen vom Juni bis in den

August, und haben die Gestalt einer Röhre, die unterwärts bauchig ist, welcher bauchige Theil der Krone inwendig mit runden, augenförmigen Flecken gezeichnet ist; sie gleichen auch wohl einem Fingerhut, woher sie zu dem Namen gekommen. Die Pflanze wächst überall im südlichen Europa, in ganz Deutschland in bergigen Wäldern und Saide-Gegenden, wird aber auch vielfach wegen ihrer schönen Blumen in Gärten gezogen. — Die ganze Pflanze hat sehr scharfe Säfte, und erregt innerlich gebraucht Ekel, Erbrechen und Abführen. Von vorsichtigen Aerzten wird sie in manchen Krankheiten mit Erfolg angewandt, äußerlich braucht man einen Absud der Pflanze zur Heilung kropffartiger Geschwülste und Geschwüre.



9) Der Solch, Saumelolch, Sommerolch, Solchgras, Tollkorn, Schwindelhafer, Tolltrespe oder auch Twalch genannt.

gehört zu den Gräsern, den Pflanzen mit drei Staubfäden und zwei Mutterröhren. Die Pflanze trägt eine lange Aehre, welche aus zwölf bis achtzehn kleinen, vielblumigen Aehrchen besteht, die wechselweise übereinander stehen, und mit Grannen (stiefen Spigen) bewehrt sind. Sie wächst häufig als ein schädliches Unkraut in unsern Getreidefeldern, besonders in der Gerste. Der Stalm ist bräunlich, wird drei bis vier Fuß hoch, und theilt sich durch verschiedene Knoten in Gelenke; die Blätter sind glatt. Der Same ist eiförmig, breitgedrückt, ziemlich klein, von süßlichem Geschmack, und wegen seiner betäubenden, Schwindel verursachenden Kräfte den Menschen und dem Vieh schädlich. Diese Kräfte äußert er nicht bloß roh, sondern auch im Brode, Biere und Branntweine; daher muß man sorgfältig das Getreide von diesem schädlichen Samen reinigen, ehe man es zu Mehl mahlen läßt, oder zum Malze bereitet. Obgleich die Wurzel dieses Unkrauts alle Jahre abstirbt, pflanzt es sich dennoch durch den entfallenen Samen in Menge fort. Da es offenbar giftige Eigenschaften hat, so ist es unverzeihlich und höchst strafbar, wenn Bierbrauer und Branntweimbrenner den Samen unter das Getreide mischen, um dem Getränk dadurch mehr berausende Kraft zu geben. — Wir schließen für jetzt, werden aber auch die übrigen einheimischen Giftpflanzen im nächsten Jahrgange auf gleiche Weise vor Augen legen.

Verwahrlosung.

Wie viele, liebe Mütter deutscher Mädchen, giebt's unter euch, die ihr den Töchtern nichts mitgeben könnt als euren Segen in das Leben und die Ehe; wie viele Familienväter, die nicht einmal Lehrgeld, Schulgeld, Reisegeld für den confirmirten Sohn, der nun fort muß, um sich selbst was zu verdienen, schaffen können! — Ja, es ist bitter, wenn man die kaum erwachsenen Kinder, weil man kein Brod für sie hat, frühzeitig sich vermietzen lassen, in die Lehre schicken, sie im zarten, noch unreifen Alter aus der Familie schützendem Verbande unter fremde Leute, in das lockende, listige, verführerische Leben hinausstoßen muß, ohne daß man weiß, was aus ihnen wird. Wie oft verließ der zarte Knabe mit frischen Wangen, fromm und schuldlos das elterliche Haus, und kam nach Jahren als ein Wildfang, ein Laugenichts, wohl gar als Verbrecher zurück. Wie heiter, munter, mit der Farbe der Unschuld und Sittlichkeit auf den Wangen ging eure liebe Tochter in Dienst — und in ein Paar Jahren, was hört ihr von ihr? Nun, ich mag nicht Alles aufzählen, was man in dieser Hinsicht täglich hört, aber, ihr Eltern, den Zorn des Vaters hör' ich toben, Thränen der Mutter seh' ich fallen, wenn sie vielleicht plötzlich schwach-

volle Dinge von ihren Kindern erfahren. Wer zählt die körperlichen Krüppel alle, die an den Straßen-Ecken betteln, die Unglücklichen, die durch Verwahrlosung der Eltern oder Wärterinnen buckelig, krumm, schief, lahm und auf die mannigfaltigste Art verwachsen, ein getrübttes Leben bis in's Grab schleppen? — Der Nachsatz zu allen diesen Andeutungen ist dieser: Ihr habt nicht Geld und Gut für eure Töchter zur Mitgift, kein baares Vermögen für eure Söhne, keine Wächter und Schützer für sie, wenn sie in's Leben hinausgeschickt sind und ihr todt sehd; nun wohl, so gebt ihnen Schätze mit, denen die Diebe nicht nachgraben, die weder Motten noch Rost fressen: eine gute Erziehung. Das ist das schönste Kapital, die segensreichste Mitgabe für das ganze Leben, die kostbarste Ausstattung eurer Töchter, der sicherste Anker und Leitstern durch das Meer des Lebens. Gute Erziehung! Gott, welch ein Jammer faßt da den redlichen Menschenfreund an, wenn er so zusieht, wie man jetzt so häufig die Kinder erzieht. Hat Einer halbweg ein Aemtlein oder Titellein oder Kapitulchen, so zählt er sich zu den Honoratioren und Vornehmen, und das Töchterlein lernt eher Französisch als Deutsch, ließt eher Romane als die Bibel, lernt eher tanzen als gehen, eher lieben als leben, und wird ihre eigene Puppe, ehe sie die Spielpuppe aus der Hand legt. Nun muß sie wenigstens einen Studirten, einen Mann mit rothem Kragen und Epauettes oder wohl gar einen Baron und Grafen haben, wenn sie sich „ihrer Bildung gemäß“ verheirathen soll. O ihr thörichten Eltern, ihr habt eure Kinder nicht erzogen, sondern verwahrlost. — Das Gegentheil davon sieht man freilich noch öfter. Man läßt die Kinder aufwachsen wie's liebe Vieh. Man überläßt sie im zartesten Alter sich selbst oder giebt sie unerwachsenen, unverständigen Geschwistern, die sich an ihnen krumm und buckelig tragen, wie hier sich bildlich zeigt. Es zeigt sich aber noch mehr, eine vlerschröttige, rohe Person von Dienstmagd oder Mutter, die das zarte Kind bei einem Arme über eine Pflüge schleudert, ihm die zarte Schulter ausrenkt und das Kind zeitlebens zu einem Krüppel macht. Ihr wackern Leute auf dem Lande könnt euch allerdings nicht zu euren Kindern hinsetzen, ihr müßt vom frühen Morgen bis spät in die Nacht auf dem Felde des Tages Last und Hitze tragen, und euch plagen und placken, daß ihr nur das Leben habt; deshalb ist der Vorschlag, den ein wackerer Mann in einem besondern Büchlein („Ueber die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit.“ Von C. B. König. Halberstadt, bei F. A. Helm.) für euch gemacht und in dem Büchlein näher ausgeführt hat, möglichst allgemein zu verwirklichen, nämlich Gründung von Kleinkinderschulen auch auf dem Lande, wie sie schon so beliebt sind und segensreich wirken in vielen unserer Städte. Es wird ein wackerer und gebildeter Mann mit einer eben so wackern



und verständigen Frau zu finden seyn, die für ein Geringes (lange nicht so viel, als was euch die Kinder zu Hause ohne Aufsicht kosten und verderben) es übernehmen, die kleinen Kinder den Tag über zu beaufsichtigen bei Spiel und angemessenen Beschäftigungen, sie pflegen, ihnen zu essen und zu trinken geben u. s. w.; früh tragt ihr eure Kinderchen hin, Abends holt ihr sie wohlbehalten, frisch und freudig wieder ab. Ihr bekommt dann gesunde, wohlerzogene Kinder, und euer Gewissen kann euch keine Vorwürfe machen, daß ihr sie verwahrlosen und verwildern laßt. Und wenn ihr sie Sonntags recht sauber anzieht und euch mit ihnen vor die Thür setzt oder mit ihnen spazieren geht, was für schöne Vater- und Mutterfreunden werden euch daraus entspringen!



Seht die glückliche Mutter hier mit dem blühenden, bausdächtigen Kindelein: wie sie selbst reinlich und verständig und mütterlich selig in ihr Glück vertieft erscheint, so sieht uns auch das Kind reinlich, gesund, wohlgezogen und glücklich vom Arme und im Schutze der Mutter an. Sie ist gut und sorgsam, und erzieht ein gehorsames, liebes Kind, das sie künftig mit gutem Gewissen im Leben zurückläßt, wenn sie ihr Auge zum letzten Schlummer schließt; denn sie vererbt ihm den inhaltvollsten Besitz, der im Leben überall gilt und ein Reiseschatz ist auf dem Wege zum Himmel. Ein Anderer wird Gelegenheit nehmen, auf das, was hier so noth thut, im heurigen Jahrgange nochmals näher hinzuweisen, um uns den Satz zu bekräftigen: Die Menschheit geben Vater und Mutter, die Menschlichkeit giebt nur die Erziehung. S. Beta.

Der Druckfehler.

Ich war seit sechs Wochen Bürgermeister in Kindeleben und meine junge Frau sehr liebenswürdig. Frisch wie ein Mairoschen, zärtlich wie ein Turteltaubchen, lammfromm und wohlgezogen saß am vierten Tage unserer glücklichen Ehe mir das wunderhübsche Weib am eignen Tische gegenüber. Nach der Suppe wischte meine Lilli das Purpurmäulchen, küßte mich und fragte: „Nun, Du Guter, befehlst Du noch?“ — Ich dankte büßelnd; die versalzene brannte mir wie Höllefeuer in der Kehle. Sie klingelte und der als Kammerdiener angestellte Gerichtsbote setzte eine mächtige Schüssel Fleischwerk auf den Tisch. Lilli lächelte wie die jüngste der Grazien. „Du Schelm!“ sprach sie anmuthig — „gewiß hat der Leckerzahn mir in die Töpfe geschaut und das Leibgericht, welches ich ihm bereitet, gewittert. Hüte Dich vor dem Küchenschürzchen, wenn ich Dich ertappe! Gestehe nur, die Aussicht auf das Fricassée hat der Kraftsuppe den Zuspruch geschmälert, denn Du hast nicht zehn Löffel genossen!“ — und dabei fuhr sie mit dem ibrigen in das sogenannte Fricassée, das ich in starrer, stummer Verwunderung mit den Augen musterte. Ich gewahrte da allerhand Dinge und Thaten, die ich, meines Wissens, nie in sothaner Speise erblickt hatte. Die gewöhnlich weißgelbliche Farbe der würzenden Sauce war hier entschieden dunkel, und ein fataler Zwiebelgeruch dampfte mir aus der Schüssel entgegen. Lilli hatte sich und mich reichlich versorgt, und während ich noch immer mißtrauisch das Gemengsel betrachtete, hatte die Muntere schon einen Bissen hinunter, klopfte sich anmuthig-kindisch mit dem Händchen vor die Brust und rief: „Köstlich! versuche doch, lieber Pfennig — ganz delikät!“ — Ich aber schob mit der Gabelspitze einige Corinthen, die ich anfänglich für Kapern gehalten



hatte verwundert bei Seite und einen Bissen in den Mund.
 — „Nicht wahr? süperbe!“ wiederholte meine liebliche Hälfte.
 — Ich nickte und schluckte geduldig unter süßsaurem Lächeln; ich vermochte es nicht über's Herz zu bringen, die utmüthige zu betrüben, wenn gleich dieses sogenannte Fricassée meinen Geschmacks-Nerven eine heillose Marter schien. Krebsbutter, Zwiebeln, kleine Rosinen, Blumenkohl, Kalbsfleisch, braunes Mehl, Champignon, Pfefferkuchen und Lorbeerblätter mochten die Hauptbestandtheile dieses abenteuerlichen Gerichtes seyn. Lilli wurde zum Glück durch die Magd abgerufen und mir blieb Zeit und Gelegenheit, die ganze Portion, welche auf meinem Teller lastete, in die Schüssel zurück zu fördern. Die wieder Eingetretene freute sich meines Appetits, nöthigte; ich aber sprach: „Danke, liebes Herz!“ — „Schmeckt Dir's nicht?“ entgegnete sie. — „Hat geschmeckt, Kind! — man muß des Guten nicht zu viel thun — vortrefflich! wie nennst Du dies Ragout?“

à la —“ — „Nichts von à la“, erwiderte sie, „Fricasse schlecht-
hin.“ — „Unmöglich, Kind!“ lautete meine Gegenrede; „Fricassee's, denk' ich, sind Blondinen, während Ragouts zu den Brünnetten gehören?“ — „Davon verstehst Du, mein gelehrter Herr, meine ich, gar nichts!“ sprach sie, klinkelte, forderte ihr Kochbuch, und subr fort: „Schau her! hier steht es zu lesen: Fricasse von Kalbfleisch Nr. 255. Dazu kann man eine ganze Brust nehmen oder sie auch zerhauen“ — ist geschehen! — „recht gut blanchiren, kochen, fleißig abschäumen“ — wurde vollbracht — „und damit sie sich weiß kocht, ein Stück Butter anthun“ — habe sie nicht gespart!“ — „Weiß kocht“, unterbrach ich, „da hast Du die Blondine!“ — „Hör' nur weiter!“ entgegnete Lilli; „nur weiter, Herr Rechthaber!“ — „Nun bereitet man die Fricassee-Sauce nach Nr. 100“ — geschah pünktlich!“ redete sie dazwischen, indem sie zurück blätterte. — „Hier Nr. 100: gießt ferner von der Brühe des Hasenkleins zu“ — diese fehlte mir leider, doch muß es unwesentlich seyn, denn nicht wahr, die Sauce war vortrefflich? — „thut gereinigte kleine Rosinen, gehackte Zwiebeln, Chalotten und Gewürze daran, rührt dies Alles zu einer sämigen Sauce, versüßt es mit Zucker und Syrup“ — da hast Du die Brünnette, Musjeh! — „und läßt es aufkochen.“ — „Also wirklich Syrup?“ dehnte ich und nahm der Erfumphienden das Buch aus der Hand, schlug das Blatt zurück, las und rief: „Den Teufel auch! — schau nur her, Kind, das Blatt ist verkleistert und Du bist in's Hasenklein gerathen!“ — Lilli erschrak, erröthete, wurde um so hübscher; ich lachte, küßte sie und verschlang mit wahren Heißhunger drei Portionen Weincreme, welche den Beschluß des Mahles machte. Caroline aß nicht mehr, sie war verdüstert, schämte sich und schalt, daß man sie nicht zur Erlernung der edlen Kochkunst angehalten. — Ich sprach dem guten Kinde Muth zu, und rief bei jedem Bissen: „Köstlich, meine liebe Lilli — delikat! o wie erquicklich, wie süß!“ — Ich herzte die Geliebte zur gesegneten Mahlzeit, ich fühlte mich so unaussprechlich selig — und warf mich dann in den Sorgenstuhl, um, wie gewöhnlich, die Berliner Zeitungen zu lesen.

Ich mochte etwa über die orientalischen Angelegenheiten hinaus sehn, wollte eben zu den „vermischten Nachrichten“ übergehen, da trat der Senator, Seifensieder Schnäbel, mit verstörtem Angesicht vor mich hin. — „Auf's Rathhaus!“ rief er; „um Gotteswillen auf's Rathhaus, Vater der Stadt! Die Furierschützen reiten so eben ein. Ich habe bereits zum Moldauer Kürschner-Gesellen geschickt, er mag dolmetschen, und die Bürger mögen illuminiren!“ — „Was dolmetschen, wozu illuminiren?“ fragte ich. — „Wie, sorgloser Consul, Sie wissen nicht — was ich längst prophezeit, traf ein; Selim Pascha ist da, die Allirten sind auf's Haupt geschlagen, Alles ist caput —

die Türken landeten bei Warnemünde, sie stehen vor Rindleben und werden in acht Tagen in der Hauptstadt seyn. Wir bekommen Einquartierung — eilen Sie, eilen Sie, des Postmeisters Jochem ist dem Vortrab voran geeilt — achthundert Mann der regelmässigsten Janitscharen werden sogleich hier seyn, befehlen Sie sofort die Illumination und requiriren Sie Opium-Schnaps!" — Ich suchte lange nach Hut und Stock, konnte weder das Eine noch das Andre finden; der Lichtzieher zog mich barhäuptig von hinten. „O thörriger Mensch, o blinder Erdensohn!" dachte ich auf dem Wege, der gar kein Ende nehmen wollte; „wie wenig weißt du, was dir frommt und nützt. Warum erhörtest du, lieber Himmel, deines vorwitzigen Knechtes fromme Bitte; weshalb lenktest du die Gemüther der Rindleber Gemeinde dahin, daß sie mich unglücklichsten aller Bürgermeister zum Hirten erwählten im Augenblicke, wo der hungrige Wolf aus Osten über die Heerde einbricht, die unselige zu zerfleischen? — O Pfennig! armer, geschlagener Pfennig! in welcher gräßlichen Lage befindest du dich jetzt, gerade während du wähnst, in dem Hafen des Friedens, des innigen, lieben Glücks stiller Hauseligkeit eingelaufen zu seyn."

Schon war die Nothspost im Städtchen verbreitet, denn zu Schlüterschen Todeslarven verzerrt waren alle die wohlbekannten Gesichter, welche mir aus den Fenstern nachblickten. An allen Ecken standen Nachbarn mit ellenlangen Physiognomien, verkündeten den Jammer und pflogen Rath. — „Ruhe, lieben Freunde!" rief ich ihnen wie von innerer Stimme begeistert zu, denn wo hätte ich sonst den großen Gedanken hergenommen. „Ruhe! sie ist die erste Bürgerpflicht! — Ihr seht mit Franzosen und Russen, mit Preußen, Tataren, Kosacken, Baskiren und Isenburgern fertig geworden, auch mit diesen Fremdlingen werdet Ihr Euch befreunden — haltet Euch nur ruhig — kocht Kaffee, denn Eure Gäste trinken keinen Wein, sorgt für Tabak und stehet uns bei in der Ausübung unserer schweren Pflicht." — „Ja wohl schweren Pflicht!" fügte der Senator Lichtzieher hinzu; „illuminirt, Freunde! Talglampen findet Ihr bei mir das Stück zu einem Groschen. Legt ihn auf, diesen Samariter-Balsam, der selbst Tigerherzen erweicht, auf die Wunden unsrer Vaterstadt!" — Endlich gelangten wir zum Rathhause; mühsam erkletterte ich die Treppe, die mir unermesslich lang erschien, nahm endlich Platz am grünen Tisch, an welchem bereits mein ungelehrter Colleague mit andächtig gefalteten Händen und freideweisem Armentsünder-Gesichte saß. — „Die Listen, Herr Krüper!" sagte ich zum Gerichtschreiber — „fort zu den Backmeistern! der hohe Magistrat entbietet ihnen, förderksamst für zweitausend Brodportionen zu sorgen." — „Wozu?" jammerte mit hohler Stimme der Colleague Schild — „die Kerle essen nichts als türkischen Weizen — sag' Er

ihnen, daß sie sich Gott empfehlen mögen, denn ehe eine Stunde vergeht, sind sie sämmtlich mit den Ohren angenagelt, und wir gespießt!" — „Dann esse Er zu den Metzgern!" fuhr ich fort. — „Wozu?" heulte Schild abermals dazwischen; „die Kerle verschmähen Wurst und Schinken, genießen nichts als türkische Enten und Perlhühner, wo die hernehmen? — sie mögen ihre Nasen wahren, wir aber sind gespießte Leute!" — „Unterwegs reiße Er die Comödientettel ab", fügte ich hinzu; „der „Arur" könnte als Tusch erscheinen und uns den Hals brechen. Der Direktor soll „Belmonte und Constanze" ansetzen, da wird türkischer Edelmutz gepriesen!" — „Und erst gespießt und dann gehangen!" heulte Schild; der Senator Schnäbel aber meinte: die Illumination der Arurschen Gärten könne füglich in die Mozartsche Oper eingelegt werden. — Krüper ging und zugleich traten die gefürchteten Muselmänner ein. — Schild wurde noch blasser und betete ein griechisches Vater-Unser — was mir nicht allein unpolitisch, sondern wunderbar vorkam, da er nie Griechisch gelerni hatte. Der Anführer der lärmenden Bande trat auf mich zu, und ich erkannte in ihm auf den ersten Blick einen mir noch von der Schule her erinnerlichen, wenn auch nicht befreundeten Menschen, Carl Pojanus, einen Erzfaullenzer und durchtriebenen Schelm, der sich nie präparirte und Kreuzspinnen zum Morgenbrode verzehrte. — Wir aber waren einander feind; auf mein Einblasen hatte er einst das Wort Cothurnus durch Filzmütze übersetzt, war in's Carcer gewandert und hatte mir Rache geschworen. — Ich erkannte im Nu das Gefährliche meiner Lage, und zog ein schiefes Maul, um das drohende Unheil möglichst von mir und Kindleben abzuwenden. Vergebens, Pojanus hatte mich längst erkannt. „Pfennig!" rief er, „Berruchter! jetzt will ich Dir die Filzmütze vergelten!" — „Herr Pojanus-Uga!" begann ich demüthig. — „Der Teufel ist Uga!" fuhr er wild dazwischen; „Pascha, Du Höllenhund, Pascha von so viel Kofschweifen, daß Du Dir zehn Matraken davon auspolstern könntest! — Sieb hundert Flaschen Cyper heraus, Du Seefalb, und beschaffe mir sofort einen Harem!" — „Unmöglich, Herr Pascha!" — „Was unmöglich!" lachte der Wüthrich; „unmöglich! Dummes Wort!" — Der blasse Schild aber sang heulend: „Erst gespießt und dann gehangen!" — „Herr Bürgermeister!" raunte der Lichtzieher mir in's Ohr; „statt Cyper geben Sie ihm Malaga, absichtlich des andern Artikels rufen sie weibliche Freiwillige auf!" — „Sind Sie toll, Herr?" fragte ich entrüstet. — „Nein, Consul, nur Patriot!" erwiederte er. — „Man spieße ihn sofort!" schrie Pojano-Pascha; — da drängte sich Lilli durch den Haufen. — „Pardon!" flehte sie — „nein, Pfennig, ich lasse Dich nicht auf den Marterpfahl pflanzen! Nein!" — „Weib! Schlange! Lilli! weißt Du, um welchen Preis?" rief ich aus voller Kehle. — „Nein, laßt mich!"

jammerte mein Weib — „May! Du stirbst — er stirbt!“ —
 „Nicht doch!“ sagte mein Haus-Arzt Simmerling, der mitten
 unter den Türken stand; „er stirbt nicht, aber er ist betrunken!“



Ich schlug die Augen auf und fühlte rasendes Kopfweh.
 Lilli, in Thränen schwimmend, kniete zu meinen Füßen; mir
 stand der Angstschweiß in dicken Tropfen vor der Stirn. —
 „Wie ist Dir, May? Kennst Du mich?“ — „Welche Frage!“
 — „Aber Du phantasirtest, Du hast geraset; wer ist Pojanus?
 wer Cothurnus?“ — Ich rieb mir die Augen. „Gieb mir ein
 Glas Wasser, Zuckerwasser und — Dein Kochbuch.“ — „Mein
 Kochbuch? — Ach Gott, Doktor“, jammerte Lilli, „er ist noch
 immer krank!“ — dabei reichte sie mir das Verlangte. — Ich
 schlug den Artikel „Weincreme“ auf. — „Da haben wir's!“
 rief ich aus: „Nimm drei Viertel Quart Rum und ein Gläs-

chen Wein." Hole der Teufel den Corrector! das muß offenbar heißen: Nimm drei Viertel Quart Wein und ein Gläschen Rum. Koche mir Kaffee, liebe Frau, und miethe Dir eine Köchin, damit ich nicht vor der Zeit an einem — Druckfehler sterbe!"
M. T.

Der Tyroler.

Der Teppichhändler und Handschuhmacher, wie er auf allen Märkten Deutschlands, selbst in Italien, Frankreich und Schweden erscheint, ist schon nicht mehr der echte Tyroler von altem Schrot und Korn, wie man ihn dabeim in seinen Alpen findet. Auch in den von Reisenden, besonders den Engländern, durchstöberten Gründen des schönen Berglandes, wovon das reizende Zillertal am meisten besucht wird, trifft sich nicht mehr die alte Geradheit und Einfalt dieses freien Volks. Die Gewinnsucht hat den Anwohnern der Landstraßen eine neue Umgangsweise gelehrt, die den Gast auf den ersten Anblick wohl angenehmer berührt als die alte schlichte, beinahe grobe Offenheit, die aber nicht selten Verschlagenheit durchblicken läßt und hinterher sich als eine wohlberechnete Kunst ausweist. Seitwärts von den Landstraßen aber, in den unbesuchten Thälern, auf den von der Schaulust ungestörten Alpen haust noch die alte ungeschwächte Kraft und Sitte, mit der man es freilich da nicht so genau nehmen muß. Gewisse mit der heutigen Bildung nicht verträgliche Volksgewohnheiten müssen oft mit dem Sprüchwort: „Ländlich, sittlich“ entschuldigt und es muß bei Beurtheilung eines Volks auf seinen ursprünglichen Charakter, seine Beschäftigung und die Eigenthümlichkeiten seiner Wohnsitz Rücksicht genommen werden. Freilich würde mit obigem Sprüchwort, wenn man es immer schlechtweg anwenden wollte, auch gar Manches gebilligt werden, welches ernste Rüge und die Ermahnung zum Bessern verdient. — Im Allgemeinen sind die Tyroler ein herrlicher Schlag Menschen, von gutem stattlichen Wuchs, gedrungenem Körperbau, mit kräftigen edlen Gesichtszügen, männlicher Schönheit, gesund und oft von ungeheurer Stärke. Die Schönheit des weiblichen Geschlechts steht dagegen zurück, wenigstens nach unsern modischen Begriffen. Die Weiber haben zwar eine liebliche Gesichtsbildung, weiße Haut und schöne Farben des Haars, der Augen, Lippen und Wangen, aber ihre Gestalten sind meist etwas zu derb und unschlank, und ihre Füße, als Bergbewohnerinnen, von eckiger Form und bedeutender Größe. Dabei tragen sie noch ein weites, häßliches Schuhzeug. Auch steht die Tracht der Frauen zurück gegen die der Männer, welche die am meisten malerische ist unter allen noch lebenden Volkstrachten Europa's. Der enge Schnürstiefel, knappe Strumpf, die kurze bebänderte

Hose, der reiche Gurt, der grüne meist gestickte Hosenträger, das weiße Hemd, die mit Silberknöpfen besetzte Jacke und besonders der grüne mit Goldschnur, Bändern, Gamsbart und Hahnenfeder gezierte Hut, geben dem Tyroler — besonders wenn er, die Büchse (Stutzen genannt) über der Schulter, zum Schießen zieht — ein eben so freundliches, gepuztes als ritterliches Ansehen. — Wie in der Tracht unterscheidet auch an Gestalt der an der italienischen Grenze wohnende Menschen-schlag, die sogenannten „Wellsch-Tyroler“, durch dunkle tief-liegende Augen, kurzen, hageren Körperbau, blasser in's Braune übergehender Gesichtsfarbe, sich zu seinem Nachtheil vom deut-schen Geblüt. Das Gebiet der „Wälschen“ erkennt man sogleich an der geringern Reinlichkeit der Wohnungen, den schlechteren Häusern, obgleich auch die des deutschen Tyrolers Manches zu wünschen übrig lassen. — Was den Mann betrifft, der hier abgebildet ist, so sieht es bei ihm ziemlich freundlich aus, aber an seiner Kleidung gewahren wir nur wenig Malerisches und gar nichts von den so hochgehaltenen Zierden des Hutes. Dieser Mann ist aber auch ein Bewohner von Hall, ein fleißiger Bergbauer, der keine Zeit übrig behält zum Raufen und zur Jagd. Der Ackermann, Hirte und Köhler, selbst der Krämer treiben gleichmäßig das kühne Waldwerk auf Bären, Wölfe und Luchse, wo ein gutes Schußgeld von der Obrigkeit zu verdienen ist: für einen Bären oft 30 bis 50 Gulden. Die Jagd auf Gamsen (Gams-Stellen) verzinst sich durch Beute an Horn und Haut, aber noch mehr durch die Lust, welche die gefährliche Verfolgung des Thiers über Abgrund und Fels-zacken, die man mit Hülfe des Bergstocks überspringt und er-klettert, gewährt. Selten wird dem Tyroler Schützen, dessen vortreffliche kurze Büchse (Stutzen) auf 1200 Schritte nicht fehlt, die Freude und der Ruhm, einen Gamsbock herabzu-pläddern, wie man dort zu Lande sagt, denn dieses herrliche Wild gehört hier schon zu den aussterbenden Gattungen. — Wenn nun unser hier abgebildeter Mann weder Feder noch Gamsbart, noch Goldtroddel am Hute trägt, so kann er doch ein wohlhabender Bergmann seyn und als solcher ist er immer nicht der Letzte; denn unter den drei Haupt-Erwerbszweigen des Tyrolervolks: dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Bergbau, nimmt der Letztere eine sehr wichtige Stelle ein. Das Land Tyrol besitzt eine außerordentliche Menge von Mineralien, wie Graphit, Grünerde, Marmor, Sandstein, Quadern, Kalk, Alabaster, Bergcrystall, Kupfer, Eisen, Zink, selbst etwas Gold, und von Edelsteinen den Turmalin, den köst-lichen Pirop und edle Granaten. So liefert das kleine Berg-ländchen von nur 516 Quadratmeilen Umfang, worauf nicht so viel Leute wohnen als Paris Einwohner zählt, nämlich nicht ganz 800,000, allein an Ausbeute seiner Berge an vier



Millionen Gulden Werth. Dazu kommen nun noch jährlich 200,000 Centner Salz, welche eben bei Hall gewonnen werden. — Besonders ist es ein Mineral, welches Tyrol im Ueberfluß und beinahe ausschließlich besitzt, womit es ganz Deutschland versorgt und das in jeder Wirthschaft, selbst des Aermsten, gute Dienste thut. Das ist der Asbest oder Bergflachs, auf den in unsern Feuerzeug-Fläschchen der Vitriol gefüllt wird. — Der Landbau läßt sich dagegen auch nicht verspotten, denn er bringt Vieles und reichlich. An Flachs werden 4500, an Tabak 50,000 Centner erzeugt; das Korn trägt sechs- bis zehnfach; an Wein werden 560,000 Eimer gewonnen; Obst ist im Ueberfluß vorhanden, selbst Feigen; an Del werden 5000 Centner ausgeführt. Auch blüht der Seidenbau im Etschthal und um Trient und liefert über 20,000 Centner Seide. — Die Viehzucht Tyrols ist berühmt. Wer kennt nicht das schöne Milchvieh dieses Alpenlandes? — zwar kleiner als das Schweizerische, aber von feinerer Gestalt und doch besserer Dauer. Tyrols Weiden und Alpen (Alm) nähren 210,000 Kühe und 100,000 Ziegen, von deren süßen Milch die trefflichen Käse kommen, welche mit den englischen wetteifern. Außerdem hält das Land 50,000 Schweine, 45,000 Ochsen, 15,000 Pferde und 214,000 Schaafe zur Mast, Zucht, Arbeit und Schur. — Solche Zahlen sprechen deutlicher als lange Beschreibungen für die Wohlhabenheit eines Volkes. Dabei ist der Tyroler sparsam; doch giebt es freilich auch manche Gegenden, wo üble Wirthschaft mit der Ungebundenheit, und die Neigung zum Trunke mit der angeborenen Rauflust sich paart. Wie der Gamsbart, der oft mit 6 bis 20 Gulden bezahlt wird, den Jäger und Wohlhabenden bezeichnet, so bezeichnet die Hahnenfeder den Käufer, Kobler. — Ringen, oder Faustkampf mit Schlagringen, welche wie unsere Siegelringe am Finger getragen werden, dann besonders das Hakeln, wo beide Kämpfer sich mit den hakenförmig gebogenen Mittelfingern anfassen und sich über Ränne, oder andere dergleichen Gegenstände zu ziehen suchen — diese Leibesübungen verursachen, nebst Schlägereien, viele blutige Köpfe und thun der Rohheit allerdings bedeutenden Vorschub. — Erwähnen wir nun noch des Branntweintrinkens — auch unser Mann hat hier neben seinem Glase schwachen Landweins ein Frakle (Achtel) dieses bei so heißblütigem Volk gefährlichen Getränkes stehen — und dann des noch herrschenden Aberglaubens, so haben wir die Schattenseiten des sonst lieblichen Gemäldes. Leider! glaubt der gemeine Mann in Tyrol noch an Hexen, so daß bei Gewittern Alles aus den Häusern läuft und in die Luft nach den bösen Geistern schießt. Aber auch dieser Wahn ist im Abnehmen, wie die alte Gewohnheit, Menschen, welche bei Brünsten aus brennenden Häusern liefen, zurück in die Gluth zu

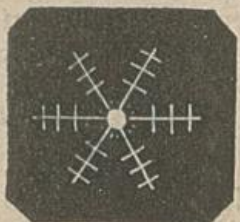
werfen, damit sie das Feuer nicht nach sich schleppen. Der Vorwurf unsittlicher Liebe, der dem jungen Volk Tyrols gemacht wird, ist ebenfalls nicht ganz ungerecht und besonders wird das so frühe Heirathen der Mädchen, oft mit zwölf Jahren, dadurch gerechtfertigt, was andererseits wieder nachtheilig auf die Fortpflanzung eines kräftigen und gesunden Menschenschlags wirken muß und in der That schon gewirkt hat. — Aber der Mann, der hier vor uns sitzt, ist der Bürger eines glücklichen Landes. Er bedarf nicht des Weines der Franzosen, nicht des Gespinnstes der Engländer, nicht des Tabaks der Amerikaner. Sein Land versorgt ihn mit allen seinen Bedürfnissen und er bescheidet sich dabei und lebt unangefochten und in Frieden. Gelüstet es aber einem Feinde nach seiner Milch und seinen Feigen, dann greift er zum Beil und zur Büchse, stürzt vom Felsen auf die Eindringenden und hier kommt ihm seine sonst böse Kauflust gut zu statten, als Leibesübung. Mit seiner Seele aber — wie er sonst auch seyn mag — war und ist er immer Gott getreu und seinem Landesherrn in Noth und Tod. Und das ist die wahre Sonnenseite des Tyrolers. S.

D e r S c h n e e .

Wie viel Schönes, wie viel Reize mehr hat die Natur, wenn man sie nicht oberflächlich betrachtet! — Sehen wir einmal den Schnee an, so werden Manche meinen: das verlohne sich wohl nicht sonderlich der Mühe. O doch!

Wenn zur Winterszeit der Regen vom Frost erstarrt, eh' er zu Tropfen wurde, bildet sich der Schnee. Die Crystallisation geschieht aber, wie Alles in der Natur, sehr regelmäßig und die Flocken, besonders die des Staubschnee's, haben oft eine sehr bestimmte schöne Gestalt. Bei der ruhig kalten Luft setzen sie sich aus mehreren unter einander sich verbindenden Eisnadeln zusammen, wovon meist sechs größere auslaufen, mit denen sich dann kleinere, gleichsam als Aeste und Zweige, vereinigen. Je nach der Temperatur, aus welcher diese Flocken hernieder kommen, und je nachdem sie in verschiedenem Luftstrich Umwandlungen erfahren, werden aber die Gestaltungen reicher an Verzierung, immer aber ist eine Bestimmtheit, eine Ordnung darin. Am besten erkennt man das, wenn man etwas Schnee, ohne ihn zu berühren, auf einen dunklen, kalten Körper fallen läßt, und dann die Flocken mit dem Vergrößerungsglase beschaut. Wir haben hier sechs solcher Flocken-





Bilder vor uns, die in ihrer Vergrößerung gezeichnet wurden. Damit ist aber die Bildergalerie des Schnees keinesweges erschöpft, wer ihn genau und öfter untersucht, kann sich der Verzerrungen noch mehrere entnehmen. — Wie der Schnee entsteht, das hat man bei folgendem Versuch erklärend genug vor Augen. Man löst in warmem Wasser so viel Salmiak auf, als es irgend aufzulösen vermag. Diese Auflösung wird in ein tiefes, vorher erwärmtes Gefäß gegossen und man läßt sie hienach an ruhiger Luft erkalten. Da bilden sich an der Oberfläche bald kleine Crystalle, welche schwerer sind als die Flüssigkeit, in welcher sie schwimmen; sie fallen daher langsam zu Boden. In ihrem Falle werden sie indeß merklich größer und gelangen auf den Boden des Gefäßes in großen Flocken. Merkwürdig ist hierbei, daß diese Crystallisation sich sehr rasch macht in Flüssigkeit, welche nicht genug gesättigt ist, um sich von selbst zu crystallisiren:

die ganze Flüssigkeit wird sogleich zum Crystallisiren verleitet. Dem ähnlich, meint man, sey auch die Erscheinung in der Luft, wenn es schneit. Sind einige Wassertheilchen durch die Kälte erstarrt, so hat die Crystallisation ihren Anfang genommen; fangen nun diese kleinen Crystalle, vermöge ihres Gewichtes, zu fallen an, fährt die Crystallisation fort, und das übrige in der Luft enthaltene Wasser, welches sonst noch ungebunden geblieben wäre, crystallisirt sich ebenfalls rasch, weil die Crystallisation nun einmal angefangen hat.

Wundersame Fügung.

Gerhard Sebald war ein Goldschmied, der früher in einer Stadt Pommerns wohnte, im Jahr 1610 aber nach Rostock zog, wo er nun ein kleines Haus besaß und sich redlich nährte. Seine Wirthschaft wurde jetzt von Clara geführt, die für seine Tochter galt, und außer einer sehr alten und schweigsamen Magd befand sich weiter Niemand im Hause als Erich Heimlen, den Sebald als eine Waise zu sich und in die Lehre nahm.

Es war im Juni 1628, als Meister Sebald zu Erich sprach: „Du wurdest gestern vierundzwanzig Jahr alt, und es wäre wohl Zeit, daß Du Dich umsehst in der Welt. Dazu scheint mir jetzt gute Gelegenheit, da zumal hier der Arbeit nicht viel ist, so daß ich wohl allein damit fertig werde. Die Kaiserlichen stehen unter Wallenstein vor Stralsund, die Verheerungen des

Rieges lassen in unsrer Gegend nur Wenige an Gold- und Silbergeräth denken, und selten werden sogar die Brautringe. Ziehe also in Frieden! und werde geschickter in Deiner Kunst da, wo das Glück und die Freude heimischer sind als bei uns!"

Erich stand wie vom Donner gerührt und kam lange nicht zu Worte. „Meister“, sprach er endlich, und an seiner Rede nagten die unterdrückten Thränen; „Meister, gerade in diesen Tagen des Unheils solltet Ihr mich nicht von Euch senden. Wißt Ihr denn, was sich begeben kann — und ob Euch nicht für alle Fälle in Eurem Hause ein Paar junge, kräftige Arme noth thun?“ — „Wir stehen in Gottes Hand!“ entgegnete Sebald. „Draußen wirst Du Arbeit finden und Lohn, den ich Dir, da's hier an Geschäft mangelt, nicht mehr zu geben im Stande bin. Und wie gesagt, es ist Dir nützlich; machen wir uns also das Herz nicht schwer!“

Ach, Erich wär' gern ohne solchen Lohn geblieben, denn er sehnte sich nach dem größten — nach Clara. Auch diese wurde bleich und roth, als sie vernahm, daß Erich fort solle, und eilend ging sie in ihr Kämmerlein, sich dort auszuweinen und ihres Herzens Reigung nicht zu verrathen. Sebald aber hatte diese Reigung wohl erkannt, und auch deshalb schien es ihm gerathen, daß Erich scheide. So geschah es denn nach wenigen Tagen. Clara nahm von ihm Abschied in Gegenwart des Vaters und vermochte nicht der Thränen sich zu erwehren, als sie nun sprach: „Gedenk' Unsrer, und halte Dich treu und redlich, daß wir uns freuen mögen, wenn wir uns jemals wiedersehen!“ — und dabei hatte sie ihm die Hand gegeben und er fühlte ihren innigen Druck. Erich mußte weinen und Thränen waren auch fast seine ganze Sprache, denn er sagte nur: „Lebt wohl, Meister, der Ihr mir Vater war't; lebt wohl, Jungfer Clara! Wenn's Euch wohl geht, vergeßt mich nicht, und geht's Euch schlimm, so ruft mich!“

Bald stand er draußen vor der Stadt und betete inbrünstig zu Gott, indem er hinblickte auf den Ort, wo er sein Herz zurückließ. Dann schritt er fürdaß, und wiederholte sich im Gehn Clara's Rede, von der ihm die Worte: „halte dich treu“ die liebsten waren, denn wagte er auch nicht, es sich zu gesehen, doch schien es ihm, als läge gar viel Hoffnung darin.

Clara saß traurig daheim und Sebald sagte seufzend zu sich selber: „Du hast doch recht gehandelt!“ — Clara war nicht seine Tochter. Als Sebald von langer Wanderschaft zurückkehrte, fand er beide Eltern todt, und nur seine liebe Schwester Kunigunde kam ihm entgegen. Er brachte einen Kunstgenossen mit, Franz Horsolt, der, eines reichen Goldschmieds Sohn, nach Stockholm wollte, wohin er verschrieben war. Aber er blieb, und blieb zum Grame Sebald's; denn dieser sah, daß ihn Kunigunde hielt, und doch hatte er schon deutlich genug bemerkt,



daß dem Horsolt nicht sonderlich zu trauen war, ihm, der nach Lust und Prunk, nicht in Genügsamkeit nach den Schätzen des Herzens trachtete. Plötzlich aber hatte er sich entfernt, und aus Ranigunden's Thränen und Verzweiflung sprach es, daß er ihr Verführer gewesen. Clara war Horsolt's und Ranigunden's Tochter, und die Mutter starb bei ihrer Geburt. Sebald nahm sich des Kindes mit aller Sorge an, verließ jedoch mit der alten Magd seiner Eltern die Vaterstadt, die ihm verleidet war. Von einer Ehe schreckten ihn bittere Erfahrungen zurück und alle seine Liebe hatte er auf Clara und Erich übertragen. Das Mädchen, jetzt achtzehn Jahr alt, kannte das Geheimniß ihrer Geburt nicht, und Sebald mocht' es Niemand sagen. Es wäre wohl sein Wunsch gewesen, seine beiden Schützlinge zu verbinden: aber er dachte bei sich: „Wer weiß, ob Erich's Neigung fest ist, zumal wenn er Clara's Herkunft erfährt; dann wär's ja möglich, ihr Vater käme einmal wieder und ich hätte da zuviel gethan! Auch ist's besser, daß Erich sein Glück erst versuche; denn du kannst ihm ja ohnehin, in deiner beschränkten Lage, keine sichere Aussicht eröffnen!“ So hatte er bei sich überlegt, und hiernach gehandelt, oft noch hinzufügend: „Ist Erich's Neigung stark genug gegen die Anfechtungen des Lebens, so kehrt er wieder und Alles steht dann besser!“

In seinem Hause war es nun freilich recht düster geworden, seit Erich's Scheiden, und recht still, aber das Toben des Schicksals zog nach wenigen Monden heran.

Wallenstein hatte mit aller seiner Macht Stralsund nicht zu gewinnen vermocht und eilte jetzt den Dänen entgegen, auf Rostock zu, das er unerwartet überfiel. Die Kaiserlichen drangen in die Stadt und ein Troß derselben, von einem Offizier geführt, in Sebald's Haus. Der Offizier sah Clara — ein Wink von ihm und Soldaten hatten sie ergriffen und führten sie dann in das kaiserliche Lager. Sebald, nichts mehr bedenkend, suchte sein Kind zu retten, aber vergebens; der stärkere Gegner überwältigte ihn und eilte von dannen. Doch Sebald, in dem vollsten Grimme und dem Muth, sich aufzuopfern, stürzte ihm nach, mit verdienten Worten der Schwach ihn anrufend. Da zückte der Offizier in wildem Grimm seinen Dolch auf ihn; doch in dem Augenblick hielt ein rasch herbei gekommener Mönch seinen Arm auf und rief ihm zu: „Was willst Du thun, Franz Horsolt? die Du raubdest, ist Deine Tochter, und dieser ihr Pflegerater!“

Webend ließ der Wüthende den Dolch fallen; ihm war plötzlich, als kenne er das Antlitz dessen, der ihm mit aller Anstrengung seiner Kraft gegenüber stand, und in Erwartung starrte er den Mönch an, der nun fortfuhr: „Dies ist Gerhard Sebald, einst Dein Freund, den Du verrathen. Ich war Runi-



gunden's Beichtiger, kenne Deine Uebelthat an ihr und preise Gott, daß er auf dieser Mission, in der ich dem Heere des Kaisers folgte, mich gewürdigt hat, an einem neuen Verbrechen Dich zu hindern!"

"Um Gott und aller Heiligen willen, fort!" stöhnte jetzt voll Angst Horsolt und wandte hastig sich um; ihm folgten Sebald und Pater Cölestin. Bald waren die Soldaten erreicht; Clara lag ohnmächtig hingefunken und neben ihr stand Erich, blutend, aber noch immer gegen die Uebermacht kämpfend. Horsolt gebot Frieden und Erich wankte nun näher mit dem Ruf: "Hab' ich's Euch nicht gesagt, Meister, daß ich Euch noth sehn würde? Ich hörte in der Ferne von dem Unheil, das dieser Gegend drohe, und es trieb mich unwiderstehlich zu Euch her!" — Tiefgerührt drückte ihm Sebald die Hand und leitete den Ermatteten nach seinem Hause, während Horsolt Clara auf seinen Armen dorthin trug.

In tiefer Zerknirschung erfuhr er hier die Folgen seines Leichtsinns und berichtete dann, daß er, immer mehr in ein wüstes Leben gerathen, sich zu Wallenstein's Heer habe werben lassen. Von der wundersamen Fügung überwältigt, wollte er sogleich ein namhaftes Vermögen seiner Tochter geben, die er mit Freuden anerkannte und ihren Bund mit Erich segnete.

Aber seine Kinder, aus Furcht, es habe Sünde auf dem Gelde, mochten eher nichts annehmen, bis er bewies, daß es sein ehrliches Erbe sey. Als dies geschehen, zogen Sebald, Clara und Erich nach Danzig, dort eine größere Werkstätte mit Glück anlegend. Nach wenigen Jahren kam auch Horsolt zu ihnen, umgestaltet in seinem Wesen. Er lebte in demüthiger Reue und starb ruhig im Kreise der Seinen, vertrauend der Gnade Gottes.

J. Bern.

God und Leben.

(Gedanken auf einem Kirchhofe.)



Viele und wohl gar die meisten Menschen beweint man nur so lange, als ihre Leichen noch im Hause liegen. Wenn sie erst drei Ellen unter der Erde einlogirt sind, spült der Strom des Lebens in den Hinterbliebenen bald Eindrücke und Erinnerungen mit sich fort. Das ist frevelnder Leichtsin, denn die Todten sollen in unserm Herzen leben, auch wenn wir christlich nicht für wahr halten, daß wir bei ihnen am längsten seyn werden, sondern fest glauben, daß der Tod des Todes Aus-

preussischen König Friedrich den Großen in Glück und Unglück auf der großen Siegerbahn begleiteten. Er wurde am 18. Mai 1699 auf Wustrau (bei Ruppin), dem Gut seines Vaters, Joachim Matthias von Zietzen, geboren und bei den schwachen Einkünften, die das Besizthum abwarf, in Einfachheit erzogen, so daß seine Jugendbildung eben nicht zu den feinsten gehörte. Im vierzehnten Jahre trat er als Fähnleinjunker in das von Schwendysche Regiment, mußte aber wegen Streitens mit seinen in Grobheit ausgezeichneten Vorgesetzten zweimal seine militairische Laufbahn unterbrechen, bis er in dem von Friedrich Wilhelm I neu errichteten Husaren-Regiment Lieutenant und bald auch Rittmeister wurde. Als solcher machte er auf Befehl des Königs bei den Desreichern den französischen Krieg mit, dort den Dienst der ungarischen Husaren zu erlernen, und wurde bei seiner Rückkunft zum Major befördert. Um diese Zeit (1740) bestieg Friedrich II den preussischen Thron, und in demselben Jahre begann der erste schlesische Krieg. Hiermit rängt auch Zietzens Ruhm an, denn nicht lange währte es, so stieg er nach mehreren glücklichen Waffenthaten zum Obristlieutenant, und, als der Obrist Wurm verdienftermaßen verabschiedet worden, zum Obersten und Chef des Husaren-Regiments, das nach ihm das Zietzensche genannt und unter dieser Benennung so berühmt wurde. Wir wollen denn auch zum Gedächtniß des wackern Regiments auf nächster Seite ein Paar Alt-Zietzensche Husaren, in voller Arbeit abgebildet, beifügen. — Die glänzendsten Thaten führte er an der Spitze dieser Reiter aus, und im dritten Feldzug ließ er die Trompeten derselben sogar vor Wien schmettern, mußte aber, da Friedrichs Bundesgenossen ihn nicht unterstützten, wieder umkehren; ohnehin ward nicht lange danach der Breslauer Friede geschlossen (17. Mai 1742). Der zweite schlesische Krieg, zwei Jahre darauf, den Zietzen als General-Major antrat, gab dem Helden neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und das Treffen bei Labor, so wie die Einnahme von Budweis und der glänzende aber schwere Sieg, den er bei Tein mit zwei Husaren- und zwei Grenadier-Regimentern über 10,000 Desreicher davontrug, machten ihn zum Schrecken seiner Feinde. Bewundernswerth aber ist das Gefecht bei Teinig. Der Herzog von Lothringen hatte seine ganze Armee nach diesem Punkte zusammengezogen, hier den Uebergang über die Elbe zu erzwingen, Zietzen jedoch und der Obristlieutenant von Wedell verhinderten ihn mit einem Bataillon und drei Schwadronen so lange daran, bis sie einsahen, daß alle ihre ausgesandten Boten, die von den Feinden aufgefangen wurden, nicht zurückkehrten, und es dem Herzoge gelungen war, mehrere Brücken über den Fluß zu schlagen, so daß die kleine Schaar der Preußen leicht hätte umzingelt werden können. Da endlich



zogen diese in völlig geregelm Marsch zu dem Heere des Königs, der sofort sich nach Schlessien wandte. Die Destrreicher folgten ihm zwar dahin, wurden aber nach Mähren zurückgedrängt, so daß Friedrich in Schlessien die Winterquartiere beziehen konnte. Hier widmete Zietzen die Zeit ganz seinem Regimente, bei dem er für jeden Einzelnen fast väterlich sorgte, wie ein Beispiel erläutern mag. Als ihm einst in einem Treffen sein Pferd getödtet wurde, und ein Unteroffizier von dem seinigen sprang, um es dem General anzubieten, sprach dieser, indem er sich den Soldaten ansah: „Nein, nein, behalt' Er sein Pferd! Er ist von den Destrreichern herübergelaufen; kriegen sie ihn, so wird Er gehängt!“ Von einem Andern aber nahm er das Pferd an, indem er versicherte, ihn zu befreien, falls er dadurch den Feinden in die Hände fiel. Alle seine Untergebenen nannten ihn denn auch nur den guten Vater Zietzen. Als im folgenden Feldzug sich das preukische Heer in zwei Abtheilungen unter dem König und dem Markgrafen Karl geschieden, und der erstere in Frankenstein, der letztere in Jägerndorf stand, zwischen welche beiden Orte sich nun eine feindliche Armee posirte, wurde die Vereinnigung zur höchsten

Nothwendigkeit, nur wußte man nicht, auf welchem Wege der
 Markgraf dies erfahren sollte. Da fiel die Wahl des Königs
 auf Zietzen, und wie unerläßlich, aber auch wie gefahrvoll dies
 Unternehmen war, erhellte aus dem Befehl des Königs, daß
 Zietzen allen seinen Husaren den Auftrag bekannt machen
 sollte, damit, wenn auch nur einer nach Jägerndorf entkäme,
 der Markgraf benachrichtigt würde. Zietzen aber, vertrauend
 darauf, daß die neue Montirung seiner Reiter diese den un-
 garischen sehr ähnlich machte, schloß sich mit fast beispielloser
 Kühnheit geradezu dem Feinde an, durchzog das feindliche
 Lager und wurde erst am Ende desselben erkannt, von wo ihn
 ein schneller Mitt und ein leichtes Gefecht nach Jägerndorf
 brachte. Nicht minder schwierig war nun der Marsch des
 Markgrafen nach Frankenstein zu bewerkstelligen, aber auch
 dieser gelang, und Zietzen wurde mit unbeschreiblichem Jubel
 im Hauptquartier des Königs empfangen. Kurze Zeit darauf
 beendete die wichtige, negreche Schlacht bei Hohenfriedberg
 den zweiten schlesischen Krieg. Unbegreiflich bleibt es, wie es
 nach so vielen geleisteten trübseligen Diensten dennoch dem Heide
 gelang, Zietzens Milde und Freundlichkeit gegen seine Husaren,
 die aber der Gerechtigkeit freien Lauf ließ, als Schwäche und
 Nachlässigkeit darzustellen und den König gegen den verdienst-
 lichen General dergestalt einzunehmen, daß dieser Einem,
 der Zietzens Kriegsthaten hervorhob, entgegnete: „Ich kann
 doch seinerwegen keinen Krieg anfangen! Und im Frieden
 taugt er in den Teufel nichts!“ Nicht zufrieden aber damit,
 machte man die Helden von Teinitz und Jägerndorf noch den
 Vorwurf der Unwissenheit und Unkenntniß, ja Friedrich wollte
 ihn sogar eine Verabredung gemäß auf die Probe stellen und
 fragte ihn vor einer großen Gesellschaft nach den Plänen und
 Dispositionen bei seinen bedeutendsten Gefechten aus. Zietzen,
 der die Absichten seiner Feinde längst durchschaut, sie aber mit
 stummer Verachtung geduldet hatte, erkannte auch den Zweck
 dieser Frage, erwiderte aber kurz: „Wenn ich Stellung und
 Anzahl der Feinde erfahren, seine Absichten näher beobachtet
 hatte, griff ich ihn an und schlug ihn.“ Zietzen blieb indeß
 in der Ungnade des Königs, der hierin so weit ging, als ihm
 auf einer Revue ein Angriff der Husaren mißfiel, auszurufen:
 „Geht mir aus den Augen, ich mag Euch nicht wieder sehen!“
 Kaum waren ihm diese Worte entschlüpft, so kommandirte
 Zietzen zum Umkehren und ritt mit seinem Regiment nach der
 Stadt zurück; trotz dem fand er sich unbesungen und heiter im
 Schlosse ein, und der König erwähnte jenes Umstandes nie.
 Gerade in dieser Zeit, wo er die Ungnade eines im höchsten
 Grade verehrten Monarchen so tief empfand, ob er es gleich
 in seinen Mienen und Worten verbar, betrafen ihn kurz nach
 einander zwei über Alles schmerzliche Unfälle, der Tod seines

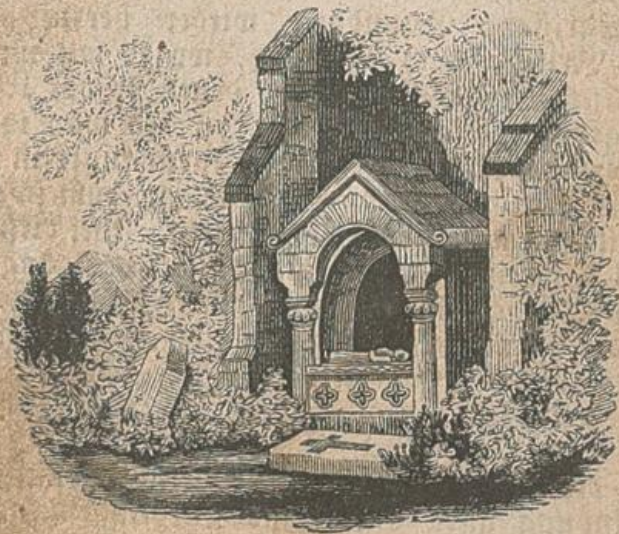
achtjährigen Sohnes und der Tod seiner geliebten Frau. Am Sarge dieser Letztern tröstete er die laut wehklagende Schwester derselben, und dann näher zu der theuren Leiche tretend, sprach er: „Ich verliere viel in ihr, unsäglich viel; Tugend und Schönheit, Geist und Häuslichkeit besaß sie, doch der Herr nahm sie zu sich!“ Das feste Gottvertrauen, in welchem er auferzogen, und das unvertilgbare Wurzel in seinem aufrichtigen Gemüth geschlagen hatte, ließen ihn jeden Schmerz überwinden. Indessen zog er sich seit diesen Unglücksfällen von seinen Geschäften immer mehr zurück, und wollte gerade in dem Augenblick, da der Krieg von Neuem auszubrechen drohte, seinen Abschied nehmen. Der König, der sich schon mehrere Male nach dem Befinden seines Generals erkundigen ließ und einen Boten an ihn gesandt, um ihn zu erforschen, aber nur die Bestätigung von seinem Entschluß, den Kriegsdienst zu verlassen, erhalten hatte, konnte und wollte nicht ohne Ziethen in den Kampf gehen und besuchte ihn persönlich. Nachdem er dem alten Krieger sein Unrecht zu beweisen und mit größter Mühe ihn zu überzeugen gesucht, daß er — Ziethen — die ganze Schuld der Mißstimmung trage, dieser aber, seines Werths und seiner Unschuld sich bewußt, nicht darauf eingehen wollte, rief Friedrich in heftiger Gemüthsbewegung: „Mein treuer General wird nicht in dem bevorstehenden, gefährlichen Kriege die Sache seines Königs und seines Vaterlands im Stich lassen. Wir rechnen auf seine Unhänglichkeit an Beide!“ — und jetzt war Ziethens Festigkeit besiegt. Er fiel zu des Königs Füßen und schwur ihm ewige unverbrüchliche Treue; Friedrich der Große aber riß ihn an seine Brust und umarmte ihn. Ein erhebender Bund war es, den der König mit seinem Feldherrn, den Held und Held hier schlossen, und er währte fortan bis zum Tode. — Ziethen ward zum Generallieutenant ernannt, und der siebenjährige Krieg begann (1756). Die blutige aber siegreiche Schlacht bei Prag, in welcher Schwerin auf dem Wahlplatz blieb, wurde namentlich durch Ziethens Vorkehrungen gewonnen, wogegen Friedrich bei Kollin auf's Haupt geschlagen wurde, weil er auf die Rathschläge des Herzogs von Bevern und Ziethens, welche die Stellung des Feindes genauer kannten, nicht achtete. Ziethen, hier am Kopfe verwundet, focht nach seiner Herstellung, während der König den in die Mark einbrechenden Franzosen entgegeneilte, unter dem Kommando des Herzogs von Bevern in den unglücklichen Treffen bei Görlitz und Breslau, und rettete nach der Gefangennehmung des Herzogs das 16,000 Mann starke Heer desselben nur durch sein entschiedenes Auftreten gegen die Maaßregeln des ältesten Generals. Deshalb ernannte ihn der aus der glorreichen Schlacht bei Rossbach wiederkehrende König zum Oberbefehlshaber jener Heeres-Abtheilung. Nachdem die

verbundene preussische Armee in der berühmten Schlacht bei Leuthen gesiegt hatte, mußte Friedrich wiederum nach der Mark gegen die anrückenden Russen, über welche er bei Zorndorf ebenfalls einen entscheidenden Sieg davontrug (25. August 1758), und ließ Zietzen in Schlessien zurück, den er unter mehreren andern vorher auch durch folgendes merkwürdige Schreiben antrieb: „Mein lieber Zietzen. Ein Tag Fatigue in diesen Umständen bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feind in die Hosen gefessen!“ — Aber Zietzen saß dem Feinde auch „in die Hosen“, denn er säuberte die ihm anvertraute Provinz durchaus, und hielt sie glücklich gegen Laudon. In Vereinigung mit dem König bezog er hierauf ein verschanztes Lager bei Hochkirch, wo wieder nur seine Wachsamkeit das gänzliche Aufreiben der preussischen Armee bei dem so denkwürdigen als unglücklichen nächtlichen Ueberfall der Oesterreicher verhinderte. Bei diesem mörderischen Kampfe fiel der Husaren-Oberst von Seelen, an dessen Bilde Zietzen noch später vor einer großen Gesellschaft ausrief: „Der Mann da war mehr werth als wir alle!“ — ein Wort, das seine Gerechtigkeitsliebe und Bescheidenheit von selbst rühmt. Nach einem meisterhaften Rückzuge ging Friedrich in die Winterquartiere, doch schon frühzeitig stand er wieder zum neuen Feldzug gerüstet, der ihm die unglückliche Schlacht bei Kunersdorf brachte, zugleich aber bekannt ist durch die ausgezeichneten Dispositionen des Prinzen Heinrich und Zietzens in Schlessien, die zu einer Vereinigung mit Friedrich führten, so daß man bis zum Jahre 1760 eine sichere Stellung annehmen konnte. Auf den beschwerlichen Zügen nach Dresden und von Dresden nach Liegnitz leitete Zietzen wie immer mit größter Umsicht die Arrieregarde, und seine Tapferkeit und Klugheit in der Schlacht bei Liegnitz, wo das vereinigte Laudon'sche und Daun'sche Heer gänzlich geschlagen wurde, bewirkten, daß Friedrich ihn zum General der Cavallerie machte. Unterdessen aber hatten die Russen Berlin besetzt und Friedrich stand bei Torgau einem neuen österreichischen Heer gegenüber; unschlüssig, was er thun sollte, da Alles auf dem Spiele stand, entschied er sich auf Zietzens Rath zur Schlacht. Das Heer wurde in zwei Abtheilungen getheilt, die eine befehligte der König, die andere Zietzen. Friedrich führte seine Truppen heftig gegen den Feind, doch die ungeheuren Massen von Geschütz trieben ihn mehrmals zurück, so daß er bei einbrechender Nacht, obgleich mit dem Entschluß, am folgenden Tage das Treffen zu erneuern, die Soldaten aus dem Feuer treten ließ. Während der Zeit hatte aber Zietzen auf dem andern Flügel den Feind geworfen, und neu angeeifert durch das Schweigen der Kanonade auf jener Seite der Schlacht, das er als eine Niederlage des Königs deutete, erstürmte er allein die Siptitzer Höhen, welche er dem Plane zufolge in

Bereinigung mit Jenem nehmen sollte. Friedrich saß indes unruhig in dem Dorfe Elsnig, ritt endlich in banger Erwartung aus demselben, stieß in der Finsterniß auf einen Offizier, der ihm rapportirte: „Ew. Majestät, wir haben gesiegt, der Feind zieht sich zurück!“ — Als bald sprang Friedrich vom Pferde und lag in des Offiziers Armen — es war Zietzen, und der greise Held vergoß Thränen an der Brust seines Königs. Als er aber erfahren, daß dieser nicht geschlagen sey, sondern nur einen Rückzug angetreten habe, ohne doch dem Feinde eine feste Stellung überlassen zu haben, da erst erkannte er die Größe ihres Siegs und rief seinen Husaren jubelnd zu: „Jungens, der König hat gesiegt, der Feind ist auf's Haupt geschlagen. Es lebe unser großer König!“ — und Jene jubelten laut: „König Fritz soll leben, hoch! Aber unser Husarenkönig, Vater Zietzen, der Husarenkönig, auch!“ — Sogleich wurden die Mark und ganz Schlesien vom Feinde befreit, aber schon im nächsten Jahre überschwemmten Russen und Oestreicher wieder die ganzen königlichen Lande, und nun war es Zietzens zuversichtliches Gottvertrauen allein, das den König aufrecht erhielt, der in seiner verzweifelten Lage schon im Heldentod sein einziges Heil erblickte. Nie hatte es schlimmer um Preußen gestanden als am Ende des sechsten Feldzugs, denn in den königlichen Landen selbst schlug zum ersten Mal der Feind seine Winterquartiere auf; und dennoch machte der siebente Feldzug (1762), in welchem Anfangs die Russen sich mit Preußen vereinigten, durch die Treffen bei Burkersdorf, bei Reichenbach und Freiberg, die Einnahme von Schweidnitz und die von Rassel durch den Herzog von Braunschweig dem Krieg ein Ende. Der Friede ward im Jahre 1763 auf dem Schloß Hubertsburg unterzeichnet, und nie erhörter Jubel empfing in Berlin die rückkehrenden Sieger, den großen König und den Helden Zietzen. Um seine von den mannigfachen Strapazen des Krieges angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, begab sich der alte Krieger nach Karlsbad, wo er mit mehreren österreichischen Generalen zusammentraf, denen er vor Kurzem noch im Felde gegenüberstand. Mit Laudon sah man ihn oft Arm in Arm umherwandeln. Nach seiner Zurückkunft in die Hauptstadt vermählte er sich, obschon 65 Jahre alt, zum zweiten Male, und zwar mit einem Fräulein von Platen. Bei dieser Gelegenheit darf ein Schreiben des Königs nicht übergangen werden, weil es das Verhältniß desselben zu seinem alten Kriegskameraden in's hellste Licht setzt; es lautet: „Mein lieber General von der Kavallerie von Zietzen. Ich akkordire Euch hierdurch mit vielem Vergnügen den von Euch in Euerm Schreiben vom vierten dieses gebetenen Consens zu Eurer vorhabenden Heirath mit dem Fräulein von Platen, und wünsche Euch zu Eurer Verbindung alles Glück und Vergnügen, so Ihr nur

dazu wünschen und verlangen möget; wie ich denn, wenn ich wüßte, wo Ihr Euer Hochzeitfest celebriren werdet, selbst dahin kommen würde, um auf selbigem zu tanzen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König Friedrich. Potsdam, den siebenten April 1764.“ — Im nächsten Jahre ward ihm noch ein Sohn geboren, wie denn überhaupt sein Alter sich einer bewundernswerthen Rüstigkeit erfreute. Im freundschaftlichsten Umgang mit seinem König, verehrt von seinen Kameraden, geliebt von seinen Angehörigen und Untergebenen, lebte er in Ruhe noch bis 1786, wo er, 87 Jahr alt, am 25. Januar, betrauert von Allen, sanft entschlief. — Er war ein echt deutsch-biederer Charakter. Gottesfurcht, strenge Rechtlichkeit, Festigkeit und Menschlichkeit schmückten ihn, ja er ging in seiner Herzensgüte so weit, daß er dem Rittmeister, um dessentwillen er in seiner Jugend unverdientermaßen den Abschied erhielt, nicht nur verzieh, sondern ihn auch aus dem Elend riß und in seinen Schutz nahm. Durch Ziethen's unerschütterlichen Muth, kaltblütige Fassung, blitzschnelles Entwerfen und die schleunigste Ausführung der Pläne ward es zum Sprichwort, bei jedem unerwarteten Zufall zu sagen: „Das kommt wie der alte Ziethen aus dem Busch!“ — ein Sprichwort, das sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Gegen seine Familie zeigte er stets die zärtlichste Sorgfalt und seine Diener behandelte er mit großer Milde. Beigesetzt wurde seine Leiche in der Familiengruft zu Wustrau, und in der Kirche ihm ein Denkmal von carrarischem Marmor gewidmet. Friedrich Wilhelm II ließ seine Statue (ein Werk G. Schadow's) auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin aufstellen, und manches Antlitz leuchtet vor Freude, wenn es sich zu dem guten Vater Ziethen wendet, der immer neue Denkmale finden wird in den Herzen der kommenden Geschlechter.

Anton Gubig.



Verbetterungen an den Koch-Apparaten.

Von Lhme Regis.

Meine Erfindung betrifft 1) Verbesserungen an den Kochherden; 2) Verbesserungen an jenen Bratenwendern, die durch einen gegen die schiefen Flügel eines Rades wirkenden Luftstrom in Bewegung gesetzt werden.

Fig. 1.

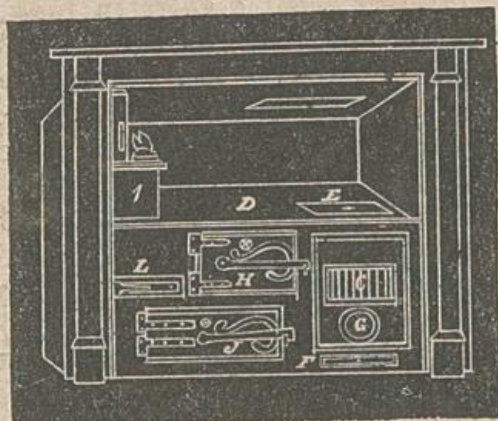


Fig. 1. zeigt die vordere Seite eines nach meiner Erfindung eingerichteten Kochherdes.

Fig. 2. ist ein Quer- und Fig. 3. ein Längendurchschnitt von Fig. 1. A ist der Feuerungsplatz, der mit feuerfesten Backsteinen gefüttert seyn muß, und in dessen Fronte die Stangen B angebracht sind. An der vorderen Seite dieser letzteren befindet sich ein Rost C, dessen Stangen zum Theil beweglich, zum Theil unbeweglich eingesetzt sind, und zwar so, daß die eine Hälfte der Stangen C zurückgezogen werden kann, bis sie hinter die andere Hälfte zu stehen kommt. In letzterem Falle wird das Feuer nach vorn offen seyn; dagegen ist es geschlossen, wenn die eine Hälfte der Stangen C so verschoben

weglich, zum Theil unbeweglich eingesetzt sind, und zwar so, daß die eine Hälfte der Stangen C zurückgezogen werden kann, bis sie hinter die andere Hälfte zu stehen kommt. In letzterem Falle wird das Feuer nach vorn offen seyn; dagegen ist es geschlossen, wenn die eine Hälfte der Stangen C so verschoben

Fig. 2.

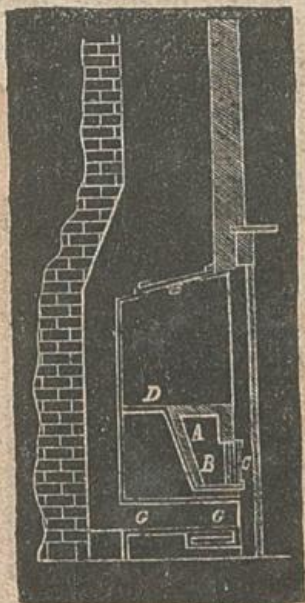
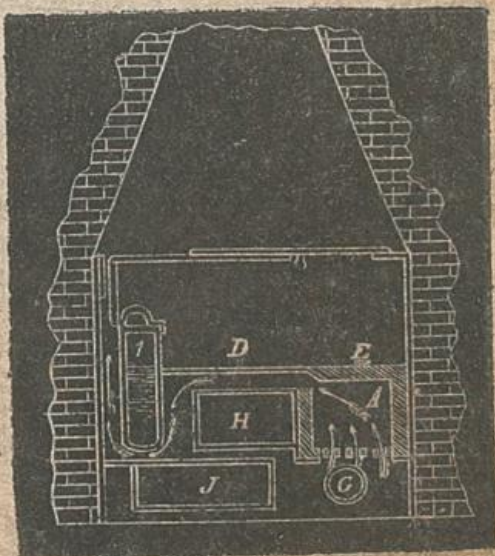


Fig. 3.



B

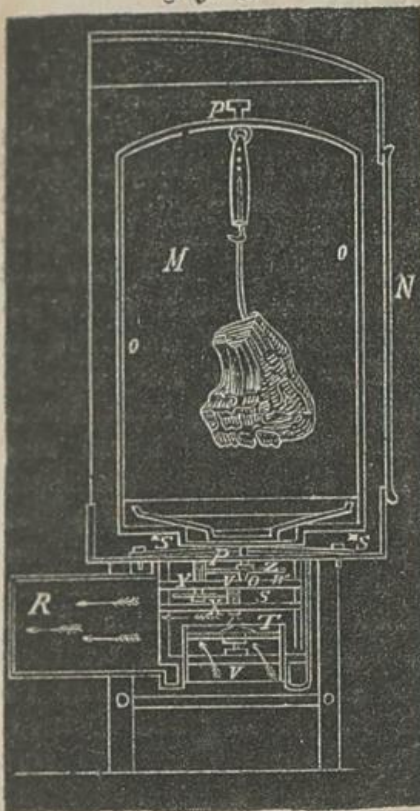
wird, daß sie die zwischen der andern Hälfte befindlichen Räume ausfüllt. D ist eine Platte, die zu denselben Zwecken gebraucht werden kann, wie die gewöhnlichen Ofenplatten. E ist eine Oeffnung, durch welche das Feuer mit jedem beliebigen Brennmaterial genährt werden kann und die mit einem Deckel versehen ist. Nimmt man diesen Deckel von der Oeffnung weg, so kann man einen Theekessel oder irgend ein anderes zu erhitzendes Gefäß über die Oeffnung stellen. F ist eine Aschenlade, mittelst welcher die Asche entfernt werden kann. Das Maaß, in welchem diese Lade geöffnet wird, bestimmt die Menge der Luft, die an den unteren Theil des Feuers Zutreten kann. G ist eine Röhre, die von der vorderen Seite des Herdes aus nach rückwärts in den Feuerzug geht, und deren Zweck ich später angeben werde. H ist der Ofen. Man wird bemerken, daß der Feuerzug von der einen Seite des Herdes weg über den Ofen hin, dann unter den Kessel I und hierauf an der andern Seite des Kessels empor in den Schornstein steigt. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Einrichtung des Feuerzuges für das Braten und Backen sehr vortheilhaft ist, denn Fleisch sowohl als Gebäck, welche aus einem Apparate dieser Art kommen, werden nie den unangenehmen Geruch haben, den sie in gewöhnlichen Brat- oder Backöfen nur zu oft bekommen. I ist ein Bratrohr, welches deutlich genug aus der Zeichnung erhellt. K ist eine Thür, welche das Reinigen des oberen Theiles des Ofens erleichtert. L ist eine Thür, bei welcher der Feuerzug unter dem Kessel ausgepuzt werden kann. Der Kessel läßt sich auf irgend eine passende Weise theils zum Kochen, theils zum Erhitzen des Wassers, oder auch für beides zugleich einrichten. Ich gehe nunmehr zur Beschreibung des zweiten Theils meiner Erfindung, welcher einen eigenen Bratenwender und Brat-Apparat betrifft, über.

Fig. 4. giebt eine perspektivische Ansicht dieses Apparates, und Fig. 5. einen Durchschnitt desselben in größerm Maaßstabe. M ist der äußere Feuerschirm, in welchem das Fleisch oder der sonstige zu bratende Gegenstand aufgehängt wird, und in dessen Inneres der Koch bequem durch die Thür N gelangen kann, um zu erfahren, wie weit das Braten gediehen ist. O ist eine Spindel, die in entsprechenden Lagern PP umläuft. Man kann diesem Apparat eine solche Einrichtung geben, daß eine oder mehrere Speisen auf einmal gebraten werden können. So sieht man z. B., daß in Fig. 4 drei Speisen auf einmal gebraten werden; jede Speise hat ihre eigene Pfanne, welche, da sie von der umlaufenden Spindel getragen wird, stets in der geeigneten Stellung unter der

Fig. 4.



Fig. 5.



Speise, die man gebraten haben will, bleibt. Gemäß der in Fig. 4 ersichtlichen Einrichtung steht die Spindel O senkrecht. Sie ist am oberen Ende mit einem Rade Q versehen, an dem, je nach der Zahl der Speisen, die man eben auf einmal braten will, eine entsprechende Zahl von Haken angehängt werden kann. In Fig. 5 ist die umlaufende Spindel O zum Braten einer einzigen Speise eingerichtet, es ist daher auch nur eine einzige Pfanne an ihr zu sehen.

Die Spindel wird auf folgende Weise bewegt: R ist eine Röhre von solcher Größe, daß sie genau in die Herdröhre paßt. Diese Röhre R ist an der Kammer S, die an dem Boden des Mantels befestigt ist, und in der sich das Schwungrad T dreht, festgemacht. Dieses Schwungrad ist jenen ähnlich, deren man sich an den gewöhnlichen Bratenwendern bedient. Seine

Achse dreht sich in den Lagern V, welche von den durch die Kammer S gehenden Balken W getragen werden. An der Welle S ist ein Getriebe befestigt, das in das Zahnrad X eingreift, dessen Welle in den Lagern Y umläuft. An der Welle des Rades X befindet sich ein Getriebe, das in das Rad Z, welches an der Spindel O befestigt ist, eingreift. Da dieses ganze Räderwerk in einem Gestelle aufgezogen ist, so kann man es leicht aus der Kammer S herausnehmen und auch wieder in sie einsetzen. Wie man sieht, ist der untere Theil dieser Kammer offen, damit die Luft frei zwischen den Flügeln des Schwungrades emporströmen und hierdurch nicht nur das Räderwerk, sondern auch die Spindel O und die zu bratenden Gerichte umtreiben kann. Der obere Theil der Kammer S ist mit einem Deckel S geschlossen. Man wird leicht begreifen, daß, wenn dieser Apparat dem Feuerherde gegenüber aufgestellt wird, und die Röhre R in die Röhre G eingesteckt ist, die Luft in den Röhren erhitzt, und dadurch ein rascher und starker Luftzug erzeugt wird, der den Bratenwender fortwährend in Bewegung erhält. Ich bemerke in Hinsicht auf diesen Theil meiner Erfindung nur noch, daß der Bratenwender mannigfach modificirt werden kann, so lange die Anordnung des Räderwerkes beibehalten wird.

Kirmes-Lust.

Kirmes! Kirmes! Ein goldenes, lachendes Wort für unsere guten deutschen Landleute. Wenn der Landmann einen langen Frühling, einen heißen Sommer, einen kärglichen Herbst hindurch gearbeitet hat, da kommt endlich im Spätherbst die Kirmes, in welche er alle Vergnügungen und Genüsse des Jahres zusammendrängt. Kirmes und Pfingstbier, das sind die einzigen Feste, wo ihm Grundsätze, Herkommen und Mode gestatten, einmal rücksichtslos alle Schleusen des Genusses zu öffnen. Aber du lieber Gott! an seine Arbeit und Scholle gebannt, hat er wenig Genüsse kennen gelernt; keine Theater, keine Concerte, keine Kunst-Ausstellungen, nichts von Spazierfahrten, Badereisen, und daß er schwächlichen Thee mit oblaten-dünnen Butterschnittchen nicht mag, läßt sich ihm nicht verdienen. Glücklicher Landmann, der du nur deinen Krug Bier trinkst, nicht täglich noch ein Paar Dreier dem Destillateur als freiwilligen Blasenzins, und dich durch den Brantwein um die Gesundheit brachtest, du kannst heut, am einzigen Kirmestage im Jahr, all' die Dreier zusammenlegen und du hast mindestens Sechs Thaler, womit du dir und den Deinen, Knecht und Magd nicht ausgeschlossen, munteren Sinnes eine Dorf-Kirmes bereiten wirst, deren Fülle von Freuden bis zur nächsten dir mit gar kräftiger Lust durch das Gedächtniß zieht!

Also heut ist Kirmes und wir sehen auf dem Bilde einen lustigen Kirmes-Bruder, von dem wir nicht so übel denken, wie Mancher bei einem oberflächlichen Hinblick vielleicht möchte. Gewiß ist er noch keiner von Denen, auf die alle zweihundert Redensarten, welche deutsche Zechbrüder bezeichnen, mit einem Male ausgeschüttet werden könnten. Er „schickt noch keine Staffetten nach Speyer“, hat „keinen Zgel“, kein „Krafeek-Wasser“ im Magen, schwebt vielmehr nur in einigem Ummaß von Seligkeit, das er aus zwei Maasß Wein getrunken. Er hat heut alle Sorgen vergessen, aber doch nicht „seine Sach' auf Nichts gestellt“ — denn er war fröhlich mit den Seinen. Er geht auch jetzt nicht nach dem Krug, wo Hans und Kunz sind, und auf den Tisch schlagen und dreschen, statt mit Flegel, mit Karten. „Herr Wirth, ein halbes Pfund-Glas! Noch eins! noch eins!“ Man kreischt, jauchzt, foppt, neckt, zankt. Man greift Hansen's schwache Seiten an, spricht ehrenrührig von seiner Frau, seinem Pferde, seinen Kühen. Brantwein, der Störenfried, hat sein Ehrgefühl in die Dummheit geschraubt; er sagt ein Wort zu viel, ein Wort giebt das andere, bis die Worte zu schwache Waffen werden und man mit Fäusten d'rein schlägt und mit blau anfärbenden Gründen die Weisheit vertreibt. Unser Martin ist nicht so Einer, er giebt sich mit dem



Branntwein wenig ab, und wenn er nun zuweilen an ein Glas Wein denkt, singt er auch nicht:

„Die liebste Buhle, die ich kenne,
Die kehrte bei'm Wirth im Keller ein;
Raum nöthig wär's, daß ich sie nenne:
Es ist die Flasche, voll von Wein! —
Nicht denk' ich, wenn ich die erprobt,
Was ich 'ner andern hab' gelobt!“

Nein, so Einer ist's nicht! — Er war, wie gesagt, fröhlich mit den Seinen, trank sein Gläschen und noch eins; dann vergaß er nach und nach das Zählen und trank eins zu viel, als es den Spruch des Königs David galt: „Der Wein erfreut des Menschen Herz!“ und in seiner ungeheuern Heiterkeit würde er freilich den für einen Philister, oder in landmännischer Sprache für einen Duckmäuser halten, der ihm jetzt in die Duer käme mit dem Spruch:

„Wer zum Tischtrunk Fischtrunk wählt,
Wird nie von der Sicht gequält!“

— denn der Sicht wird er morgen gewiß schon wieder die Wege weisen mit dem Dreschflegel, der ihm alle Krankheit aus den Gliedern jagt. — Heute hatte er nun auch gar zu viel Anlaß zu einem Uebrigen: denn er machte das Kirmes- noch zum Verlöbniß-Fest! Sein Töchterchen, die hübsche Marthe, hat einen Liebsten, den wackern Großknecht Traugott, der unserm Martin nun schon acht Jahre rechtschaffen beistand, und Martin hat Hirn genug, um einen tüchtigen, arbeitsamen Mann für ein Kapitälen zu nehmen, und Humor genug, um sein Kapitälen bei einem solchen Schwiegerohn erst recht für gesichert zu halten. So sprach er denn die Beiden heut in aller Willfährigkeit vorläufig zusammen. Auf das Wohl der jungen Leute mußte dann freilich getrunken werden und Traugott, solch' Glück dankbar empfangend, gedachte hiebei seiner Eltern, die einst selbst ein Bauergütchen besaßen, durch Kriegsunglück aber verarmten und frühzeitig starben. Sie konnten nun diesseits nichts vernehmen von Traugott's Freude! — und als ihn die Wehmuth erfaßte in dieser Erinnerung, als nun eine Thräne in's Glas fiel und Marthe dazu ihre Beistener gab, schenkte Martin rasch wieder ein und ging mit dem Beispiel, die W des Weh's und Weinens mit dem angenehmen W des Weins zu verschneiden, etwas zu hastig voran. So kam denn die Zeit herbei, wo vor dem Dorf auf der Gänsewiese das Wettreiten um die stattliche Tabakspfeife und hinterdrein der Tanz stattfinden soll, und dazu gehören doch unsere Leutchen auch. „Also vorwärts, Mütterchen, Martchen und Traugott, vorwärts!“ — Und nun geht's eben vorwärts auf dem Bilde (das nach einem Gemälde von Jacob Becker ist, der die Scene belauschte), und Martin wird immer kreuzsideler; aber zu warm

wird ihm auch, und seine Hausfrau, die musterhaft wirthschaftliche Beate, nimmt ihm gern seine Jacke ab, daß er sich nun mit einem Mal so recht fernwohl fühlt in der frischen sonnigen Herbstluft und ihm zu Muth ist, als tanze er schon mit auf der Gänsewiese. Darüber kommt denn seiner Beate doch etwas Besorgniß in den Sinn, und daß der Weingeist ihm ein wenig spukt im Giebel, läßt sich nicht leugnen; aber im Freien und Freuen wird er den Spuk bald wieder los sehn — „und's Jahr, was man auch sagen mag, hat doch nur einen Rirmestag!“ — Freilich, die jungen Leutchen, die langsam nachkommen, sind eigentlich noch seliger als unser Martin; sie trinken aus dem Becher der Liebe, den ihnen der Himmel kredenzt, und wie sie da traulich und eng umfangen schlendern, kommt's Einem vor, als sänge Martbchen:

So manche Blum' im Felde steht,
 Sie scheidet, doch kommt sie wieder;
 So manches Leid die Lieb' angeht,
 Doch Scheiden drückt sie nicht nieder!
 In der Fremde schützt sie ein Ringelein, —
 Doch schöner ist's, bei einander sehn!“

Nun, so bleibt bei einander und das Dörfchen, was jetzt euch zur Seite liegt, wird euch zum Paradiese, aus dem ihr nimmer vertrieben werden könnt, wenn ihr — die Liebe nicht verreibt, und so hinaus müßt aus dem Paradiese durch eurer Sünde Schuld!

Der gebesserte Teufel.

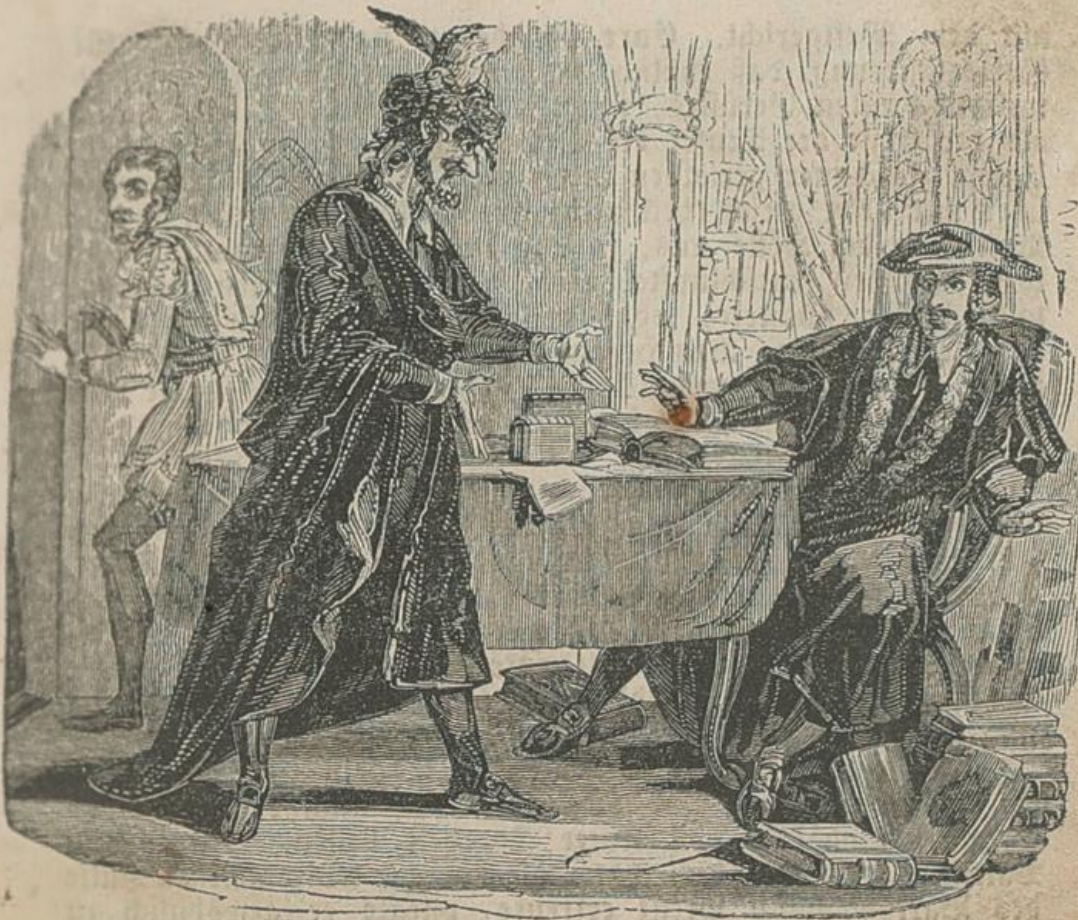
Valentin Trogendorf, der in den Jahren 1523 bis 1556 Rektor der Schule zu Goldberg in Schlessien war, hatte sich in der Welt tüchtig umhergetummelt und mit klarem Blick viele Erfahrungen gemacht, die ihn, da er sie in Ruzanwendung zu gebrauchen verstand, über seine Zeitgenossen erhoben. Dabei war er, im derben Ausdruck jener Zeit, guten Humors, was unter Anderem auch daraus erhellt, daß, als er seinen ersten Vortrag in der Schule der genannten Stadt hielt, er seine Knaben also anredete: „Gott grüß' euch, ihr Edlen, Bürgermeister, Rathsherren, ihr kaiserliche, königliche und fürstliche Rätthe! Gott grüß' euch, ihr Künstler, Gewerbsmeister, Kaufleute, Krämer, Büttel, Senter und Lumpenleut!“ Seinen fecken und frischen Sinn bewahrte er sich im Wandeln auf Erden bis zum letzten Augenblick, in welchem er noch seine Geistesgegenwart bewährte. Am 26. April 1556 erklärte er den 23ten Psalm und war eben bei der Stelle: „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebelaug, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar!“ — da rührte ihn der

Schlag. Er sprach noch: „So eben, geliebte Zuhörer, werde ich in eine andere Schul abgerufen!“ sank um und war todt.

Wir kennen nun den Mann ein wenig und wollen zu einem Vorfall kommen, von dem er selbst gern sprach. Einer der Lehrer an genannter Schule — er hieß Sebaldus Graßhof — war sehr im Aberglauben befangen, und obwohl sich sein Rektor alle Mühe gab, ihn aus seiner Schwäche zu befreien, wollt' es doch nicht gelingen. Wie alle Gelehrte jener Zeit, die sich einem Hange zu Grübeleien — oder um den jezigen vornehmen, aber auch bombastischen Ausdruck zu gebrauchen; dem Studium der „in das Erdenleben hereinragenden Geisterwelt“ überließen, hatte Sebaldus eine wahre Wuth nach alten Manuscripten und Büchern, worin dergleichen abgehandelt wurde, und Valentin Trogendorf, der eine ansehnliche Bibliothek zusammenbrachte, ließ Jenem davon Nutzen ziehen. Eines Abends — es war Anfangs März im Jahre 1528 — befanden sich Beide in der Bibliothek, deren Beleuchtung, von der Seite, hauptsächlich auf die Bücher-Repositoryen gerichtet war. Sebaldus hatte, nach seiner Meinung, einen Fund gemacht von der größten Wichtigkeit: ein Buch nämlich, worin in aller Breite abgehandelt war, wie man Geister, und selbst Teufel citiren könne. Mit freudiger Hast, aber nicht ohne einiges Fieber der Furcht, sprach er davon zu seinem Rektor, der unterdeß an seinem Tische ruhig Arbeiten der Schüler gewirkt hatte. „Seid kein Narr, Sebaldus!“ sagte lachend Valentin Trogendorf; „wenn wir nicht andere Geister hätten, als die, welche auf solche Beschwörungsformeln erscheinen, ständ's übel mit uns; obwohl's wieder gut wäre, wenn die Teufel der Erde immer auf's Citiren warteten!“ — Er nahm bei dieser Rede dem Sebaldus das Buch aus der Hand und legte es vor sich hin. „Damit Ihr aber merkt“, fuhr er fort, „daß von dem Pergament da weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten, werd' ich Euch den Teufel herrufen mit dieser Formel; Ihr sollt dann sehen, wie er — ausbleibt, was wieder ein gutes Remedium seyn dürfte, um Euch von Eurer Thorheit genesen zu machen.“

Sebaldus Graßhof hörte dies nicht ohne Zittern, weil er sich aber der Angst schämte und zugleich Respekt hatte vor seinem Rektor, erwiderte er nichts, und Valentin Trogendorf begann die Beschwörung ganz in der vorgeschriebenen Weise. Plötzlich erhob sich ein Gepolter vor der Thür, diese ging auf, und herein stürzte lang und dürr — der Teufel. Sebaldus suchte eilend seine Rettung in den Füßen, auch Trogendorf war überrascht, ermannte sich aber alsbald und rief: „Wer seyd Ihr — was wollt Ihr?“ —

„Alm Gott und aller Heiligen willen, verbergt, rettet mich, Herr Rektor! Ich bin Bartholomäus Brenz, der mit Euch in Wittenberg studirte!“ — Hell auf lachte nun Trogendorf;



Eebaldus hielt im Laufen inne, und nach wenigen noch gewechselten Worten wurde der Teufel im Carcer verschlossen.

Draußen vor dem Schulhause aber lärmte das Volk und drang sogar ein, wonach ihm Valentin Trozendorf entgegen trat und es bescheidete, daß dies Gebäude mehrere Ausgänge habe, der, den sie suchten, also muthmaßlich schon durch eine andere Pforte sich weiter entfernt hätte. Dabei ließ er, den Alle achteten, sich beruhigend mit mehreren Wortführern in Rede ein, wodurch er den Zusammenhang erfuhr, den er sich aber, nachdem es ihm gelungen war, die Aufregung der Menge zu stillen, von dem aus seinem Carcer wieder entlassenen und zum Abendessen genöthigten Teufel selbst erzählen ließ.

„Mir ist es“, berichtete Bartholomäus Brenz, „nicht so gut geworden, als Euch; doch mag’s auch an mir selber gelegen haben, wenn ich kein Amt zu erhalten wußte, da ich mich des Leichtsinnes anschuldigen muß. Nun trieb ich mich bald hier, bald dort um und gesellte mich endlich zu wandernden Fastnachtspielern, mit ihnen geistliche Comödien aufführend. Vor wenigen Tagen hier angekommen, ward uns verstattet, auf dem Rathhause spielen zu dürfen und wir begannen heute

mit dem Weltgericht. Eure Goldberger nahmen es aber für Gotteslästerung, daß endlich der Herr der Heerschaaren oberhalb unseres bunten Gerüstes, unterhalb die Hölle erschien, wo ich als der Erste der Teufel die Seelen im Fegfeuer braten ließ. Unsere Zuschauer geriethen in Grimm, und da sie des Himmels über mir nicht gleich theilhaftig werden konnten, ließen sie ihre Wuth an der Hölle aus, so daß ich nur mit genauer Noth ihren Händen entschlüpfte, und, von allen Seiten verfolgt, mich hieher flüchtete, wohl wissend, daß Ihr Rektor dieser Schule geworden. Von Herzen dank' ich Euch jetzt meine Rettung! — aber nun wohin? Des fahrenden Lebens lange satt, bedurfte es nur noch des heutigen Begegnisses, um mich ganz davon zurückzuschrecken!"

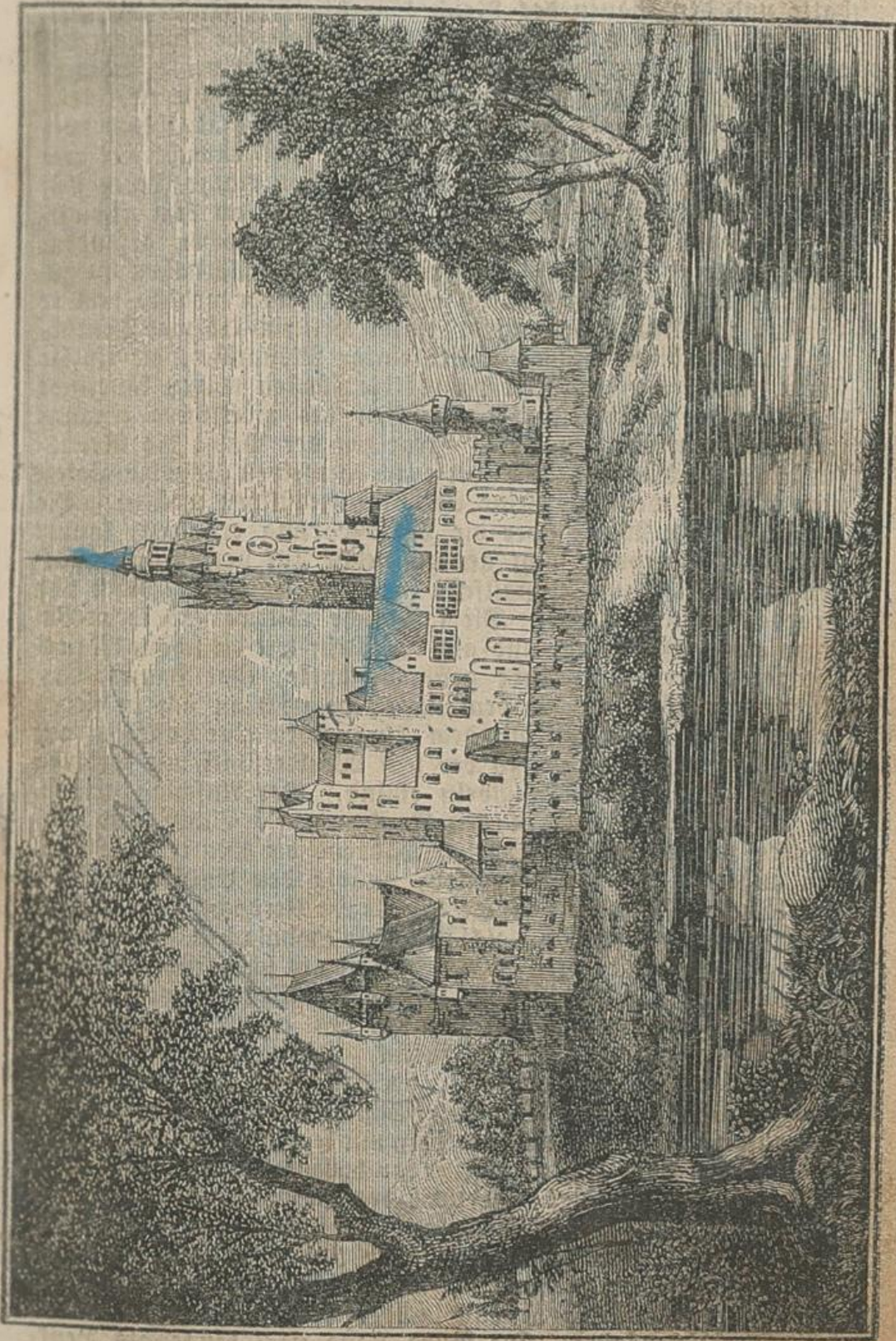
„Wohl ist's mir im Gedächtniß“, erwiderte ihm Valentin Trogendorf, „daß Ihr allezeit ein lockerer Bursche waret; daß Ihr aber was Tüchtiges gelernt habt und Euch nicht fürchtet, Wahres, selbst unter Anfechtung zu verkünden, ist mir auch bekannt. Wollt Ihr's nun bei mir als Tertius (dritter Lehrer) versuchen, ob Ihr Euch halten könnt, wie's einem wackeren Schulmann geziemt, werd' ich Euch herausreißen aus Eurem Ungemach!“

Der arme Teufel schlug mit Freuden ein und ward bald ein Muster in Fleiß und Ordnung, half auch den Sebaldus Grabhof allmählig von seiner Thorheit heilen. Wenn nun Valentin Trogendorf sich später oft der gar willkommenen Hülfe des Bartholomäus Brenz erfreute, pflegte er gewöhnlich zu sagen: „Es ist doch ein gutes Glück, daß ich den Teufel zum Tertius gemacht habe!“ — was übrigens Bartholomäus Brenz nur bis zum Jahre 1534 blieb, indem er dann Beförderung erhielt.

Theodor Brenz.

Die ehemalige Kaiser-Pfalz am Rhein.

Der ehemalige Wibert oder Swibert, dessen Andenken jedem Deutschen als einer der ersten Anpflanzer heilig bleiben soll, bebaute zuerst die Rheinau, welche nach ihm Swiberts-werder benannt wurde. Schon die fränkischen Kaiser, welche die günstige Lage des Ortes erwogen, der, vom Rhein umflossen, gegen die eindringenden Dänen eine Zuflucht, ein Bollwerk bot, befestigten ihn mit Mauern und Thürmen und so erwuchs er bald zur Kaiser-Pfalz an, woher er denn auch seinen Namen vertauschte. Die Wittve Heinrich III, Agnes, Herzogin von Aquitanien, zog sich eben mit ihrem minderjährigen Sohne, dem nachmaligen Heinrich IV, nach diesem Rheinsilande zurück, weil sie dort eine glänzende sichere Wohnung



hatte und den Gauen des Reiches, welche ihrer Hülfe am meisten bedurften, am nächsten lag. Sie kannte die Umtriebe der geistlichen Fürsten und hatte durch eine sechsjährige Staatsverwaltung gezeigt (ibr Gemahl war 1056 verschieden, indes wir vom Jahre 1062 reden), daß es ihr weder an Muth noch Umsicht fehle. Hildebrand, Gregor VII, saß damals auf dem päpstlichen Stuhl, dessen Ansprüche er schon einige Jahre früher in Anregung gebracht hatte, wo er aber an dem gewaltigen Heinrich III einen zu kräftigen Widersacher gefunden. Jetzt suchte er den günstigen Zeitpunkt, sein Vorhaben auszuführen, und sollte das Reich auch zu Grunde gehen, dem er Einfluß und Macht verdankte. Unter Heinrich III war Deutschland eine erblich unumschränkte einige Monarchie, die einzige Form, welche für jene Zeit paßte; die Fürsten waren kaiserliche Statthalter, welche nach Gutdünken des Herrschers ernannt und entsetzt werden konnten. Jetzt zog der Papst die Reichsfürsten in's Bündniß und versprach denselben Unabhängigkeit vom Kaiser, wenn sie seine Absicht unterstützen wollten. Die Kaiserin hatte Winke über die Verschwörung erhalten, kannte aber die Theilnehmer nicht genau, welche auf verschiedenen Wegen sich bei ihr zum Pfingstfeste einstellten, mit süßer Rede von Ergebenheit und Treue. Die kaiserliche Wittwe gab ihren Vasallen ein großes Mahl und als der Wein wie die schöne Malenzeit jedes Herz zur Freude gestimmt hatte, that Hanno, Erzbischof von Cöln, welcher den jungen Heinrich an sich zu ziehen gewußt, den Vorschlag, mit dem Thronerben eine Lustfahrt auf dem Rheine zu machen, zu der sein Wunderschiff mit farbigen Segeln und seidnen Wimpeln einlud. Der Anschlag gelang, die Verschwornen führten den Knaben auf's Schiff und entfernten sich mit vollen Segeln, während die Mutter von einigen andern Großen hingehalten, gnädig den Entführern Beifall lächelte. Endlich schöpfte der Knabe Verdacht, beehrte zur Mutter und stürzte sich, als ihm mit Hohulachen geantwortet wurde und seine Mutter, ebenfalls Verdacht schöpfend, vom Ufer um Hülfe rief, in den Rhein. Ekbert von Braunschweig sprang ihm nach, rettete ihn mit Gefahr des eigenen Lebens und brachte ihn auf das Berdeck zurück. Ob auch die Kaiserin in Verzweiflung die Hände rang, ob das Volk sich versammelte und am Ufer das schnell segelnde Schiff verfolgte, Hanno segelte mit gutem Winde und erreichte Cöln mit seiner Beute ungekränkt, wo er dann bald zeigte, daß er auch seine Mitgenossen überlistet und den alleinigen Vorthheil des Verbrechens an sich gerissen hatte. Wie Hanno im Namen seines Gefangenen geherrscht, wie die kostbarsten Rechte deutscher Krone in dem unseligen Ergebnis verloren gegangen, mag Jeder sich neu erinnern, wenn er die Thürme beschaut, über denen der trübe Stern Heinrich IV aufging. Die Burg stand noch lange als Denk-

mal jener That und ward erst in neuester Zeit durch die republikanischen Franzosen abgetragen, als ob sie mit dem deutschen Kaiserreiche erst fallen sollten. Die Abbildung ist getreu nach einer Federzeichnung entworfen, welche sich in einem Bergischen Archive vorgefunden.

W. v. Waldbrühl.

Die wirthliche Hausfrau.

Historius hat uns in dieser Beziehung ein sehr einfaches Bild gegeben. Man findet in unsern deutschen Familien, besonders auf dem Lande, noch oft solche alte, ehrwürdige, in ihrem Kreise mit vieler Erfahrung waltende Hausfrauen, die in der Regel von den Ihren geachtet und geliebt, von Damen überspannter Bildung aber meist übersehen oder angegähnt werden, wenn sie es außer Acht lassen, daß vieles Gähnen den Mund vergrößert. Freilich, unsere Alte da ließt nichts als Erbsen und Linsen, keine Taschenbücher und Romane; sie schaut vielleicht nur zuweilen in Gubitz „Volks-Kalender“, um ihn dann wieder einmal auszuschelten, daß er nicht die „Witterung“ nach dem „Hundertjährigen“ anzeigt, was wir alten gemüthlichen Frauen und den alten Weibern unter den Männern recht gern zu Gute halten. Eine Leib-Bibliothek braucht sie auch nicht, denn sie hat ein halb Duzend Märchen und ein Duzend andere Geschichten geerbt, womit sie, sogar nach zehnmaliger Wiederholung, bei den Enkeln und Enkelinnen immer willkommen ist; besonders macht die Sage vom „Haus-Hütchen“ da großes Glück und die durch den Schulmeister schon aufgeklärten Kleinen nennen ihr Großmütterchen so. Vor Allem aber ist sie eine der Frauen, die auf Grund des Spruches erzogen sind: „Mädchen müssen nach einer Feder über die Säune springen!“ — denn es gehören gar viele Federn zur Ausstattung! — Unser Mütterchen, das allein zu Hause ist, weil eben Kind wie Kindeskind mit auf dem Felde arbeiten muß, erbaut sich „ganz heimelig“ schon daran, wie sich morgen, am heiligen Sonntage, sämtliche Hausgenossen an der schönen Suppe erfreuen werden; denn eine solche wird aus den Wurzeln und Kräutern hervorgehen, wonach dann die tüchtige Hausmannskost folgen und nicht fehlen darf, was ein bekanntes Dorfliedchen malt:

„Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Und weiß wie Alabaster,
Für Menschenkinder, Schwein und Kind
Ein wahres Magenpflaster.“

Ein Schälchen Kaffee, versteht sich mit Eichorien, trinkt aber Mütterchen auch gern, und weil noch ein Erkleckliches vom letzten Aufguss übrig geblieben ist, wird's eben bei einigen Kohlen aufgewärmt, damit sich das alte Herz daran labe, obwohl



der Städter solchen Kaffee eben nicht mundlich finden würde, wie's der Schreiber dieses einmal auch nicht gethan hat. Als Knabe von etwa vierzehn Jahren machte ich mit einigen Schul-Kameraden eine Fußreise im Thüring'schen. Wir kamen, von einem Gewitterregen, der unsere Haut zu finden wußte, tüchtig eingeweicht, in einen Dorfkrug und bestellten „recht schönen Kaffee für uns!“ Es erschien eine Kanne, eine wahre Riesin unter ihres Gleichen, wogegen die hier an die Kohlen gerichtete ein Kind zu nennen. Das Gebräu wollte uns nun gar nicht hinunter, da aber durchnäßte Leute doch etwas Warmes zu sich nehmen sollen, was uns zum Ueberfluß der größte Philister unter uns mit doktorlicher Weise zu Gemüth führte, tranken wir wie zur Frohne. Auf die Frage, was wir schuldig sehen, erhielten wir die Antwort: „Neun Pfennige!“ — und als diese geringe Zahlung gegen die Unmasse des Getränks uns zum Gelächter zwang, silzte uns die alte Wirthin aus mit den Worten: „Ei, seht mal! die jungen Herrchen haben sich gewiß darauf gespitzt: ich würde ihnen hier so einen rechten starken, theuren Kaffee vorsezen; Prost Mahlzeit! — bei mir sollt ihr Krabben Euer Geld nicht durchbringen, den Eltern zu Hause wird's Erwerben sauer genug!“ — Da hatten wir mindestens den Kaffee ganz umsonst, denn neun Pfennige war die gute Lehre unter Brüdern werth! — So eine Alte ist die unsre hier auch, und ich nehme mich deshalb sehr wohl in Acht, ihren Kaffee näher zu besehen, weil sie ohnehin jeden „Toppficker“ abfertigt mit der Sentenz:

„Der Mann muß woll Allen's eten,
Aber nich Allen's weten!“

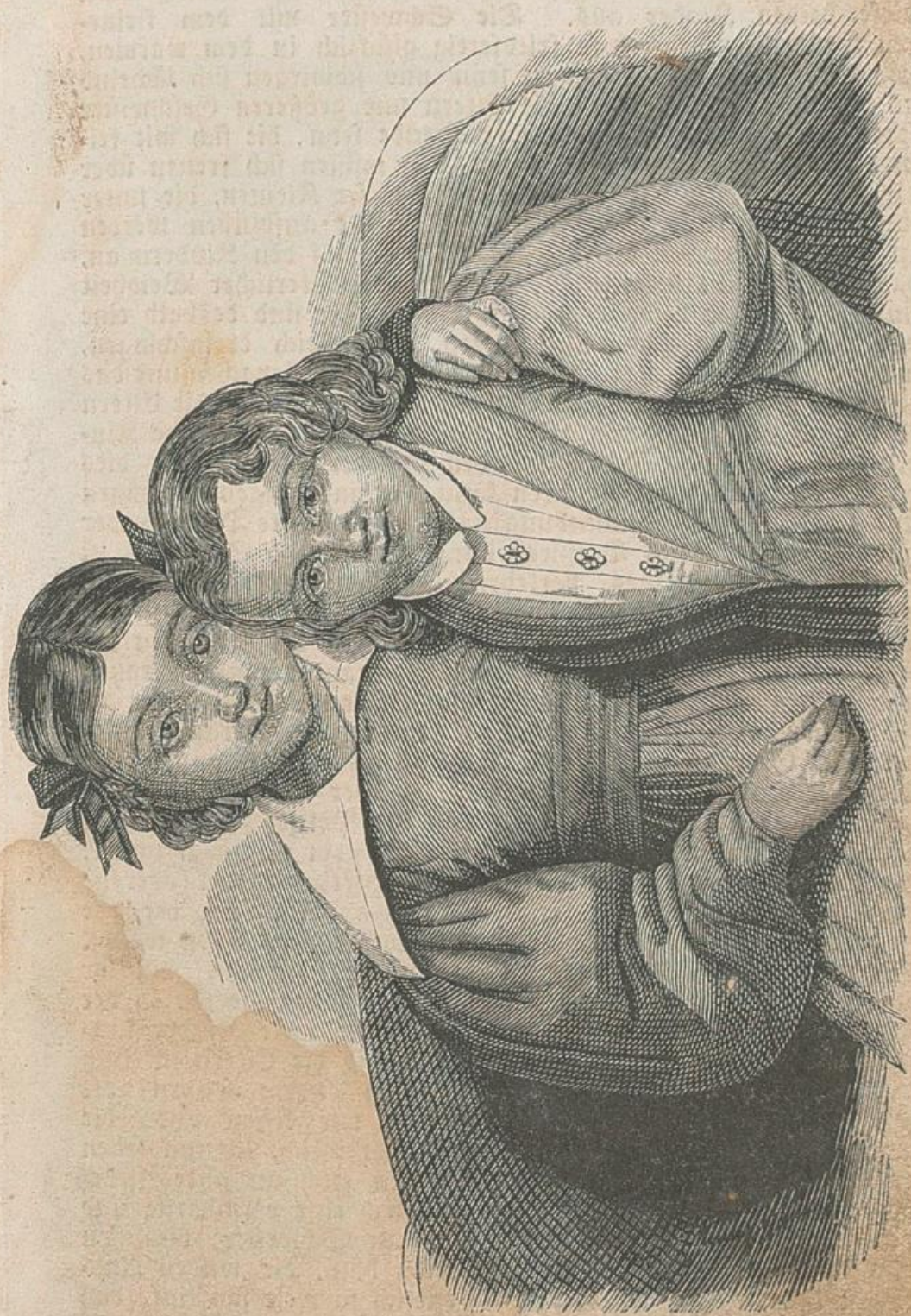
Da sie, wie schon gesagt, wenig oder nichts liest, hat sie auch das Büchlein: „von der Kunst, reich zu werden“, nicht gelesen; aber sie hat's von ihrer Mutter und sagt's ihrer Tochter, daß die ganze Kunst hauptsächlich darin besteht, in vielen Kleinigkeiten zu sparen, und in der Hinsicht ist sie so praktisch, als kenne sie die Erzählung jenes Franzosen, der klar beweist, daß er zu Grunde gegangen sey, weil seine Frau Alles äußerst wohlfeil gekauft habe; — denn sie konnte gar nicht aufhören, wohlfeil zu kaufen. Unsere Alte ist, nach echter Frauen Art, eine geborne Zusammenhalterin (wie es denn überhaupt zu Gunsten der Frauen spricht, daß auf zehn Verschwender kaum eine Verschwenderin kommt), und hat dabei doch immer etwas auf der Kante, wie man zu sagen pflegt; ihre Weihnachts-Aepfel und Nüsse dauern bis in den August hinein und auf irgend einer warmen Stelle steht allezeit ein gutes Häppchen, was hier und da den Enkelchen zugesteckt wird, womit sie denn auch — es ist gleichsam durch Verjährung ein Großmutter-Recht! — die Enkelchen ein wenig verzieht und die Unarten fördert, indem es, wenn Eines weint oder trozt, gleich heißt:

„Kindes Hand ist bald gefüllt,
Kindes Zorn ist bald gestillt!“ —

und da hat denn's Trozköpfchen geschwind ein Lederbüschchen, um die Störrigkeit zu brechen und sich das schreiende Mäulchen zu stopfen. Dergleichen ist eine Schwäche der Gutmüthigkeit, immer aber eine Schwäche, und heilsam für Hausfrieden und Erziehung wär's, wenn Großmütterchen das lassen könnte. Aber sie ist doch übrigens gar zu gut, hat's ganz verlernt, an sich selber zu denken, und wenn einmal ihr letztes Stündlein da ist, geht sie ruhig, Kind und Kindeskind segnend, aus einem Leben, in welchem sie rechtschaffen das Ihre gethan, sich geplagt und Andern viel Plagen abgenommen hat; sie hofft mit Zuversicht auf die künftige Seligkeit, denn an den Worten des Evangeliums zu zweifeln, hatte sie weder Trieb noch Zeit. — Wo aber ein solches Großmütterchen ist, soll man ihr mit dem Maasse messen, womit sie zu messen pflegt. Es giebt junge Leute, die gerade gegen so gutwillige Alte barsch und garstig werden, zumal wenn diese nun etwa gar nicht mehr arbeiten können. O möchten die Jüngern doch immer daran denken, was Alles diese jetzt so dürrer und unbehülflich gewordenen Hände früher für sie gethan! — Dann verbittern sie gewiß denen, die sichtbarlich mit allerlei Schmerzen, mit dem zitternden Haupte und den unrührsamem Gliedern schon als nächste Opfer des Todes bezeichnet sind, nicht den Lebensabend, entpressen ihnen nicht Thränen, die, wenn nun die Alten heimgegangen, den Zurückbleibenden in der Erinnerung brennend und äzend auf das Herz fallen. Schütze sich Jeder vor der Wirkung so grauenvoller Thränen; ehret, liebet eure Alten, umstehet sie dankend in der Sterbestunde, haltet fest ihre Hände zum langen Abschiede und bewirbt euch um den letzten freundlichen Blick ihres Auges, bis ihr es ihnen sanft zudrückt; — das ist ein Gewinn, der anhält, der in eurer eigenen heißen Todesstunde noch mit dem Delzweige des Friedens euch Linderung zuweht!

Kinder - Glück und Kinder- Erziehung.

„Wer wäre im Stande, von der Fülle der Kindbett würdig zu sprechen?“ sagt Goethe, und: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Reich Gottes!“ sagt Christus. Warum sollten nicht auch wir Veranlassung nehmen, heitere und ernste Worte für sie und ihre Eltern zu sprechen?



Seht, wie rundbäckig, blühend, gemüthlich, lieblich sehen diese beiden Kinder aus. Die Schwester mit dem kleineren Bruder. Sie sind so friedfertig glücklich in dem warmen, lieben Gefühl, Geschwister zu seyn und schmiegen sich lächelnd an einander, und wenn's die Eltern und größeren Geschwister sehen, muß es ihnen eine wahre Freude seyn, die sich mit keinem Gut der Erde erkaufen läßt. Sie müssen sich freuen über die reinliche Fülle und die reine Liebe dieser Kleinen, die unter ihrem Schutze und ihrer liebevollen Pflege aufblühen werden zu guten, herrlichen Menschen. Man sieht's den Kindern an, daß sie nicht mit der Ruthe, sondern von väterlicher Weisheit und mütterlicher Liebe erzogen werden. Sie sind deshalb eine bildliche Anklage für solche Eltern, die gleich dreinschlagen, wenn's ihnen die Kinder einmal ein wenig zu toll machen und das eine heilsame, strenge Erziehung nennen, während doch die Eltern eben auch nur ein wenig toll gewesen sind. „Unleidliche Kinder und Hunde, die Nachsicht finden zu jeder Stunde!“ — dieses derbe Wort unserer Vorfahren kann nur in ruhigem Erwägen und rechtem Maaß Anwendung finden. Das stete Drohen aber und Schlagen, dieses Dressiren durch Furcht und Schrecken, ist ein ziemlich allgemeines, verkehrtes Treiben sehr vieler Eltern, wodurch sie böckische, störrige, heimtückische Geschöpfe in die Welt schicken, die ihre Verwahrlosung schon oft genug in der Kinderstube kund geben und sich unter einander zanken, fragen und balgen und das Faustrecht im Kleinen vorüber, um es später in Bierkneipen und sonstigen sogenannten Vergnügungs-orten im Großen anzuwenden. Es sind hernach oft anmaßende über alle Sitte sich hinweg dünkende, ja über das „Mein“ alles „Dein“ verzessende Bursche, die von der Polizei zur Ordnung gezwungen werden müssen. Die Schuld geht auf euch zurück, ihr Eltern, die ihr sie unvernünftig erzogt, verzogt oder sie verwahrlosen ließet. Wir erinnern euch an den Dieb, der, ehe er gehangen ward, gern seine Mutter noch einmal sehen wollte. Sie ward gebolt. Er that, als wollt' er sie küssen, biß ihr aber voll Wuth das Ohr ab, weil, wie er sagte, sie ihn in der Kindheit habe verderben lassen. Und wie viele Kinder laufen schmutzig und zerrissen umher, während die Eltern in Pug und Staat flunkern! Umgekehrt puzen andere Eltern, oft mit eigener Entbehrung, ihre Kinder wie Affen aus, die man für Geld sehen läßt. Wie einfach, reinlich, schmuck sehen euch diese Kinder hier an! Sie mahnen euch an gute, liebevolle, vernünftige Erziehung, welche durch eine vermittelte und vermittelnde Liebe der Schwester und zur Schwester, die schon von Natur an gemesseneren Schranken hält, die wilden Ausbrüche des Knaben zähmt und sie endlich so weit sänftigt, daß der Grund gelegt wird zur Selbstbeherrschung, dieser Wurzel des gediegenen Charakters.



Die Kinder spielen gern. Man wehre ihnen das nicht, beaufsichtige und leite aber ihr spielendes, heiteres Leben, ohne allzu ängstlich ihnen dabei die Freiheit zu brechen.

„Bei Kinderspiel in Einigkeit
Und sonder Seelenschaden,
Da sind die Engel allezeit
Getreue Spielsam'raden!“

— das ist ein recht kindlicher Gedanke eines längst heimgegangenen Dichters. Wer sich nicht verjüngt fühlt an einem offenen und fernvergnügten Spiele der Jugend, wobei für sie nichts da ist als diese lustgefüllte Stunde, der verschließt sich das Himmelreich, das sich nur denen öffnet, so da werden wie die Kinder.

Ein Anderes ist's aber mit Spielen, die sich verheimlichen, der Aufsicht zu entkommen suchen, wie es der Fall bei diesen Lotterbuben, die, ganz sich selbst überlassen, an einer Stelle, die nicht oft betreten wird, eine kleine Kanone abfeuern. Wir haben nichts dagegen, wenn ein tüchtiger Vater seinen Jungen bei Zeiten Courage beibringt und sie lehrt, mit Gefährlichem umzugehen, ja sie sogar Pulver riechen läßt: sie aber dabei ganz frei zu geben und den unfundigen Händen das Pulver anzuvertrauen, das Mauern und Steine und Menschenleben zerschmettert, ist durchaus unverantwortlich. Die Spiele der Kinder müssen einen unschädlichen, gefahrlosen Charakter haben, und wenn man ihnen ja etwas erlaubt, wobei Gefahr sein kann, ist die sorgfältigste Aufsicht und Leitung nöthig. Wir können es mit der Kinder-Erziehung nicht genau genug nehmen, da von den ersten Eindrücken und Schicksalen das ganze spätere Leben abhängt. Wie viele Krüppel, körperlich Entstellte wanken in der Welt umher, wie viele Gauner und Spitzbuben und lächerliche Menschen verpesten und entwürdigen das gesellschaftliche und sittliche Leben, weil sie von den Eltern verwahrloßt und planlos erzogen wurden? Wer kann es verantworten, wenn er das zeitliche, oft auch das ewige Verderben derer, die ihm anvertraut waren, auf seiner Seele hat? Ihr liebenden Mütter, ihr guten Väter, seht euch eure glücklichen, harmlosen Kinder in der Fülle ihrer Gesundheit und Unschuld an und bedenkt, daß sie einst Krüppel und Bewohner von Zuchthäusern sein können, wenn ihr nicht alle Sorgfalt und Liebe auf deren sitzliche, geistige und körperliche Ausbildung verwendet und sie nicht erziehet in der Zucht und Furcht des Herrn!

Das Widrigste und Gefährlichste ist aber, wenn Eltern die Nachäffereien ihrer Schwächen und Laster bei Kindern als ergötzlichen Spas ansehn, dergleichen unvorsichtig belachen und dadurch begünstigen. Wir geben zur Betrachtung hier eine Skizze.



Der Großvater, mit glücklichem Phlegma in den Tag hinein lebend, findet seinen dreijährigen Enkel, wie er, ein dürres Reis, das ein wenig des Alten Tabakspfeife gleicht, im Munde, vor sich einen auf tüchtiges Maas berechneten Bierkrug, eben den alten Herrn spielt, der nun bei diesem Anblick gleich weiß, wo der ihm fehlende Hut geblieben ist, den das Enkelchen sich angeignete, um dem Großvater möglichst ähnlich zu werden. Dieser will sich darüber ausschütten vor Lachen, während das Schwein im Koben vergnügt, das wohl dressirte Hündchen aber fast mit bedenklichem Ausdruck zuschaut. Die jetzige Nachahmerei des Kindes ließe sich noch als etwas Unschuldiges ansehen, aber bald genug wird die Sache ausarten und das Lachen dann den Eltern vergehen, so wie, wenn rechte Erziehung eintritt, dem Enkel. Denn leider besteht die Noth gediegener Lehrer bei guter Führung der Kinder hauptsächlich darin, daß sie jenen abgewöhnen sollen, was sie von den Erwachsenen Uebles annahmen. Besonders ist die Festigkeit vom Uebel; — wer sei-

nen Kindern begegnet im Jorne, der tränkt sie aus einem Laster-Borne!" — Wer Andere zum Rechten und Guten leiten will, muß sich — was All' und Jedem als letzte Nothwendigkeit hier übrig bleibt — erst noch selber in tüchtige Schule genommen haben, und wie das erste Jahr der Ehe das letzte Jahr der Erziehung des Weibes seyn soll, so muß der Mann, seinen Kindern gegenüber, die letzten Spuren dessen, was er an diesen tadelt, von sich thun und tief davon durchdrungen seyn:

„Das Beispiel ist die schicksalsvolle Macht,
Die ew'ges Heil und ew'gen Fluch gebracht!"

Jedem Kinde aber soll es eine besondere Freude seyn, auf die innere Stimme achten zu lernen, aus der Gott spricht; dann wird es böse Beispiele als solche erkennen und sich nicht gerechtfertigt wähnen mit dem sündlichen Gedanken: Der und Jener thut dies und das, das darfst du auch thun; denn wer nicht besser handeln will, als Dieser und Jener, taugt nichts und wird versinken in Leichtsinm und Laster, wonach die Folgen in Elend und Strafe nicht ausbleiben. Bertram.

Johann Sebastian Bach.

Aus diesem tief-ernsten Gesichte, dem selbst die Staffel Locken der mächtigen Perücke nichts von seiner Hoheit und Würde rauben können, schaut uns der Geist der deutschen Kirchenmusik an, eine Künstlerseele, deren Werke um so erhabener, kräftiger und großartiger uns erscheinen, je zerrissener, abgeschmackter und farbloser die Zeit war, in der er sich riesig erhob, beinahe nur auf sich selber gestützt. Der Aeltervater dieses Künstlers war weiland Bäckermeister zu Preßburg in Ungarn, und wanderte zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, wegen seines Kirchenglaubens angefeindet und verfolgt, aus seiner Heimath nach dem lutherischen Deutschland, wo er günstige Lebensverhältnisse fand. Johann Ambrosius Bach hieß der seiner Söhne, der in Eisenach Hof- und Rathsmusikus geworden, dem am 21. März 1685 der Knabe Sebastian geboren wurde. Schon in der Knabenzeit, vor seinem zehnten Lebensjahre, hatte Sebastian das Unglück, binnen wenig Wochen beide Eltern zu verlieren, und wäre ganz ohne Hülfe verkommen, ohne Pflege seiner inwohnenden Schöpferkraft aufgewachsen, wenn nicht sein älterer Bruder, Johann Christoph Bach, der schon als Organist in Ohrdruff eine Stellung gewonnen, sich seiner angenommen und zu seiner Ausbildung den Grund gelegt hätte. Schon im zartesten Alter zeigte sich seine Liebe zur Kunst und zur ernstesten Tiefe derselben, obwohl zuerst, wie sich beim heiligen Crispinus, der das Leder stahl, um den Armen Schuhe davon zu machen,



die Frömmigkeit zeigte: was wir nicht für gut finden, gut zu heißen. Seinem Bruder stahl er nämlich ein Notenbuch, das die Froberger'schen, Kerl'schen und Pachelbel'schen Klavierstücke enthielt, die ihm dieser nicht mittheilen wollte, und schrieb sich solche Nachts, wie man sagt, bei Mondenschein ab, eignete sich daneben auch die Werke an, bis sein Bruder der Sache inne ward und ihm den Raub wieder abjagte, ohne daß die Künstler-Eifersucht ihm die Früchte desselben entziehen mochte. Nach des Bruders Tode, der einige Jahre später erfolgte, wurde der Knabe von seinen Pflegern dem Gymnasium zu Lüneburg übergeben, wo er fleißig den Wissenschaften oblag und nicht selten Ausflüge nach Hamburg machte, den dasigen berühmten Organisten Johann Adam Reinken zu hören, dann nach Celle zu pilgern, wo er in der herzoglichen Kapelle, die damals aus Franzosen bestand, Gelegenheit hatte, französischen Kunstgeschmack zu studiren, was er mit solchem Erfolge betrieb, daß später in allen seinen Werken nichts davon zu verspüren ist.

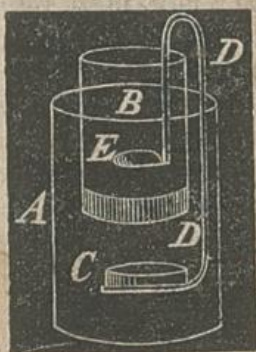
Im Jahre 1703 gewann der Jüngling eine Stelle als Hofmusikus in Weimar; im folgenden Jahre erhielt er den Ruf als Organist nach Arnstadt, wo er vier Jahre weilte und sich durch eignes Nachdenken, wie im Durchforschen der Werke der alten Meister, namentlich Bruhn's, Buxtehuden's und Reinke's, echt volksthümlich zu seiner nachmaligen Tonschöpfer-Laufbahn vorbereitete. Im Jahr 1707 ward er Organist in Mühlhausen, im folgenden Hof-Organist in Weimar, wo er, durch den Beifall des Hofes aufgemuntert, nicht nur sich zum ersten Künstler auf der Orgel ausbildete, sondern auch die meisten Werke für dieselbe schrieb, welche später von ihm bekannt geworden. Im Jahre 1714 ward er zum herzoglichen Concertmeister erhoben und 1717 rettete er die deutsche Kunstlehre, wie Kaiser Max zweihundert Jahre früher in Worms die deutsche Ritterlehre mit der Lanze gegen Frankreich verfocht. Der französische Organist Marchand war in Dresden aufgetreten und hatte durch seine Sicherheit und Redseligkeit Alles verblendet, so daß selbst der Hof die höchsten Auerbietungen verschwendete, um ihn am sächsisch-polnischen Hofe zurückzuhalten. Von einem Gönner des fremden Künstlers wurde der junge Bach nach Dresden geladen, damit der Franzose über das ganze musikalische Deutschland siezpränge. Beide Künstler suchten sich vor dem anberaumten Wettspiele heimlich zu behorchen, Bach zuerst Marchand und dann dieser jenen; als aber der Entscheidungstag angebrochen, war der Franzose auf und davon gereißt, um sich nach so viel Prahlerei die öffentliche Beschämung zu ersparen. Bach spielte nun allein und erhielt durch den Vorfall so viel Ruf, daß er, nach Weimar heimkehrend, seine Ernennung zum Köthenschen Kapellmeister fand. Als er in dieser Zeit eines seiner Vorbilder, den hundertjährigen Organisten Reinke in Hamburg, besuchte und vor selbem spielte, äußerte dieser Tadelgreis entzückt: „Ich dachte, die Kunst sey gestorben, sehe aber nun, daß sie in Ihm noch fortlebt!“ Um 1723 berief der Rath der Stadt Leipzig den Meister zu seinem Musik-Direktor; bald darauf ward er vom Herzog von Weissenfels in eben dieser Eigenschaft gewonnen, bis 1736 der König von Polen, der ihn mehrmals in Dresden gehört, ihn zu seinem Hof-Tonsetzer ernannte. Als solcher kam Bach 1747 auf einer Kunstreise nach Berlin und Potsdam, wo er vor Friedrich dem Großen, der auch als Tonkünstler groß war, spielte und einen der Gedanken dieses Helden auf dessen Verlangen aus dem Stegreif als Fuge bearbeitete, dann zum Erstaunen des Königs unvorbereitet über einen eigenen Gedanken eine sechsstimmige Fuge spielte, die er zur Erinnerung der ihm denkwürdigen Stunde später im Stich erscheinen ließ. Unhaltende Arbeit schwächte nun nach und nach des Meisters Gesicht, eine mißlungene Operation aber machte ihn erblinden; hierauf kränkelte er mehr und mehr und starb

Als Peter der Große im Jahr 1722 sich in Kasan befand, hörte er, daß in der Nähe Trümmer der ehemaligen Bulgariſchen Stadt Bulgar zu finden ſeyen. Er begab ſich ſelbſt dahin, ließ die dort noch vorhandenen Grab- und andre Inſchriften in armeniſcher und arabischer Sprache ſorgfältig copiren und, zugleich in's Ruſſiſche überſetzt, nach Petersburg in ſein Kabinet der Alterthümer bringen, traf auch Anſtalt, daß Alles, was von Bulgar noch übrig, möglichſt wieder hergeſtellt und von da ab mit Sorgfalt erhalten werde.

Die Galvanoplastik.

Unſern Zeitgenossen war es vorbehalten, uns ein leichtes Mittel an die Hand zu geben, ohne beſondere Mühe Medaillen zu prägen, Baſreliefs und andere plaſtiſche Gegenstände in Kupfer darzuſtellen.

Zur Erzeugung galvanischer Münzen bedarf man nur eines kleinen Apparats, den man am beſten aus zwei Gläſern zuſammensetzt und folgendermaßen einrichtet:



A iſt ein großes, wo möglich oben und unten gleich weites Trinkglas, in welches die Kupfervitriol-Auflösung gegossen wird, B ein kleineres Glas ohne Boden, das mit einem Gypsdeckel verſchloſſen und oben mit einem Kupferdraht befeſtigt wird — in dieſes Glas kommt eine ſehr verdünnte Schwefelſäure (etwa funfzehn Theile Waſſer auf einen Theil Vitriolöl), welche den Zink nach und nach auflöſet, wobei ſich Waſſerſtoffgas entbindet. DD iſt ein gebogener Kupfer-

draht, an deſſen beiden Enden man zwei Kupferscheiben löthen kann — auf die obere E legt man ein Stück Zink, auf die untere C die Medaille, worauf ſich der Kupferniederschlag ablagern ſoll.

Es iſt nothwendig, daß man den Kupferdraht, ſo weit er in die Kupfervitriol-Auflösung taucht, mit einer dünnen Schicht Wachs umgebe, ſo wie auch die Kupferscheibe, worauf das Modell der Münze zu liegen kommt, damit der Draht ſowohl als die Scheibe durch das Wachs iſolirt werde, weil ſich ſonſt eine Menge Kupfer darauf abſetzen würde.

Will man ſich nun das Facſimile einer Münze verſchaffen, ſo klatscht man dieſe entweder in Schriftmetall ab oder in einer Miſchung von

- 5 Theilen Wiſmuth,
- 3 Theilen Blei und
- 2 Theilen Zinn.

worin die Abdrücke, wenn man erst einige Uebung hat, sehr sauber und scharf werden. Man gelangt auch zu demselben Zwecke, indem man die Münze zwischen zwei Stücke ausgewalztes Bleiblech legt, und unter eine Schraubenpresse bringt; ich erhielt auf diese Weise Modelle, an denen die feinsten Details erkennbar waren, — und man hat dabei den Vortheil, sich eine beliebige Anzahl derselben sogleich verschaffen zu können. — Professor Jacobi bediente sich zu Darstellung seiner Modelle vorzugsweise der Stearinsäure, welche er nachher mit Graphit auf der Oberfläche einrieb, oder auch mit Bronzefarben überstrich; auch kann man Gyps- und Thonmodelle gebrauchen, wenn man sie nachher mit Blattgold überzieht oder bronziert; doch ziehe ich die metallischen Modelle vor, weil bei den Wachs-, Stearin-, Gyps- und Thonmodellen der Uebelstand vorkommt, daß, weil diese Körper an und für sich isolirend wirken, wenn irgend ein Fleckchen des Modells nicht mit Graphit, Bronze oder Blattgold versehen ist, dort keine Metall-Ablagerung stattfindet, wodurch dann in dem galvanischen Abguß ein Loch entsteht. Außerdem habe ich noch ein anderes sehr leichtes Mittel versucht, mir für diesen Zweck taugliche Modelle von Münzen zu bereiten, welches darin besteht, daß man von einer sehr dünn gewalzten Bleifolie (welche jedenfalls nicht dicker seyn darf als Postpapier) ein Stück von der Größe der zu kopirenden Medaille abschneidet, jedoch muß dieses hinlänglich groß seyn, um am Rande etwas übergebogen werden zu können. Man drückt dann behutsam die Bleifolie mehr und mehr an die Medaille, sucht die Falten zu vermeiden, was leicht geschieht, indem man sorgfältig am Rande immer umbiegt, je nachdem durch das stärkere Andrücken der Bleifolie diese größer geworden zu seyn scheint, und reibt dann, am besten mit einem lockeren Bäuschchen von Watte, die Bleifolie immer fester auf, bis die feinsten Details der Münze sichtbar geworden. Dann legt man um die Medaille einen etwa 3 Linien hohen steifen Rand von Papier, und gießt ein beliebiges Quantum Gyps darauf. Nachdem dieser hart geworden, nimmt man den Papierstreifen ab, schlägt nun die Ränder der Bleifolie auf die andere Seite, so daß dann der Gyps dadurch eingeschlossen wird, und hat auf diese Weise ein Modell erhalten, daß an Genauigkeit gewiß nichts zu wünschen übrig läßt, und sich, namentlich wenn man es mit einer dünnen Reihe von Bleiblech umgiebt, ganz vorzüglich zu galvanoplastischen Kopien eignet, und den ganz metallischen Modellen an Wirksamkeit kaum nachsteht.

In neuerer Zeit hat auch Spencer ein anderes Verfahren angegeben, um selbst nicht-metallische Gegenstände auf sehr bequeme Weise zur Galvanoplastik herrichten zu können; ich führe es hier an, weil ich es bei meinen neueren Versuchen

wirklich bewährt gefunden. — Angenommen, sagt er in seiner Abhandlung, ich wünschte einen Holzschnitt zu metallisiren und dann Kupfer auf seiner Oberfläche ablagern zu lassen (dieses Beispiel gilt für jedes andere Material), so ist die erste Operation, daß ich in starken Alkohol in einem mit Kork zu verschließenden Arzneiglase ein Stück Phosphor bringe, das Glas sodann einige Minuten in heißes Wasser stelle und von Zeit zu Zeit umschüttele; der Alkohol wird beiläufig den 300sten Theil seines Volumens Phosphor auflösen. Die nächste Operation besteht darin, eine schwache Auflösung von salpetersaurem Silber auf einen Teller oder in eine flache Schale zu gießen und die gestochene Oberfläche der Holztafel einige Sekunden lang hineinzutauchen, so daß sich die Flüssigkeit durch die Wirkung der Capillarität in das Holz hineinziehen kann.

Hierauf muß man eine kleine Portion der geistigen Phosphor-Auflösung in ein Schälchen oder Uhrglas gießen und dasselbe auf ein Sandbad stellen, um die Flüssigkeit zu verdunsten. Man hält sodann die Holztafel mit ihrer gestochenen Oberfläche über den Dampf, wodurch sogleich eine Veränderung erfolgt. Das salpetersaure Silber wird nämlich desoxydirt und in Phosphorsilber verwandelt, auf welches sich der galvanische Niederschlag eben so schnell und sicher wie auf das reinste Silber oder Kupfer ablagern kann.

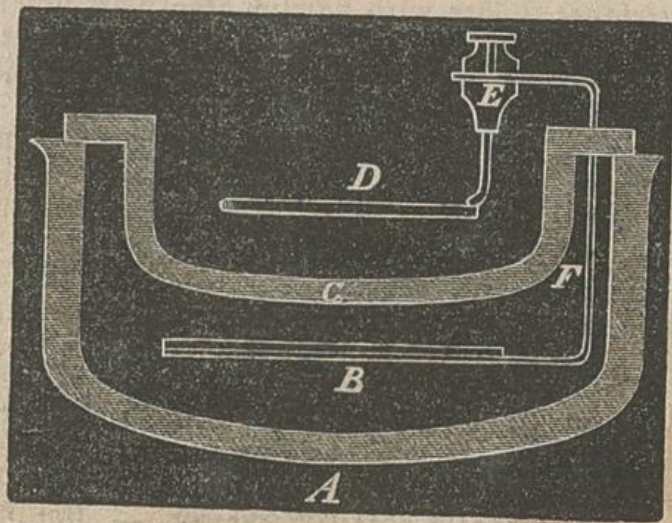
Das ganze Verfahren läßt sich in einigen Minuten und mit größter Sicherheit des Erfolges ausführen. Die äußere oder innere Oberfläche eines Gyps- oder Thonmodells von einer Statue, wie groß sie auch seyn mag, kann auf diese Art ganz leicht metallisirt werden. Wenn der Gegenstand nicht sehr groß ist, befestige ich ihn mit einem Stück Pech oder Kitt an der oberen Wölbung einer Glasglocke und stelle diese dann über die Schale im Sandbade, worin sich die Phosphor-Auflösung befindet; der Phosphordampf verbreitet sich darin gleichförmig und wird nicht zerstreut. Man kann auch eine Auflösung von Phosphor in Aether anwenden, und statt der Silber-Auflösung eine solche von Chlorgold oder Chlorplatin. — Um sich schnell durch einen Versuch von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, tauche man eine kleine und scharfe Gypsmedaille an ihrer Oberfläche in eine schwache Auflösung von salpetersaurem Silber (sogenanntem Höllenstein), nehme sie sogleich wieder heraus, befestige sie auf dem Boden eines Trinkglases, lege ein Uhrglas mit einigen Tropfen Phosphor-Auflösung auf etwas heißen Sand, den man in einer Schale bei der Hand haben muß, und stelle dann die Mündung des Glases über das Ganze, so wird man sehen, daß die Medaille fast augenblicklich ihre Farbe verändert. Die Operation ist nun beendigt.

Hat man endlich ein Modell aus einem der angegebenen Stoffe bereitet, so legt man es auf die untere Scheibe C im Gefäß

A, setzt das Glas B, in welchem Zinkstücke befindlich, nachdem man es mit sehr verdünnter Schwefelsäure, wie oben erklärt worden, oder auch mit einer Rochsalz-Auflösung angefüllt, in das Gefäß A, und schüttet in letzteres eine concentrirte Kupfervitriol-Auflösung, welche etwa einen Finger hoch über den am untern Boden des Gefäßes B befindlichen Gypsdeckel zu stehen kommen muß. Auf den Boden des Glases A legt man einige Kupfervitriol-Crystalle, damit im Verlauf der Operation, wenn durch die galvanische Strömung das Kupfer gefällt wird, das freigewordene Wasser sie auflösen könne.

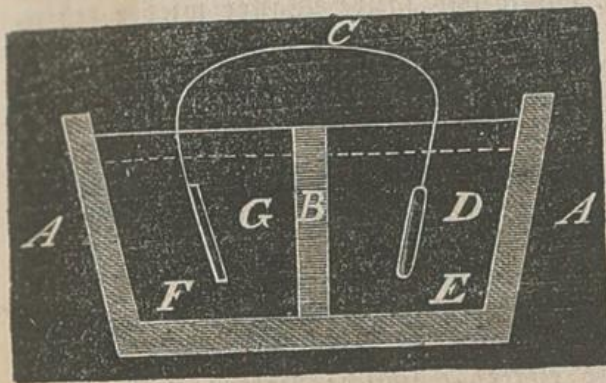
Nach Verlauf von höchstens zwei Stunden wird man schon dies Modell mit einem röthlichen Metallhäutchen überzogen finden, welches in den nächsten acht bis zehn Tagen immer mehr an Dicke zunimmt, und endlich mit Leichtigkeit abgelöst werden kann, worauf die getreueste Abbildung des Originals vor unsern Augen liegt.

Spencer schlug für größere Versuche einen Apparat vor, der namentlich zur Erzeugung von Kopien von bereits gravirten Kupfer-, Zinn-, oder Stahlplatten anwendbar ist.



A ist ein Gefäß, welches die Auflösung des schwefelsauren Kupfers (Kupfervitriols) enthält. C das innere Gefäß, welches man aus Ihon oder Holz nehmen kann, und unten mit einem Gypsboden verschließt — es muß bequem in das Innere des Gefäßes A passen und dient zur Aufnahme der Rochsalz-Auflösung oder an ihrer Stelle des mit Schwefelsäure angesäuerten Wassers. B ist die Platte, auf welche das Metall galvanisch gefällt werden soll und welche in die Kupfer-Auflösung untergetaucht seyn muß. An dieser Platte ist der leitende Kupferdraht F befestigt, welcher mit der Bindeschraube E, woran die in der Salz-Auflösung untergetauchte Zinkplatte D gelöthet ist, in Verbindung steht. Zu meinen eigenen Er-

perimenten bediente ich mich eines Apparats, der an Einfachheit, wie mich dünkt, dem andern vorzuziehen ist, dabei nicht theuer zu stehen kommt, leichter zu behandeln ist und bequemer beaufsichtigt werden kann. — Ich gebe hier eine Zeichnung davon, welche denselben leicht anschaulich machen wird.



A ist ein hölzerner Kübel, der innen ausgepicht ist und worin sich eine Scheidewand von nicht zu grobem Gyps (B) befindet. C ist der Kupferdraht, an dessen rechtem Ende E ein Zinkstück angelegt worden, das in die Salz-Auflösung hinabreicht, an dessen andern Ende F aber das Modell befestigt ist, doch so, daß die zu kopirende Fläche der Gypswand zugekehrt sei. Die punktirte Linie deutet die Höhe der Kupferlösung G und die der Salz-Auflösung D an.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß die intensive Stärke des galvanischen Stroms durch die Dicke der Gypsscheidewand, und die Feinheit oder Grobheit des Materials, welches dazu angewendet worden, bedingt wird. — Nimmt man zu dieser Gypswand einen sehr groben, folglich einen sehr porösen Gyps und macht sie dünn, etwa nur zwei bis vier Linien dick, so erfolgt die metallische Präzipitation sehr schnell, aber in zerreiblichen, bröcklichen Crystallen, die wenig Cohäsion unter einander besitzen — ist die Wand aber etwas dicker (etwa $\frac{1}{2}$ Zoll), so geht die Wirkung freilich bedeutend langsamer von statten, man erhält aber dafür ein Kupfer, welches eben so schön und geschmeidig ist, als das beste im Handel vorkommende. — Ich bekam mit einem Gypsboden, der $\frac{1}{2}$ Zoll dick war, in elf Tagen eine Metallschicht, welche beinahe eine Linie stark war, und dem schönsten Kupfergepräge gleich kam. Statt der Gypsscheidewand B kann man auch einen Holzrahmen, der mit Leder, Schweinsblase oder Pergament überzogen ist, einsetzen, nur müssen dann die Fugen mit einem Asphaltpfitt verklebt werden; diese dünne Trennungswand beschleunigt die Operation außerordentlich, und kann diese Schnelligkeit noch dadurch gesteigert werden, daß man die in den verschiedenen Zellen befindlichen Metalle F und E der Scheidewand auf etwa 8 Linien nähert.

Da bei dem Fortgange des Processes fortwährend Kupfer aus der Bitriol-Auflösung ausgeschieden wird und somit die Schwefelsäure im Wasser zurückbleibt, was bei einer langen

Operation, wenn sich deren zu viel sammelt, nachtheilig werden könnte, so ist es besser, von Zeit zu Zeit, ohngefähr alle acht Tage, diese alte Kupfer-Auflösung durch eine neue zu ersetzen — auch thut man wohl daran, den in der Salz-Auflösung befindlichen Zink hin und wieder abzuwaschen, und von seiner Oxidkruste zu reinigen, damit das saure Wasser wieder kräftiger auf ihn einwirken könne. Ueberhaupt ist es gerathen, um die zu rasche Auflösung und Zerstörung des Zinks zu verhindern, denselben zu amalgamiren, was dadurch geschieht, daß man denselben zuvor eine Sekunde lang in ein mit Salpeter- oder Schwefelsäure schwach gesäuertes Wasser taucht, und dann, je nach Maasstab der Größe desselben, drei auch vier Tropfen Quecksilber darauf gießt, welches sich schnell ausbreitet und am besten mit dem Finger gleichmäßig darauf verrieben wird. Der Zink bekommt durch diese Operation eine dünne Quecksilberschicht, welche ihn einige Zeit vor der direkten Einwirkung der Säure schützt, und seine elektro-chemische Potenz noch zu erhöhen dient.

Es beschäftigen sich viele gewandte Techniker mit der Lösung der schönen Aufgabe, die Galvanoplastik zum Gemeingut der Industrie zu machen, und es läßt sich von deren Geschicklichkeit und Ausdauer erwarten, daß wir mit Nächstem bedeutende Resultate ankündigen können. Dr. Eduard Stollé.

Der französische Advokat.

Don Sanferra, Grand von Spanien, war im Jahr 1651 mit seiner Tochter Maria von seinen Gütern in Spanien nach Paris gekommen, dort sich eine ansehnliche Erbschaft zu sichern. Seine Schwester hatte sich einem Franzosen vermählt, Antoine Marquis de Richmond, dieser war, angeblich als der Letzte seines Stammes, gestorben, das große Vermögen ohne Testament seiner Gemahlin hinterlassend, die im Jahre 1650 starb, und so wollte nun Don Sanferra den reichen Nachlaß in Besitz nehmen. François de Langeac, ein junger kluger Franzose, der die Rechte studirt hatte, sah den Spanier öfter mit seiner schönen Tochter spazieren gehen und die Reize der jungen Spanierin machten rasch einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er nach irgend einem Anlaß suchte, dem stolzen Don Sanferra näher zu kommen; es wollte ihm aber durchaus nicht gelingen. Wenn indeß Don Sanferra seiner bis dahin gar nicht achtete, Donna Maria hatte den jungen schönen Mann wohl bemerkt und seine Bemühungen wurden von ihr ohne Worte verstanden, was dem klugen Franzosen auch nicht entging.

Weshalb ihr Vater nach Paris gekommen war, wußte er auszukundschaften, und so gerieth er auf den Gedanken, einen

Versuch zu wagen, ob der Spanier ihn vielleicht als Anwalt in seiner Erbschafts-Angelegenheit beschäftigen und er so Gelegenheit finden würde, seiner Geliebten sich zu nähern. Obwohl Don Sanserra wenig oder gar keine Besuche annahm, auch Langeac ein Paar Mal abgewiesen worden war, wußte er doch den alten spanischen Diener von der Wichtigkeit dessen, was er seinem Gebieter eröffnen wollte, so zu überzeugen, daß er endlich vorgelassen wurde, als besonders auch die Duenna (Erzieherin der Donna Maria) wie zufällig ihn gesehen und ein Wort für ihn gesprochen hatte; ein Umstand, den die eitle Schlaubeit Langeac's seinen Hoffnungen sehr günstig achtete.

Mit der verbindlichsten Höflichkeit trug der Franzose dem stolzen Spanier sein Anliegen vor, Don Sanserra aber, der nicht nur stolz, sondern auch geizig war, zeigte keine Lust, einem Anwalt seinen Beutel zu öffnen, sondern erwiderte:

„Mein Herr, die Angelegenheit, welche mich nach Paris rief, ist so klar und einfach, daß sie keines Advokaten bedarf, um in die Länge gezogen zu werden.“

Langeac ließ sich indeß nicht so leicht abweisen, redete sich vielmehr in's Feuer, um darzuthun, daß der Don sich irre und ungeahnte Schwierigkeiten seinen Weg erschweren könnten, was ihm aber nichts half, vielmehr nur dahin führte, daß der Spanier seinem Groll gegen Advokaten immer mehr Lust machte, so daß endlich Langeac selber empfindlich wurde und seiner Dreistigkeit keinen Zügel mehr anlegte. Der Spanier horchte hoch auf, als er vernehmen mußte, daß der Franzose sein Anerbieten nur zum Vorwande genommen habe, Donna Maria sich nähern zu können, um die nun Langeac ohne Weiteres seine Werbung vorbrachte. Sanserra, schon in höchster Aufwallung, hielt doch so weit seine Fassung beisammen, um den kranken Freier zu fragen: „Ist Eure Familie, Euer Vermögen der Art, daß Ihr Euren Sinn auf die Tochter eines Grand von Spanien richten dürft?“ — „Warum nicht?“ entgegnete übermüthig Langeac; „ich bin französischer Edelmann, habe zwar wenig an Geld und Gut, aber mein Talent versichert mir Beides, und ich werd' es als Advokat zu gewinnen wissen!“ — „So thut's erst!“ gab ihm Sanserra höhniisch zur Antwort, „und sorgt zugleich, daß Ihr aus dem niedern Edelmann Euch zu den Höchsten des Reichs erhebt, dann meldet Euch wieder! Was mich betrifft, so hab' ich's kein Hehl, daß ich von Federhelden Eurer Art wenig erwarte!“

Damit entfernte sich Don Sanserra in ein anderes Zimmer und ließ Herrn François de Langeac stehen, der sich nach einiger Ueberlegung in Wuth entfernte und von da an nur überlegte, wie er sich rächen und doch sein Ziel erreichen könne.



Nach einigen Tagen, als sich der Spanier mit seiner Tochter im Garten der Tuileries befand, nahte sich ihnen, im Costüm eines spanischen Alcalde, Langeac, indem er, der etwas Spanisch gelernt hatte, in tieffter Unterwürfigkeit vortrug: er reise gerade in die Gegend, wo Don Sanferra seine Güter habe, und frage an, ob ihm vielleicht die Ehre werden könne, irgend etwas dort zu bestellen oder zu besorgen? — Dabei aber gab er Donna Maria zu verstehen, sie möge erlauben, ihr geheim einen Brief zu überreichen. Diese wollte im ersten Augenblick nichts davon wissen, als sie aber, schärfer hinsehend, ihn erkannte, zog sie in Schreck und Verlegenheit ihr Taschentuch, in welches Langeac den Brief schob. Sanferra jedoch, dem das schlechte Spanisch des angeblichen Alcalde schon aufgefallen war, bemerkte in seinem Mißtrauen etwas von dem Vorgange, und barsch erwidern, daß er für seine Besorgungen der Leute genug habe, wandte er sich in eine andere Allee, während Langeac mit dem Ausdruck von Freude, Spott und Verdruß sich entfernte.

Raum waren Sanferra und seine Tochter wieder in ihr Hotel getreten, da forderte Jener den Brief, welchen sie auf der Promenade empfangen habe, und erröthend gab Donna

Maria ihn hin, noch uneröffnet. Der Vater löste das Siegel und las:

„Schöne Maria!

Eurer Liebenswürdigkeit huldigend aus vollem Herzen und mit ganzer Seele, ist es Ziel meines Lebens geworden, Eure Schuld zu gewinnen. Euer Vater mißgönnt mir das Glück, um Eure Gunst mich bemühen zu dürfen, und wenn es nun doch geschieht, weil es meinem heißen Gefühl für Euch unerlässlich ist, so mögt Ihr — aber nur Ihr allein — erfahren, daß ich nicht bin, was ich bisher schien, damit Ihr mich nicht verkennt in dem, was ich jetzt thun muß. Ich schmeichle mir, daß meine eifrigen Versuche, in Eure Nähe zu kommen, Euch nicht völlig entgangen sind und so hoffe ich, dereinst noch mein ersehntes Ziel zu erreichen, wenn Ihr nicht in Verzweiflung sehen wollt den, der sich hier mit seinem wahren Namen unterzeichnet als Euer

innigster Verehrer

François, Marquis de Richmond, genannt Langeac.
Paris, am 26. Juni 1651.“

Don Sanferra hatte nach Lesung dieses Billets keinen andern Gedanken, als daß dies der Scherz eines Abenteurers sey, und seine Tochter ausforschend und erfahrend, daß bisher keine Art von Mittheilung zwischen ihr und jenem jungen Manne stattgefunden, glaubte er, sich beruhigen zu können. Am nächsten Tage aber empfing er von ihm eine weitläufige Darlegung, daß kein Anderer an das Vermögen des verstorben Antoine, Marquis de Richmond, Anspruch habe, als er, François, Marquis de Richmond, genannt Langeac. Er sey — so hieß es in jener Darlegung — der Brudersohn des Letzteren, wie er beweisen und, da seine Mutter noch lebe, auch durch das gültigste Zeugniß bewähren könne, weshalb denn Don Sanferra auch nicht die geringste Berechtigung auf den in Rede stehenden Nachlaß habe. — Der Spanier wüthete und sah sich nun doch genöthigt, einen Anwalt anzunehmen, der indeß die Angelegenheit weder aufklären, noch vermitteln konnte, so daß es zu langwierigem Prozesse kam.

Henri de Richmond, der jüngere Bruder Antoine's, war kaum ein Jahr nach seiner Vermählung im Duell getödtet und seine junge Gattin in grenzenlosem Schmerz und fieberhaften Anfällen von einem Knaben entbunden worden, der aber, wie man ihr sagte, als sie wieder genas, bald nach der Geburt gestorben seyn sollte. Langeac behauptete jetzt, er sey dieser Sohn und Don Sanferra's Schwester, die kinderlos blieb, habe, um das Vermögen der Richmond's auf ihre Familie zu bringen, das Kind ihrer Schwägerin bei Seite geschafft und es einer Bäuerin übergeben, wonach es denn wie verschollen gewesen. Als die Bäuerin starb, fand François die Briefe der Marquise de Richmond, mit denen sie ihr die Geldsendungen gemacht hatte; die wirk-

liche Mutter aber lebte noch als Aebtissin in einem Kloster der Bretagne.

François begab sich jetzt nach jenem Kloster, und da er, die Verhältnisse rasch überschauend, im Sprachzimmer nicht den günstigen Ort sah zu seinen Entdeckungen und Plänen, mußte er durch Bestechungen in die Zelle der Aebtissin zu dringen. Als diese eines Abends hier eintrat, kam ihr François mit aller Vorsicht entgegen, und die Ueberraschte hörte ihn zitternd an. Was er von Beweisen hatte, legte er vor und ergänzte sie mit der wärmsten Beredsamkeit, bis er zu ihren Füßen sank, um die Anerkennung und den Segen seiner Mutter stehend.



Die bestürzte Aebtissin, Adele de Richmond, wußte Anfangs nicht, was sie entgegenen sollte, da aber François unter Bitten und Thränen seine Bestürmungen mit aller Gewandtheit seines Geistes erneuerte, glaubte sie in sich die Stimme der Natur zu vernehmen, schloß den wiedergefundenen Sohn in ihre Arme; folgte ihm nach Paris, stand bald vor Gericht als unverwerfliche Zeugin, die überall innige Theilnahme erweckte, und das Urtheil setzte François, Marquis de Rich-

mont, der auch alle klingenden Hülfsmittel bei den damals sehr feilen französischen Richtern zur Anwendung gebracht hatte, endlich in alle seine Rechte ein und sprach ihm die volle Erbschaft zu.

Der ergrimmete Sanferra appellirte freilich gegen diesen Ausspruch, doch sein eigener Anwalt erklärte ihm, daß dies unter den obwaltenden Umständen von keinem Erfolge seyn würde. Da ließ François, dessen Leidenschaft für Donna Maria durch die Hindernisse, die sich ihm in den Weg warfen, nur heftiger geworden war, um eine Unterredung bitten; Sanferra war nicht Willens, sie zu gewähren, auf die Vorstellungen des Anwalts geschah es indeß, aber erst nach einigen Tagen. Es war, wie sich François ausbedungen hatte, auch Donna Maria, sonst aber keine andere Person zugegen. François erinnerte nun den Don Sanferra daran, wie er ihm gesagt habe, daß von Federhelden seiner Art wenig zu erwarten sey, und erneuerte dann, da er nun die Bedingung, ein bedeutendes Vermögen nachzuweisen, erfüllen könne, seine Bewerbung. Mit verbissenem Aerger lobte nun der Spanier François Geschicklichkeit und zeigte sich nicht abgeneigt, ihn zum Eidam anzunehmen, wenn er das Jawort seiner Tochter erhalten könne. Diese zögerte zwar, endlich aber sprach sie ihr Ja aus, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er ihr ein offenes Bekenntniß über die von ihm durchgekämpften Ansprüche ablege, ein Wunsch, den auch Sanferra unterstützte, weil, wie er bemerkte, es doch nun zu einer Ausgleichung käme und der Nachlaß ein und derselben Familie angehöre. François wollte erst durchaus nicht darauf eingehen, sondern behauptete: es sey Alles so, wie er angegeben habe; als indeß Donna Maria nicht daran glaubte und hinsichtlich ihres Jaworts sich mit Empfindlichkeit auf ein Jahr Bedenkzeit zurückzog, konnte er, da ohnehin seine Eitelkeit mit im Spiele war, nicht widerstehen, und bekannte, sich darauf verlassend, daß keine vor Gericht gültigen Zeugen vorhanden, er also immer wieder sein Geständniß ableugnen könne, daß jene Aeußerung Don Sanferra's über Federhelden ihm zur Herausforderung geworden sey. Er habe demnach Erkundigungen eingezogen über die Familie des Marquis Antoine de Richmond und darauf seinen Plan gebaut. Dester mit Beifall von den Zuhörern belohnt, fuhr François fort, genau alle die Schliche und Wege anzuzeigen, wie er sich falsche Dokumente verschafft und eine angebliche Mutter gewonnen habe. Während er noch im besten Reden war, öffnete sich plötzlich eine Tapetenthür und vier sehr achtbare Zeugen stellten sich ihm entgegen. Das Wort stockte ihm im Munde, aber Sanferra ergriff es und sprach: „Wir haben Euch, auf den Rath und die Anordnung meines Anwalts, mit eigenem Maasse gemessen! — Da ich indeß das Unwesen hiesiger Gerichtsbar-

keit kennen lernte und überdem mich schuldig fühle, weil ich damals den harten Ausdruck gegen Euch brauchte, so biete ich Euch hiermit, Eure Geschicklichkeit anerkennend und belohnend, die Summe von einer halben Million Francs gegen die schriftliche Anerkennung meines vollsten Rechts auf den ganzen Nachlaß des Marquis Antoine de Richmond." — François war in seinem eigenen Neze gefangen, und um nicht Alles wieder zu verlieren, ging er den Vertrag ein, der sogleich von dem Anwalt und allen Zeugen mit unterschrieben wurde. — Als nun aber François sich an Donna Maria wandte, sagte diese mit der freundlichsten Verneigung: „Herr François de Langeac, Ihr habt mir gezeigt, wie viel von Eurer Klugheit zu fürchten ist; erlaubt mir demnach, daß ich mich so weit wie möglich von ihr entfernt halte und der Hoffnung lebe, daß diese die erste und letzte Eurer Intriguen ist, in der ich so unglücklich war, gezwungen mitzuspielen!" — François de Langeac zog mit diesem Bescheid rasch ab, und hielt es, nachdem er seinen Sündenlohn empfangen hatte, doch für gerathen, sich aus Frankreich eilend zu entfernen. S. Sibl.

Der nordamerikanische Waschbär.



Der Waschbär ist ein Mittelding zwischen Dachs und Bär, nicht so träge wie jener und lebendiger wie dieser in den Bewegungen. Beiden gleicht er darin, daß er nur Abends und Nachts auf Beute ausgeht. Er ist graubraun mit weißlicher Schwanz und einem braunen Streifen durch die Augen; der

Schwanz hat auf gelblichem Grunde fünf bis sechs schwarze Ringel. — Dies Thier ist bis jetzt bei seinem Treiben in der Freiheit noch wenig beobachtet worden, so daß unsre Naturforscher, wenn sie etwa einmal ihre Versammlungen nach Nord-Amerika verlegen, wohl thun würden, nicht alle ihre Kräfte bei Tage in schönen oder langen Reden und bei Festlichkeiten zu verbrauchen, damit sie Nachts Forschungen anstellen können und wir etwas mehr erfahren über den Waschbär, der bis zum funfzigsten Grade in Nord-Amerika noch häufig genug zu finden ist. Seinen Namen hat er von der auch nach der Zähmung noch immer wahrzunehmenden Eigenthümlichkeit, Alles, was er genießen will, erst in's Wasser zu tauchen, wonach er es mit den Pfoten reibt. Wenn man ihm nun ein Stück Zucker giebt und er sein Experiment damit macht, soll es höchst komisch sehn, wie er sich plötzlich verwundert, daß er nichts mehr hat. Bei jedem andern Stück Zucker wiederholt er aber dennoch sein Verfahren, und noch konnte in keiner Menagerie ein Wärter ihm so viel chemische Kenntniß beibringen, um dem Waschbär seinen Zucker zu retten. Ueberhaupt wird er nie vollkommen zahm; es behagt ihm zwar sehr, wenn man seine Gelüste erfüllt, aber der Wärter hat dafür doch wenig Anhänglichkeit zu erwarten, was indeß dem Waschbären nicht zu verargen ist, da man sogar unter den Menschen, in Bezug auf nicht vorhandene Anhänglichkeit für geleistete Dienste, noch verschiedene waschbärige antrifft. Man will sogar bemerkt haben, daß die derzeitige Kultur diese üble Eigenschaft nicht zähmt, sondern verstärkt.

Etwas vom Sonntage.

„Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten ist der Sabbath (Ruhetag) des Herrn, deines Gottes.“ Diesen Spruch wird Jeder kennen und nicht Jeder danach thun, selbst wenn wir willfährig, nach Art der Verhältnisse, eine verschiedene Auslegung des Sinnes in jenem Spruche zulässig finden. Arbeiten soll der Mensch, soll sorgen für sich und die Seinen, wozu auch gehört, daß er sich und die Seinen hinweise auf den, der für uns Alle sorgt. Aus dem Herzen muß das kommen, nicht bloß eine Gewohnheit, oder gar ein Zwang sehn; es muß nicht bloß in der Form, sondern in der Wahrheit geschehen, daß man im Vertrauen auf Gott mit ihm vertraut werde und bleibe. — Erholen auch soll sich der Mensch von den Mühen des Lebens, aber wie soll er es thun? Im Ausüben seiner Pflichten, in der Reinheit vor Gott und sich selbst, und in der Ueberzeugung, daß „jeder Tag des Herrn ist“, für jeden Abend sich die innere Zufriedenheit sichern, wie

schwankend und unsicher die Schicksals-Loose auf Erden seyn mögen.

Aber gar Viele holen besonders am Tage der Ruhe und des Friedens sich Unruhe und Unfrieden. Was in der Woche mit träger Halbgeschäftigkeit erworben wurde, das geht, unbekümmert über die, laut beigefügter, der Wirklichkeit entnommenen Skizze, nebenher laufenden, zerlumpten und verwahrlosten Kinder, Sonnabends auf dem Markte drauf, um wenigstens Sonntags vollauf und übervoll zu haben. Durch Sinnenlust, durch Gelüst



nach dem Apfel, der dem Genusse verwehrt war, kam das erste Unglück über die Menschen, und daß wir an diesen Adams-Apfel für ewige Zeiten denken sollen, ist er uns, nach dem Volkswitze, in der Kehle stecken geblieben. Dennoch giebt es der Adams-Kinder in Menge, die, statt eusig zu erwerben und zu verbrauchen mit Bedacht, immer nach den in ihren Verhältnissen verbotenen Früchten und all ihren Segen in einer gesegneten Mahlzeit suchen. Ist diese Sonntags vorüber, begiebt man sich Nachmittags in das bunte Gewirre, hascht, um es Vermögenderen gleich zu thun, Vergnügen im Schweiß seines Angesichts und endet den Tag spät Nachts in den Tabagien, wo man die Kinder mit hinschleppt, damit sie sich ja frühzeitig an das hohle und lüderliche



Leben gewöhnen. Da werden dann Verbrüderungen geschlossen mit ähnlichen Geschöpfen, Verbrüderungen, bei denen der hier nothwendig derbe Trinkspruch seyn sollte: „Fressen und Vergessen, Saufen und Auseinanderlaufen!“ Denn Freundschaften, die den Magen zur Grundlage haben, bleiben sich treu bis zum jüngsten Gericht, das man — miteinander verzehrt. Daß so Viele nicht Herr werden können über ihre Gelüste, ist ein Hauptgrund der sich ausbreitenden Armuth, und in unsern sogenannten kultivirten Ländern giebt's Menschen genug, die ärger sind als jener Ramtschadale. Der klagte einem Handelsmann, daß ihm ein Paar Zobel in jeder Nacht seine Fische wegsingen. „Warum fängst du denn nicht die Zobel weg?“ war die fragende Antwort. „Ich habe keine Schulden!“ entgegnete gleichmüthig der Ramtschadale. Der Handelsmann lachte und borgte ihm, der ein Paar Loth Tabak kaufen wollte, zwei Pfund; wenige Stunden nachher brachte ihm sein Schuldner die Zobel als Bezahlung. — Die Gelüste sind gleichfalls Raubthiere, die der Saumseligen Habe verschlingen, an Schulden fehlt's ihnen dann auch nicht, aber ihre räuberischen Gelüste fangen sie doch nicht weg!

Unser Dichter Schiller nennt die Freude einen Götterfunken, die Tochter aus Elysium und ihren Wirkungskreis ein Heiligtum. O gewiß, die rechte, gesunde Lebenslust, Seltsamkeit im Schaffen und Wirken, Erholungen und Vergnügungen nach

anstengender Arbeit; die Spiele der Kinder, das Lächeln der Eltern und Großmütter und Tanten über die possirlichen Sprüche und Sprünge der jungen Seelen und Körper, denen nach der Bibel das Himmelreich ist, die Neckereien und Scherze der Jünglinge und Mädchen, die Späße, Anekdoten und Wize des silberhaarigen Greises im Großvaterstuhle und des alten Mütterchens hinter'm Ofen — alle diese aufleuchtenden Funken der Freude belebt ein heiliger, vom Himmel entstammender Geist. Die Freude ist göttlich, christlich, vernünftig. Der Fisch, der im Wasser plätschert, der Vogel, der, auf den Zweigen sich wiegend, sein Liedchen anstimmt, das Insekt im Blumenfelche und das unsichtbare Thierchen im Thautropfen bis zum Menschen herauf, dessen Angesicht schöner wird, wenn echte Freude dahinter waltet, das Alles ruft uns tausendfältig zu, daß über den Sternen und unter uns ein liebender Vater wohnt und unser Glück, unsre Freude will. Er hat uns völlige Freiheit gegeben in der Wahl der tausend und aber tausend Quellen, aus denen uns die Freude strömt. Da sind wir nun aber allerdings oft thöricht genug, unsre Freude, statt aus den reinen, himmlischen Quellen, aus falschen, unrein irdischen, aus Fässern und Flaschen, in Tabakrauch und Tabagiendunst, auf Tanzböden und an Spieltischen u. s. w. zu schöpfen. Man will oft die Freude zwingen, durch unsre Adern zu laufen, man trinkt über Durst, um freudetrunken zu werden. Aber das heißt, sich selbst ein X für 'n U vormachen. Die Freude ist an und für sich selbst der Wein, der im besten und edelsten Sinne trunken macht, und der beste Kelterer und Keller für diesen Wein ist unser Herz. Wenn's hier nicht richtig ist, da hilft kein Tanzboden, kein Rausch, der aus Korn- und Rebentrauf entsteht, kein Jubeln und Schreien an Vergnügungs-Ortern.

— — — „In deiner eignen Brust,

Da oder nirgends fließt die Quelle wahrer Lust.“

Meine lieben Deutschen, ihr könnt das auf dem nebenstehenden Bilde sehen.

Der Mann hier ist so selig vertieft in sein Vergnügen, daß er es gar nicht hört, wenn man ihn fragt, wer und was er für ein Landsmann sey. Wir müssen's errathen. Da fällt uns eben ein Geistesgenosse von ihm ein, den wir kennen und der uns als Schlüssel in dessen Inneres hier dienen wird, Johann Weinrich aus Heiligenstadt im Eichsfelde, „ein Schubmacher und Poet dazu“ und Erfinder eines musikalischen Instruments, welches er Psalm-Melodikon nennt. Der Mann war von jeher immer gern für sich und ein wenig gescheidter wie andere Leute, weshalb ihn Einige für etwas toll hielten. Aber er war in sich vergnügt, und flügelte und grübelte für sich und musizirte sich was auf dem sogenannten Brummeisen (Maultrommel), und während Andere Karten spielten, tranken, tanzten und bei



dem Stadt-Gastwirth an die Kreide, bei dem Dorffrug-Wirth an's Kerbholz kamen, verbesserte er sein Brummeisen und er fand endlich das wunderbare Instrument, welches er „Psalm-Melodikon“ nannte und das zufriedenen Gemüthern ein ganzes Orchester von allen möglichen Instrumenten ersetzt. Seht, nun reißt der Mann mit diesem Instrumente in den deutschen Gauen herum und findet überall Liebe, Bewunderung und Geld, von welchem er daheim sich und den Seinen ein Haus bauen will. Die Quelle seiner Freuden bauet ihm Häuser, während Andere Haus, Hab und Gut verjubeln und verschlingen! So ein in sich vergnügter, kluger, sinniger Mann ist auch der hier abgebildete, einer der ärmsten, an Werkeltagen fleißiger Weber, der seine kleine Wirthschaft im schlesischen Gebirge hat. Wenn er am Webestuhl sitzt, webt er auch Gedanken, und hat er Abends sein Bißchen Feld und Garten besorgt, dann ruht er sich damit aus, daß er Allerlei nach seiner Idee schafft. Wer das Vergnügen nicht kennt, aus sich selbst etwas geschaffen zu haben, sey's zum Nutzen oder zur Erheiterung, der hat die lebendste Seligkeit des Lebens noch nicht empfunden! Jetzt klügelte er sich mit wenigen Mitteln so eine Art Harfe aus, und ist zur Sonntagslust mit seiner lieben Ehehälfte hinaus unter Gottes freien Himmel gegangen. Da sitzt er nun, aller Lasten und Sorgen vergessend. Daß er an sich selber weniger denkt, als an die Pflicht, für seine treue Hausfrau zu thun, was er vermag, sieht man an Beider Kleidung; was da irgend zu entbehren ist, entbehrt er gern, aber die Ueberzeugung muß er haben, daß sein Weibchen nicht bloß das Nöthigste, sondern auch etwas Puz hat, um den Nachbarn nicht zum Gerede zu werden. Ein so poetisches Gemüth, wie er, ist sie nicht, denn sie schloß ein bei den Versuchen auf dem neuen Instrument, auf welchem der Weber sich Chorale einübt und endlich auch mit der wonnevollsten Empfindung singt:

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Stebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.“

Jetzt aber, weil er aus immer freierer Brust singt, wacht dann auch sein Weibchen wieder auf und stimmt ein zu der frohen Andacht, und nun glauben Beide, die Vögel auf dem Baume hörten ihnen zu, die Wolken am Himmel ständen still und lauschten, die Blumen reckten sich in die Höhe und möchten vor Freude von ihren Stielen springen und tanzen; ja sie sind dessen gewiß: der Himmel selbst freue sich mit ihnen. Nun,

freut Euch denn auch, all ihr Besitzer unseres Büchleins, über die wahrhafte Freude des armen sinnigen Mannes, und wer's noch nicht kann, der lerne seine Vergnügungen und seine Stärkung aus den Tiefen seines Herzens gewinnen, aus den Kreisen der Familie, aus schöpferischer, heiterer Thätigkeit, aus Blumenfelchen, aus den tausend Anstalten, welche der liebe Gott in der Natur zu unsrem Heil errichtete! Wer einmal in diese Freuden eingeweiht ist, wird selig in ihrem Reichthum und spart für Erd' und Himmel!

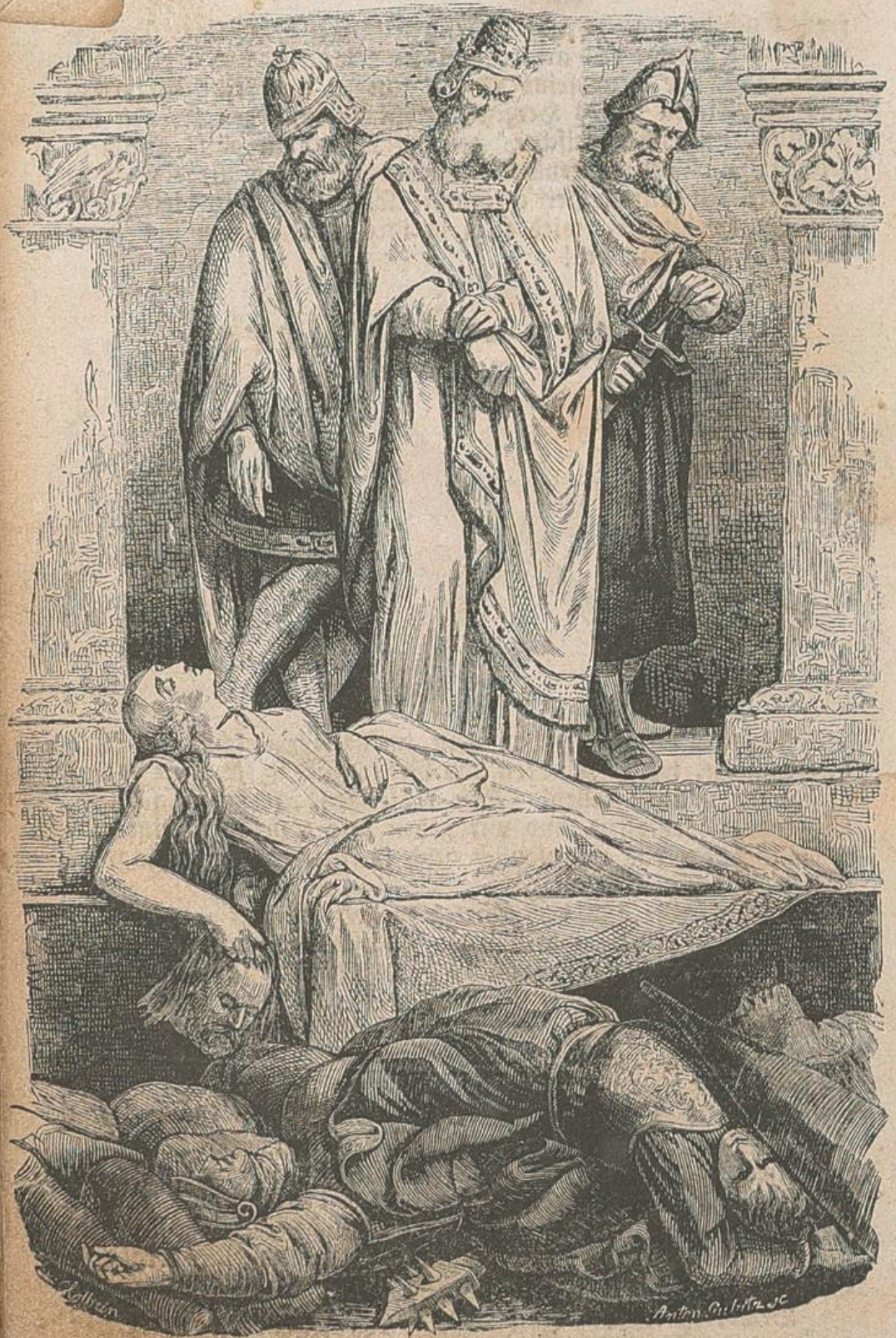
Bungen - Spielerei.

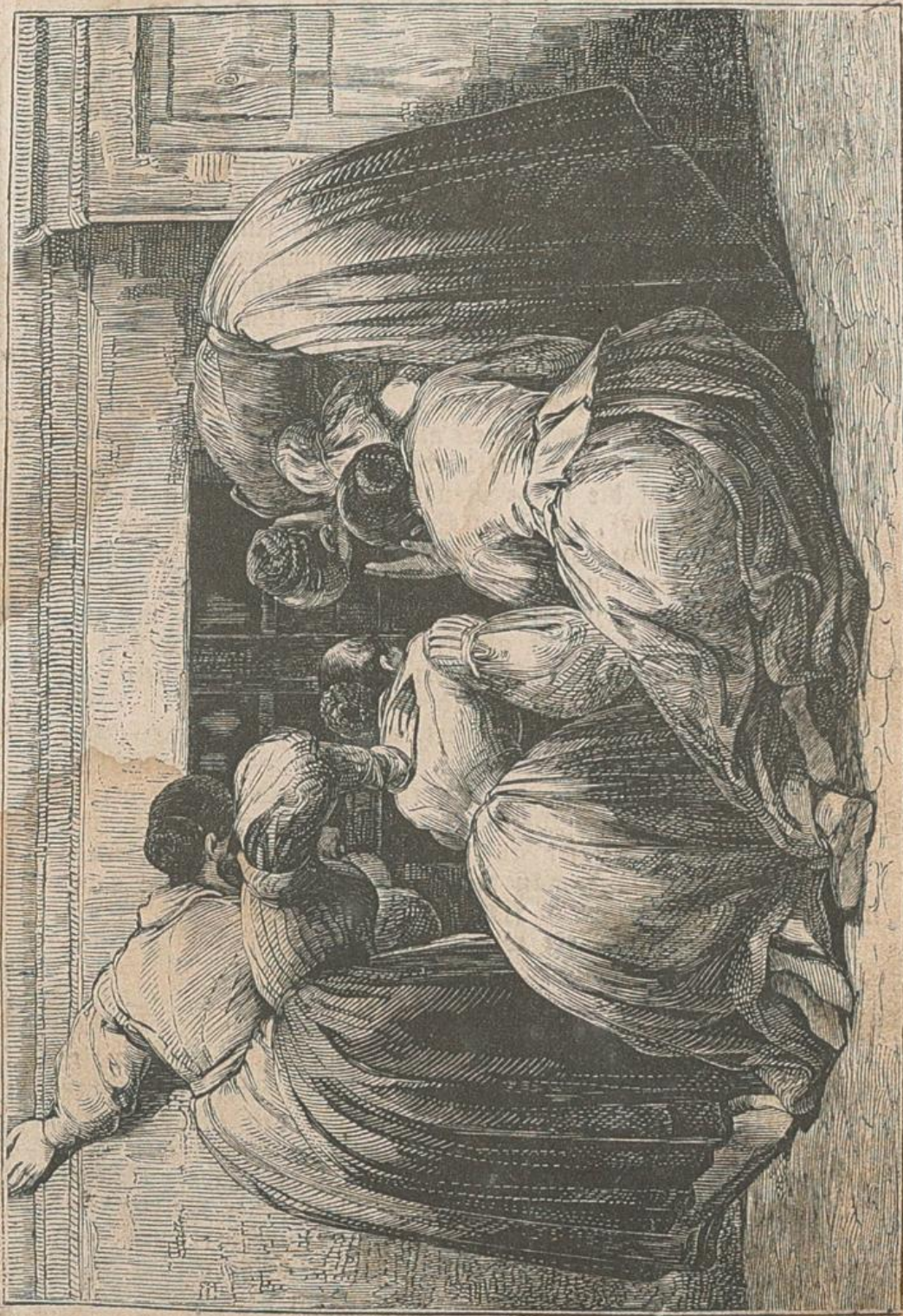


In allen Sprachen hat man ineinander geschobene Sätze und Scherze, welche Kindern das Gedächtniß stärken, die Zunge geläufiger machen sollen. Den redseligen Franzosen fehlt so Etwas am wenigsten, und wir geben hier zum Spaß eines ihrer Stückchen, das wir neulich auch in einer englischen Jugendschrift fanden:

„Ich komme aus dem Garten meiner Muhme — wie schön ist der Garten meiner Muhme! Im Garten meiner Muhme steht ein Baum — wie schön ist der Baum im Garten meiner Muhme! Im Baum des Gartens meiner Muhme ist ein Ast — wie schön ist der Ast im Baum des Gartens meiner Muhme! In dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme ist ein Nest — wie schön ist das Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme! Im Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme ist ein Vogel — wie schön ist der Vogel im Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme! Der Vogel im Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme singt: Sey artig, sey artig! — wie schön singt der Vogel im Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme: Sey artig! sey artig!“

Bemerken wollen wir jedoch, daß dergleichen allenfalls zu ergötzendem Spiel der Kinder dienen dürfte, indem sie Uebun-





Die Neugierigen.

Die Neugier ist eine Tochter der Langeweile, eine Halbschwester der Trägheit und des Müßigganges. Eine schlechte Verwandtschaft, und doch eine so weit verbreitete Familie! Die Alten stellten die Neugierigkeit dar in einem Gewande, das übersät war mit Augen und Ohren, und solche Menschen, die sich aus Schauen und Hören ihre ganze Unterhaltung zusammensetzen, werden auch leicht Alles zusammenbeugen. Nach der griechischen Sage brachte die Neugier, in Gestalt der Pandora, welche die Büchse öffnete, in der alles Unheil verschlossen war, sämtliche Uebel und Krankheiten in die Welt, und wir können noch froh seyn, daß der Deckel wieder zugeschlagen wurde, als nur noch die Hoffnung, das einzige Gute, in der Büchse verblieb; sonst wäre diese auch flüchtig geworden und die Menschen hätten's mit ihr verdorben. Wo es irgend ein Geheimniß giebt, hat die flache Neugier nicht eber guten Appetit und ruhigen Schlaf, bis das Siegel gebrochen und die Geschwägigkeit zu neuer Habe gekommen ist. Wer auf die Neugier spekulirt, hat einen großen Anhang, sey's auch, daß die Sache so ausgeht, wie bei Jenem, der an seiner Bude mit großen Buchstaben die Worte ausstellte: „Hier ist der Teufel zu sehen.“ Man zahlte das Eintrittsgeld und lief hinein; da zeigte der Mann einen Sack und sagte: „Schauens!“ — „Es ist nichts darin!“ war die Antwort, wonach Jener sagte: „Das ist eben der Teufel, daß halt nix d'rin ist!“ — und nun kam die Bitte, es um seiner hungernden Familie willen zu verzeihen, daß er auf solche Weise um ein Almosen anspreche. Da mußte denn die Neugier aus Scham schon wohlthätig seyn! Den Frauen sagt man besonders die Neugier nach, und nicht ganz ohne Grund ist freilich der alte Vers:

„Wenn Jede wie Madame Loth
Ihre Neugier büßte,
Ist's gewiß, daß man vom Salz
Nicht ein Duentlein kaufen müßte.“

Aber es giebt auch der Männer genug, denen die Neugier alle Geschäfte versauert, wobei es wünschenswerth wäre, daß es ihnen ginge wie jenem Gastwirth, der den Gensdarmen, als er einen Gefangenen fortführte, wer weiß wie weit verfolgte, um zu erfahren, was der Mann gethan habe. Endlich zischelte ihm der Gensdarm zu: „Ein schrecklicher Betrug! — er hat Winters hinter dem Ofen Schnee gedörret und ihn nachher als Salz verkauft!“ — Wir haben beide Späße dicht nebeneinander gestellt, um den Frauen, wenn sie mit der Salzsäule geneckt werden, gleich eine Hülfe zu bieten an dem Schneesalze des gefoppten Gastwirths.

Wir sehen da das Bild der Neugier vor uns in fünf Dienstmädchen, die vor einem Kellerfenster eifrigst in ihre Beobachtungen vertieft sind. Vorzeiten waren es hauptsächlich die Brunnen, wo die Mägde sich Alles zutrug, was bei ihren Herrschaften sich begab; jetzt ist's jede Straße, jeder Winkel, und man nimmt sich dazu die gehörige Bequemlichkeit. Dort stehen ihrer drei oder vier, und plötzlich kommt noch eine gelaufen: „Bertha, spüte Dich, Deine Herrschaft wartet!“ — Bertha aber antwortet phlegmatisch: „So, wartet sie? da brauch' ich mich ja nicht zu übereilen!“ — und das ist jener so einleuchtend, daß sie nun auch stehen bleibt, der Unterhaltung mit ihrem Geflätsch fortzuhelfen. — Unsre Dienstmädchen aber sind am Kellerfenster, und was mag sich begeben? Das Bild knüpft sich an eine wahre Begebenheit, die wir erzählen wollen.

In einer Kellerwohnung lebte eine franke Frau, die ein einzig Töchterchen hatte, vom Armengelde und dem Wenigen, was endlich die Tochter mit Nähn und Stricken verdiente. Das Mädchen wuchs heran und ward ganz hübsch und hielt sich sehr gesittet, so daß eine Verwandte, die eben auch nur von der Hand in den Mund hatte, aber recht geschickt war in weiblichen Arbeiten, sie unterrichtete, des Mädchens Arbeiten nun allmählig mehr eintrugen, und sie sich recht reinlich hielt in ihren Kleidern, auch die kleine Wirthschaft mehr in Ordnung brachte. Mit den Dienstmädchen in demselben Hause hielt sie's aber nicht, die ihr deshalb allerlei Spottnamen gaben und das arme Mädchen neckten, wie sie konnten, was manchmal hart zu ertragen war, denn

„Ein Gretchen,

Zwei Mettchen,

Zwei Annen

Können den Teufel aus der Hölle bannen!“

Aber Friederike — so hieß das Mädchen — ertrug Alles geduldig, bis ihr plötzlich vorgeworfen wurde, daß sie sich puzte vom Armengelde ihrer Mutter. Das war freilich eine Lüge, indeß immer schmerzlich. Friederike hielt sich von da an noch zurückgezogener und arbeitsamer; endlich ging sie zum Armen-Vorsteher ihres Bezirks, ihm anzuzeigen: daß sie ihre Mutter jetzt ernähren könne, und diese auf das Armengeld Verzicht leiste. Das war dem Mann noch nicht vorgekommen, es überraschte ihn, doch mußte er, seiner Pflicht gemäß, Friederiken erwidern, daß die Mutter Jahrelang Unterstützung genossen habe und dem Recht zufolge dereinst ihr ganzer Nachlaß der Armen-Verwaltung zufalle. Die gute Tochter erklärte: nach und nach schon jetzt Alles ausliefern zu wollen, was ihrer Mutter geböre. Der Armen-Vorsteher machte seinen Bericht und die Sache sprach sich herum, so daß an der Tafel einer Fürstin von dem Mädchen die Rede war. So wurde ein Polizei-Beamter beauf-

trägt, über Friederiken Erkundigungen einzuziehen, und da diese sehr günstig ausfielen, machte die Fürstin sie zu ihrer Kammerjungfer. — In diesem Augenblick, wo die Mädchen vor dem Fenster sich versammelten, wissen sie, daß der Polizei-Beamtete in die Keller-Wohnung eingetreten ist und sie denken sich nichts Anderes, als daß die „hochmüthige Mamsell“ in irgend eine bedenkliche Lage gerathen sey. Sie hatten indeß den Verdraß, innen nur dankbare Freude wahrzunehmen, und da der Polizei-Beamtete die Neugierigen wohl bemerkt hatte, trat er hinaus und verkündete ihnen das, was ihnen etwa entgangen seyn könnte, nicht ohne einige Redensarten, welche bewirkten, daß die Neugierigen beschämt davonschlichen.

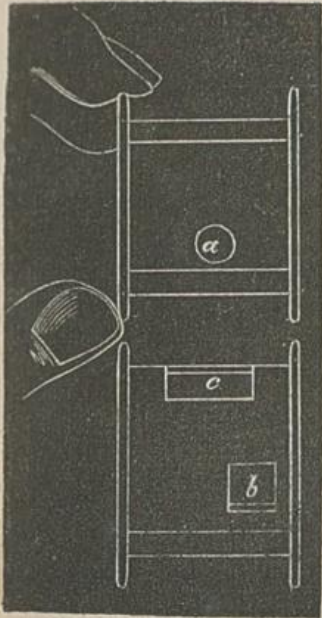
Friederike ist jetzt die glückliche und brave Frau des Kastellans im Palais jener Fürstin und ihre, sich viel besser befindende Mutter sieht man bei schönen Sommertagen oft in einem kleinen, freundlichen Garten, der zur Kastellans-Wohnung gehört. — Was aus den bössartig Neugierigen geworden, wollen wir nicht weiter verfolgen, aber viel gebessert haben sie sich bisher noch in keiner Hinsicht.

M e s s - I n s t r u m e n t,

zur Bestimmung der Höhe von Bäumen, Gebäuden
und andern Gegenständen.

Dies Instrument, von John Sang erdacht, wurde an einigen Häusern und Bäumen geprüft, und gab ihre Höhe, besonders die der Häuser, mit großer Genauigkeit an. Seine Behandlung scheint etwas schwer, nach wenigen Versuchen jedoch verlieren sich alle Schwierigkeiten. Das Verfahren ist folgendes: Mit Hülfe eines kleinen Hakens befestige man das Ende eines Zwirnfadens an den Baumstamm, und zwar genau in der Höhe des Auges des Beobachters vom Boden. Nun entferne man sich vom Baume und lasse den Zwirnfaden so lange sich abwickeln, bis, unter Anwendung des Instruments, der Wipfel des Baumes und das Ende des Fadens ganz dicht bei einander erscheinen. Addirt man jetzt die Höhe des Beobachters zu der Länge des Fadens, so giebt diese Summe die Baumhöhe an. Es bleibt jetzt nur noch die Schwierigkeit, das Bild des Baumgipfels in dem Instrumente aufzufangen; dieser Umstand erfordert nur wenige Versuche, und wer mit dem Gebrauch des Sextanten vertraut ist, wird sich sogleich zurecht finden. Man fasse das Instrument an einem seiner geränderten Enden und nehme sich in Acht, daß die Finger nicht über eines der Löcher zu liegen kommen, oder daß der Putrand etwa

Fig. 1.

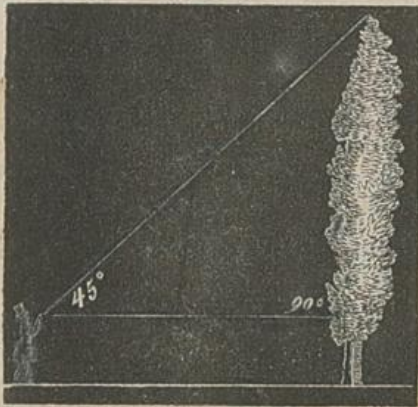


im Wege stehe. Darauf lege man das

Auge auf ein rundes Loch a, Fig. 1, und sehe in der Richtung nach einem kleinen viereckigen Loche b hindurch, wobei man das Instrument so hält, daß die Linie, welche a und b vereinigt, horizontal liegt, während das größere viereckige Loch c dem Himmel zugekehrt ist. Man wird nun irgend ein Objekt direkt durch das kleine Loch, zugleich aber auch das Bild irgend eines andern Objectes wahrnehmen, von welchem die Lichtstrahlen in die weite Oeffnung fallen und nachdem sie durch zwei innen angebrachte Spiegel reflektirt worden sind, in's Auge gelangen. Fallen nun irgend zwei Objekte, welche im Auge unter einem Winkel von 45 Grad von einander absteigen, z. B. das mit dem Auge

des Beobachters in einer horizontalen

Fig. 2.

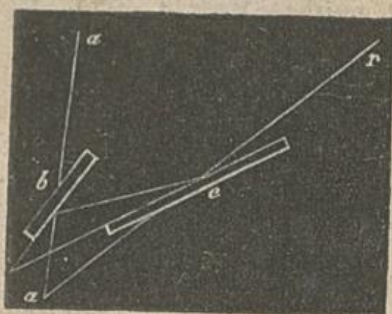


Linie liegende Faden-Ende und der Baumgipfel (Fig. 2.), durch das Instrument betrachtet, scheinbar zusammen, so ist der Abstand des Auges von dem Baumstamme genau gleich dem Abstände des Faden-Endes von dem Baumgipfel, vorausgesetzt, daß der Baum gerade gewachsen ist. Man wird leicht bemerken, daß die Genauigkeit der Messung vom senkrechten Wuchs des Baumes abhängt. Bei abhängigem Boden muß der Messende in solcher Richtung von dem Baume ausgehen, daß die Fadenlinie perpendicular auf dem Stamme steht; dies kann übrigens

hinreichend genug durch das Augenmaaß bestimmt werden, um die Höhe selbst eines sehr hohen Baumes mit ziemlicher Genauigkeit zu ermitteln. Die Höhe von Häusern wurde bis auf den Zoll genau angegeben, ein Resultat, welches in Betracht ihrer vollkommen aufrechten Stellung über einem vollkommen ebenen Hofraum nicht zu bezweifeln war.

Das Princip des Instruments ist sehr einfach; es stimmt mit dem des Sextanten oder Quadranten genau überein, nur daß die Spiegel, anstatt beweglich zu seyn, unter einem gewissen Winkel befestigt sind. Das Auge befindet sich in a,

Fig. 3.



als der Neigungswinkel der Spiegel; er bleibt constant, wie

Fig. 4.

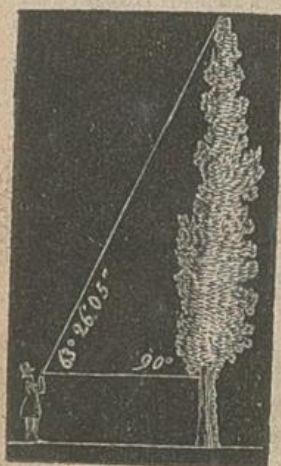
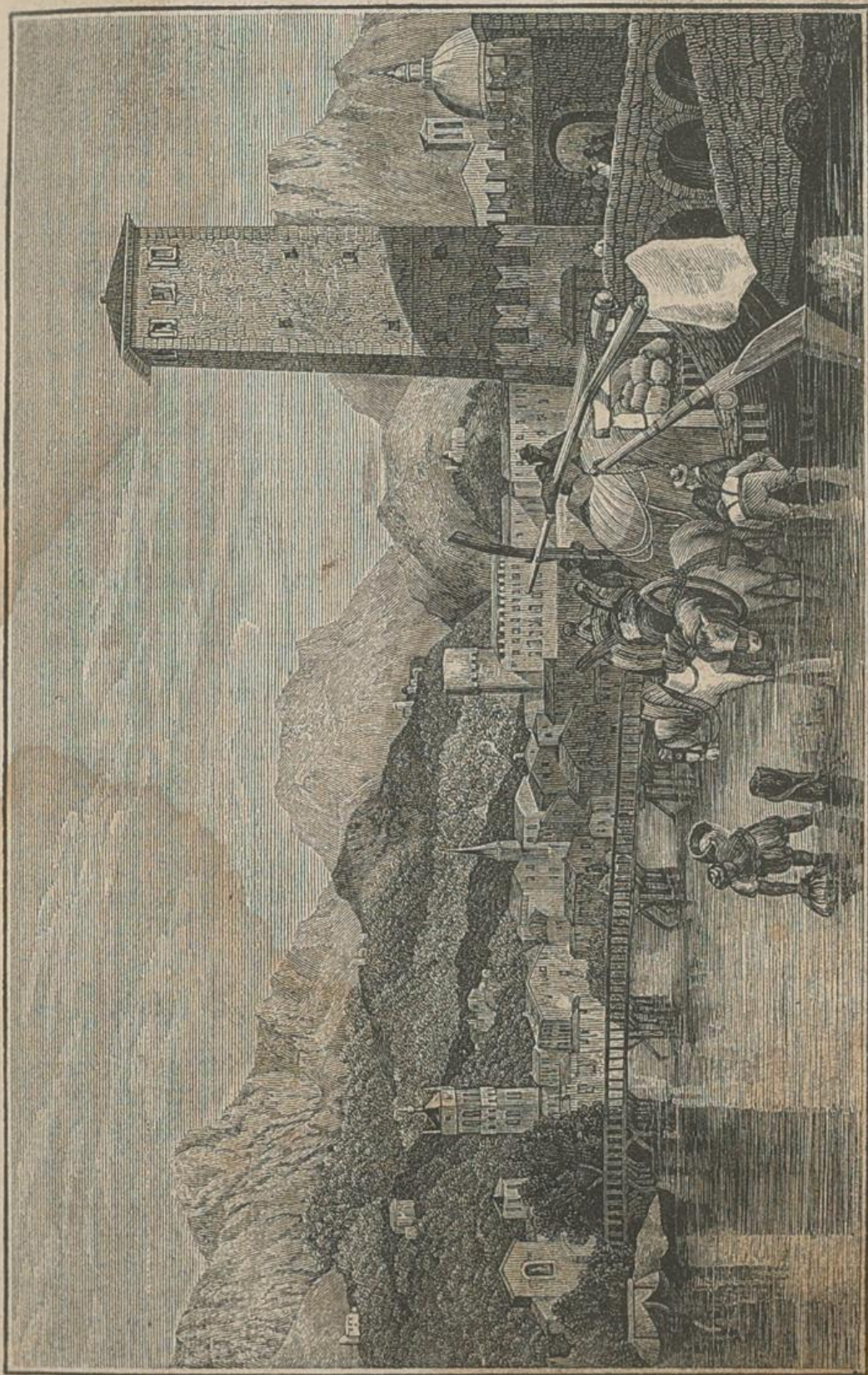


Fig. 3.; b ist ein theilweise belegter, und c ein größerer, ganz belegter Spiegel. Ein auf den Spiegel c fallender Lichtstrahl r wird von demselben in der Richtung b a in's Auge zurückgeworfen; zugleich gelangt aber auch ein anderer Lichtstrahl von einem Objekte c direkt, ohne reflektirt zu werden, ins Auge. Nach den Gesetzen der Reflexion ist der Winkel r a c doppelt so groß, als der Neigungswinkel der Spiegel; er bleibt constant, wie man auch das Instrument in der Ebene der Objekte bewegen möge, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man das Licht einer Kerze in dem Instrumente auffängt, und das letztere in der Ebene seiner Ränder bewegt. — In einem dichten Gehölz, wo der Messende nicht Raum genug hat, um sich so weit von den Bäumen entfernen zu können, als sie hoch sind, hilft man sich dadurch, daß man ein anderes Instrument sich verfertigt, in welchem die Spiegel unter einen Winkel von $63^{\circ} 26' 05''$ zu einander gestellt werden. So findet sich dann, daß die Höhe der Bäume gleich der doppelten Länge des Fadens + der Höhe des Beobachters ist (siehe Fig. 4.).

C r i e n t.

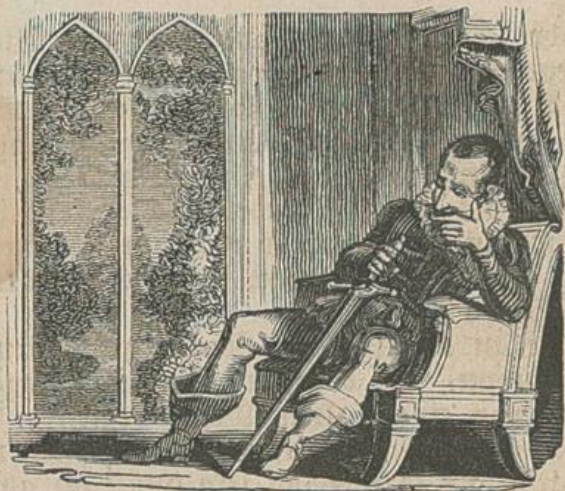
Diese Stadt Tyrol's liegt in einem Thal an der Etzch, über welche hier eine 146 Schritt lange Brücke führt. Die landschaftliche Umgebung ist reich und schön und auf den Weinbergen in der Nähe sind manche hübsche Landhäuser erbaut. Das Innere der Stadt könnte, wenn der rechte Sinn für Verbesserungen da wäre, noch freundlicher sehn und der so angenehmen Lage mehr entsprechen; indeß sind die Spuren der ehemaligen bischöflichen Regierung noch bis auf unsre Zeit wahrzunehmen, obwohl dies Besitztum seit 1803 ein weltliches geworden und seit 1814 unter Oestreich's Scepter die Einwohner, die man auf 12,000 und darüber anlebt, sich friedlich mit ihrem Vortheil und ihrer Behaglichkeit beschäftigen konnten. Arm ist die Stadt nicht, denn es geht ein lebhafter Handel von ihr aus; man treibt da besonders Seidenweberei, und die Hausfrauen verbrauchen zum Nähen manche Seidenfaden,



ohne vielleicht zu wissen, daß sie von Orient kommen. Die Kathedrale ist ein merkwürdiges Gebäude und in der Kirche Santa Maria Majora zeigt man ein Gemälde, auf welchem die namhaftesten Mitglieder des Conciliums von Orient abgebildet sind. Dies Concilium wird das Tridentinische genannt (denn im Lateinischen heißt die Stadt Tridentum), und es gab dem Orte, wo es abgehalten wurde, in der Weltgeschichte seine hauptsächlichste Wichtigkeit. Die Reformation hatte ihre Macht dargethan, aber der Kampf gegen ihren Einfluß war im Gange und jenes Conciliums Zweck sollte seyn, von den Protestanten die Rückkehr zur katholischen Kirche zu erzwingen. Doch Jene erkämpften sich den Passauer Vertrag (1552) und auf dem Reichstage zu Augsburg (1555) die Artikel, welche den Religionsfrieden aussprachen. Das Tridentinische Concilium, sich vom Jahre 1545 bis 1563 bei mehreren Unterbrechungen hinziehend, hatte seine eigentlichste Aufgabe verfehlt, und die Artikel, die endlich hastig genug festgesetzt wurden, haben zwar in der katholischen Kirche selbst Manches näher bestimmt, übrigens aber auch die Keime gepflegt zu den steten Zwistigkeiten, die nur durch Anerkennung gleicher Rechte in gleicher Duldsamkeit geschlichtet werden können. Ist nun Orient den Katholiken ein wichtiger Ort, ist er's den Protestanten, welche allerdings mit vollem Grunde dies Concilium gänzlich verwarfen, doch auch insofern, als aus den dort entstandenen Artikeln eine Befestigung der Unduldsamkeit hervorging, die schmerzlicher Weise einer rechten Einigung der Deutschen aus Herz und Seele noch immer entgegensteht. Wir wollen nicht an der Möglichkeit zweifeln, daß von dem in dieser Hinsicht so historisch wichtigen Ort dereinst ein vollständiger Versöhnungs-Akt ausgehen könne, und statt des frevelnden Rufes, womit damals das Tridentinische Concilium schloß, der ertöne: Segen und Eintracht allen Christen!

Das Märchen vom Sack.

Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte auf seiner stattlichen Burg Ritter Otto von Ebeleben und hatte der Besitzthümer mehr noch in Thüringen. Er war ein junger, wohlwollender Herr, der gar bald lustige Freunde um sich sah, die ihm viel von seinem Gut abnahmen und verzehrten, so daß er zwei Herrschaften schon verpfändet hatte und nur noch die dritte sein nannte. Da merkte er nun wohl, daß seine Freunde schlimme Feinde waren, und des wüsten Lebens satt, wußte er sich doch nicht zu beschäftigen; denn er verstand nur zu turnieren und zu jagen, was ihm, da er jetzt in sich schaute, nirgends genügen wollte. So saß er grämelnd oft auf seiner



Burg und sann, bis ihm endlich einfiel, er wolle ein Berggräber werden und mit den Schätzen der Erde seine verpfändete Habe wieder einlösen. Er ging spähend zu Wald und Berg und schlug eines Tages mit dem Schwerdt an das Geklüst einer Höhle, zu der er eingedrungen, zuvor aber Büsche und Schlingkräuter, die ihm den Weg erschwerten, zerhauen hatte. Da sah er sich plötzlich rings von mürrischen Zwergen umstanden und deren König redete barsch, wie er's eben vermochte, ihn also an: „Wer gab dir das Recht, mein Reich zu schänden?“ Ritter Otto antwortete etwas mürrisch, und zeigte Lust, sich der Zwerge mit dem Schwerdt zu erwehren; diese nun umdrängten ihn bei schallendem Gelächter und er fühlte mit einem Mal so große Last auf seinen Schultern, daß ihm das Schwerdt entfiel und er sich nicht zu rühren vermochte, wonach der Zwerg-König sprach: „Wohl weiß ich, daß du gern arbeiten und schaffen möchtest und doch an Ungeschick leidest. Mich ebrlich zu rächen für den mir zugesügten Frevel, beglück' ich dich damit, daß du fortan diesen schweren Sack tragest und mit ihm die Länder durchpilgerst. Er enthält Alles, was die Welt begehrt und du kannst, die Last dir zu erleichtern, Jeden herausholen lassen, was er sich wünschet. Entledigt wirst du seiner jedoch nur, wenn du dich selbst siehest, gewünscht von dem, was du wünschest.“ Und mit abermaligem Gelächter trieben die Zwerge ihn hinweg aus der Höhle, und der Ritter, kaum seiner Sinne mächtig, keuchte mit der Last davon. Jener Worte eingedenk, sprach er nun Alle, die ihm begegneten, an, daß sie ihrer Herzen Wunsch sich erfüllen möchten mit einem Griff in den Sack. Da nahmen Ritter und Religiöse sich Turnierpreise und Ehrenzeichen heraus; Mönche Krummstab und Bischofsmütze; Studierende den Doktorhut, Geizige Gold, Weiber Puz und Liebeszeichen, und fast immer waren es Eitelkeit und Habsucht, welche die Wünsche erregten.

Der Ritter aber erkannte mehr und mehr das Richtige in der Menschen Begehren, und wenn auch die Last durch Gewohnheit und die Begier der Andern sich schwächte, ihm ward innen nicht leichter, obwohl er doch, wenn er am Tage durch die Macht seiner Verzauberung umgetrieben worden, auf minder weicherem Lager als sonst stärkenden Schlaf fand. Weiter und weiter zogen ihn indeß Wehmuth und unerklärbare Sehnsucht, und sie legten über seine männlich schönen Gesichtszüge immer mehr der duldsamen Milde.

So war er an die Ufer des Neckar gekommen und in die Nähe von Heilbronn. Da begegnet ihm eines Tages im Walde ein Mägdlein, von einem alten Diener begleitet, und wie er ihr auch wollte seine Zauberwaaren empfehlen und auf sie hinschaute, war's, als spreche ihn sein Glück an aus diesen Zügen; doch verschloß es ihm fast die Lippen, und er sagte endlich nur: „Gelobt sey Jesus Christ!“ — wonach die Jungfrau verschämt und leise erwiderte: „In Ewigkeit, Amen!“ — Und nun ging sie und suchte heilende Kräuter, welche der alte Diener dann trug. Nächsten Tages war Ditto wieder an derselben



Stelle und so Tag für Tag, und die Jungfrau kam auch und grüßte ihn züchtiglich. Er weilte dann, seine Last stützend, gedankenvoll in ihrer Nähe und wußte sich selbst nicht zu verstehen; wenn aber das Mägdlein ausblieb, schien ihm auch der letzte Muth gesunken. Und einmals sprach ihn der alte Diener an und da bat ihn Otto: er möge nach seines Herzens Gelüsten sich eine Gabe aus dem Sacke nehmen. Der Alte griff hinein und zog einen festen Stab heraus, an welchem als Knopf ein schönes Engelstöpflein geschnitzt war, freute sich auch dessen überaus, indem er sagte: daß er solch eine feste Stütze für seine letzten Jahre sich gewünscht habe und sie sehr wohl brauchen könne. Von dem dankbaren und geschwägigen Diener erfuhr nun Otto, daß Beata die einzige Tochter des berühmten Doctors von Alringer in Heilbronn und selber sehr in Wissenschaften eingeweiht, auch an Frömmigkeit ein wahrhaftes Kind Gottes sey, wonach dem trübseligen Ritter das Herz aufging und er die Bitte nicht verbarg, daß Beata von ihm auch eine Gabe nach ihrem Wunsch empfangen möge. Der Alte schmunzelte und meinte: es würde sich ja süßen. Er mochte wohl der Jungfrau ein gut Redens von dem wunderbaren Manne gemacht haben, der aller Menschen Wünsche bei sich führe; denn nach ein Paar Tagen jögerte die Jungfrau, an Otto vorüberzugehen, so daß dieser endlich mehr mit Zeichen als Worten sein Anliegen kund gab. Gesenkten Blickes streckte sie ihre schöne Hand aus und zog sich — das getreue Bild des Ritters Otto von Ebeleben; da war im Nu die Last von ihm genommen und heilige Töne umklangen ihn, daß er tief bewegt der Jungfrau zu Füßen sank. Die aber stand hocherglüht und bebend vor ihm, bald das Bild, bald ihn betrachtend, und als der Ritter nun endlich Fassung gewonnen, erzählte er Beaten, was ihm früher und mit den Zwergen geschehen, daß nun Beide erkannten, wie das Walten Gottes sie zu einander hingezogen, und bald führte der glückliche Ritter Beaten von Alringer als Hausfrau heim nach seiner Burg.

Wie ein anderes Leben war nun da! Beata brachte viel des Wissens mit und Otto war voll Freudigkeit als ihr gelehriger Schüler; die Schätze des Geistes thaten sich ihm auf und seiner Wißbegierde ward die Zeit immer kürzer und viel zu kurz. Er lernte sein Gut geschickt verwalten, so daß ihm der Boden zehnfältig zurückgab, was er ihm als Saat anvertraute; nach wenigen Jahren schon lösete er, voll des heißen Dankes für das errungene Glück, die verpfändeten Herrschaften ein und seinen Kindern gab er noch reichere Güter, indem er sie lehrte, das Glück aus sich selbst in der schaffenden Thätigkeit zu finden. — Das ist der wahrhaft dauernde Inhalt des Lebens, und wer ihn nicht zu erkennen und zu fassen vermag, der bleibt ein Sackträger bis an die Schwelle seines Gra-

des, ohne daß er weder die Wünsche Anderer, noch seine eigenen zur Erfüllung bringen kann.



Das Leibgericht.

Eine preussische Armee war gegen die Franzosen zu Felde gezogen — es war im Jahre 1792 — und am Rhein wollte man den Franzmännern entgegentreten. Es ging mitunter gar scharf her, und manche gute Preußen fanden da ihr Grab. Etwa nach Jahr und Tag bließ es in Berlin: Es würden noch einige Regimenter nachmarschiren; Freiwillige könnten den Feldzug mitmachen, die aber bereits zwanzig Jahre gedient haben, sollen daheim bleiben. — Diese Ordre kam denn auch an ein Pommersches Regiment. In diesem Regiment diente nun Friedrich Knurring, ein alter Schnurrbart, der bereits neunzehn Jahre die Muskete als ein recht ehrlicher Preuße getragen, weshalb er auch bei allen seinen Offiziers, und namentlich bei allen Hauptleuten, die er gehabt, nicht minder beim Regiments-Commandanten gar wohl angeschrieben stand; und weil der alte Schwerin sein Abgott war, von dem er Manches gehört und gelesen hatte, und immer gern nur von diesem erzählte, so nannte man ihn beim ganzen Regimente immer den „alten Schwerin.“ Unser Schwerin — so bleibe er auch in der Erzählung genannt — hörte also die Ordre mit verlesen, und dachte sich dabei das Seinige. Da trat der alte Obrist auf ihn zu, zupfte ihn am Wandeltier und sprach: „Nun, Du alte Excellenz, was wird's denn mit uns werden? Ich selbst kann nicht mit, ich bin zu alt und zu dick, als daß man mich brauchen könnte — und Du wirst wohl auch lieber bei Deiner Frau und Deinen Jungens bleiben; hast übrigens nun auch neunzehn Jahre und drei Monate und zwölf Tage gedient — nicht wahr, wir lassen unsere Kameraden marschiren, und bleiben zu Haus? — Komm Du nur manchmal zu mir, da wollen wir von unsern vorigen Thaten reden.“

Da hätte man aber den alten Schwerin sehen sollen! Das Gewehr ergreifend und sich hoch aufstreckend, ließ er sich also vernehmen: „Halten's zu Gnaden, Herr Obrist, ich müßte mich

für einen Schuft halten, nicht für einen ehrlichen Preußen, wenn ich der allergnädigsten Ordre nicht folgen und meine Zeit nicht ausdienen wollte; — lassen Sie mich nur mitmarschiren — ich werde schon meinen Mann stellen, und einem Franzosen eins auf die Müze brennen; — ich bleibe nicht daheim — und wenn sie mich todt schießen, je nun, da wird mein allergnädigster König wohl sorgen für meine zwei Buben, die es ohnedem nicht erwarten können, das Feldzeichen zu tragen — ich marschire mit!" — „Das ist brav, alter Schwerin!" rief er frent der Obrist, der sich zur Seite wendete, in die Tasche griff und eine wohlgefüllte Börse in Schwerin's Patronentasche steckte.

„Na, Jungens, Morgen um die Zeit bin ich schon ein ziemlich Stück Weges von Euch — höre, Mutter, das sage ich Dir, laß mir die Jungens hübsch ordentlich in die Schule geben, daß sie nur recht schreiben und rechnen können; ich habe deshalb schon mit dem Schulmeister geredet, daß er das Seinige thue — und — nun, was flennt Ihr denn? — Laßt das unterwegs — Soldaten und Soldatenweiber und Soldatenkinder dürfen nicht weinen! — Laßt mir doch meinen Willen, und mich mitmarschiren, ich möchte so gern auch das schöne Rheinland sehen." — So sprach der alte Schwerin zu seiner Frau und den zwei Jungen, Friedrich von vierzehn, Wilhelm von bald dreizehn Jahren, als er mit ihnen zur letzten Abendmahlzeit vereint war, bei welcher eine Schüssel Kartoffeln das einzige aber Hauptgericht war. — „Ich will mir's zum letzten Mal", setzte er hinzu, „hier noch recht gut schmecken lassen; wer weiß, ob mir wieder welche so bald vor den Schnabel kommen — denn draußen am Rhein und bei den Franzosen sollen die Kartoffeln rar seyn. Ich werde mich wohl manchmal nach einem solchen Gericht sehnen, jedoch will ich mir in meinem Tornister ein Leibgericht mitnehmen."

Der Morgen graute kaum, da schritt Schwerin dahin, der nahen Garnisonstadt zu. Mutter Martha schied an der Ecke des Gärtchens schon von ihm, die Jungens aber trollten eine ziemliche Strecke weiter mit, und wären am liebsten wohl bis an den Rhein gelaufen, wenn nicht der Vater gesagt hätte: „Na, Ihr guten Jungen, geht wieder heim zur Mutter, und folgt ihr, geht aber auch fleißig zur Schule! — Denkt hübsch an mich und betet für mich — laßt Euch auch die Kartoffeln immer recht wohl schmecken — und auf ein frohes Wiedersehen — na, Gott behüt' Euch, Ihr lieben Buben!" — Still und traurig schlichen die armen Jungen heim, sich wohl hundertmal, bis er hinter einer Wald-Ecke verschwand, nach dem Vater umsehend, der wacker vorwärts schritt, oft die Wimpern sich wischte, bald aber seinen Stummel hervorlangte und den Berliner Knaster dampfte.

Der Mutter Anna und ihren Jungen wollte das Mittagsso wie das Abendessen, nämlich ein Gericht Kartoffeln, nicht

recht schmecken; und wenn die Mutter die dampfenden Knollen in die große hölzerne Schüssel schüttete, denen die immer hung- rigen Buben lungernd entgegen sahen, da hieß es jedes Mal: „Ach, wenn der Vater mitessen könnte! wo wird er denn jetzt sehn?“ — „Et ja wohl“, sprach Wilhelm dazwischen, „wenn er doch mit da wäre!“ Friedrich aber sprach nichts dazu.

Es waren bereits acht Wochen vorbei, der Vater mußte wer weiß wie weit schon den Franzosen entgegen sehn, und zu Hause war die Kartoffel-Ernde gekommen. Einen so reichen Segen wie hener hatte die Mutter Martha noch nicht geerntet, denn der sogenannte Keller faßte ihn nicht, und sie mußte ihn da und dort zu verwahren suchen. — „Ach, wenn doch der Vater da wäre!“ sagte die Mutter, und Wilhelm that des- gleichen, indeß Friedrich gar nichts dazu sprach, aber wie nachsinnend den Segenshaufen betrachtete, es sich's jedoch zum täglichen Geschäft machte, in den Kartoffeln herumzusehen und sie in verschiedene Sorten zu bringen. Wenn die Mutter ihn fragte, was er sich denn so viel mit den Kartoffeln zu schaffen mache, da er sich ja sonst nicht darum bekümmert habe, erwie- derte Friedrich: „Ich will nur die heraussuchen, die so recht rund, nicht zu groß und nicht zu klein sind, so recht dünnschä- lig, die leicht auffspringen, wie sie der Vater so gern ißt; ich will sie ihm heraussuchen und aufheben.“ — „Ach, Du albernes, gutes Kind!“ sprach die Mutter.

„Wo ist Friedrich?“ fragte nach einigen Tagen die Mutter, als sie früh, wie sie es immer zu thun gewohnt war, soaleich beim Aufstehen in die anstoßende Kammer trat, um die Kinder zu wecken. Friedrichs Lager war leer, doch war es zu ersehen, daß er in demselben gelegen hatte. „Wilhelm, wo ist Friedrich? Sollte er denn so zeitig in die Schule gegangen sehn?“ — Man nahm dies an, und die Mutter war weiter nicht besorgt. Aber sie ward es, als Wilhelm mit der Meldung aus der Schule kam, daß Friedrich nicht da gewesen sey. „Ach, das Angstkind!“ rief die erschreckte Mutter; „mir ahnt, was er wird unternom- men haben — ach, der böse, der leichtsinnige Junge ist gewiß dem Vater nachgelaufen, um ihm sein Leibgericht zu bringen — das gute Kind, ach welche Gefahren werden es treffen — ach, der böse, liebe Junge!“ — Die hellen Thränen rannen aus der Mutter Augen, es waren Thränen des Kammers, und gleich- wohl auch Thränen der Rührung und Freude. Sie suchte in der kleinen Lade, welche der Kleiderschrank der Kleinen war, und sie vermischte Friedrichs Sonntagjacke und Sonntagshosen: auch hing die Feldmütze des Vaters, die der Mutter Schneiderei- Kenntniß zu einer stattlichen Mütze für Friedrich umgestaltet hatte, nicht an dem gewohnten Nagel; ferner bemerkte sie bei ihrem Spähen im Kartoffelloorrathe, daß von dem Häuflein, das er so sorglich ausgelesen hatte, ein ziemlicher Theil fehlte. „Ja

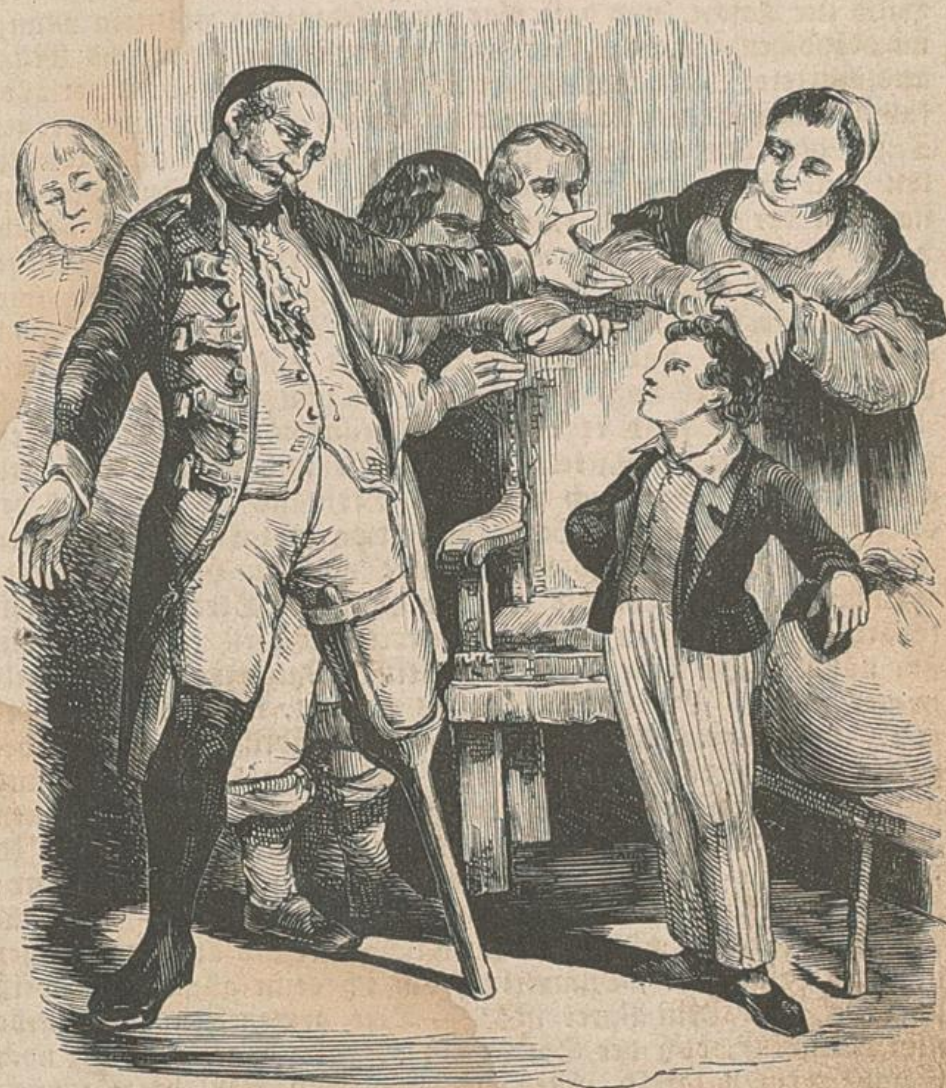
ja, es ist nur zu gewiß, daß der arme Junge dem Vater nachgelaufen ist!" rief die Mutter, und fragte Wilhelm: ob ihm denn der Bruder gar nichts von seinem Vorhaben offenbart habe; doch dieser versicherte ein offenes Nein. Hierzu kam am Nachmittage eine Befreundete in's Haus, die mit der Frage eintrat: „Wo hast Du denn Deinen Friedrich schon an so frühem Morgen hingeschickt, und was trug er denn so schwer? Als ich heute früh, es mochte etwa drei Uhr seyn, von der kranken Lise kam, sah ich ihn weit draußen vor'm Dorfe an der Holz-Ecke hingehen, ich rief ihm zu: wohin er wolle, aber er hörte entweder meinen Ruf nicht oder wollte ihn nicht hören, denn ganz eifertig schritt er vorwärts.“ — „Nun, so mag ihn der liebe Gott auf seinem weiten Marsche schützen; ach, wenn er nur glücklich zum Vater kommt!" rief gefaßt die Soldatenfrau. Sie gewöhnte sich nach und nach an Friedrichs Abwesenheit.



Seht denn nun unsern Friedrich auf seinem Berufswege, wie er selbst ihn nannte; darum schritt er so heiter und froh dahin, denn er wollte zum lieben Vater, um ihm eine Freude zu machen. Auf einer alten veräucherten Karte von Deutschland, die dem Herrn Schulmeister gehörte, hatte er so ziemlich herausgefunden, wo Frankreich und der Rhein lägen; er hatte mittelst eines Lineals sich eine Linie gezogen, die er würde gehen müssen; er hatte sich auf ein Stückchen Papier, das er aus seinem Schreibebuche geschnitten, die Städte geschrieben, durch die ihn sein Weg führen werde. Wohl wußte er, daß er in etwa drei oder vier Tagen nicht zu seinem Vater kommen werde, aber das kümmerte ihn nicht, denn er meinte, er werde doch hin kommen. Auch hatte er nicht den geringsten Reisepfennig, denn er dachte: wozu brauche ich Geld? ein Stückchen Brod giebt mir ja Jedermann, Wasser finde ich auch überall, und ein Nachtlager giebt's ja wohl in einem Schuppen oder auf einem Heuboden, wo man mir gewiß ein Plätzchen verstatten wird. Alles das machte ihm nicht die geringste Sorge, und er freute sich nur auf den Augenblick, wo ihn sein Vater sehen und große Augen machen werde, wo doch sein Friedrich mit dem Leibgericht herkomme!

Der rüstige Bursche hatte wahrhaftig am ersten Tage einen Weg von sechs Meilen zurückgelegt, da trugen ihn seine müden Beine nicht weiter, überdem ward es dunkel. Er lugte umher, zu erspähen, wo er seine müden Glieder hinstrecken könne; hungrig war er nicht, da eine Bauerfrau ihn vor einigen Stunden mit einem tüchtigen Brodstück erfreut hatte, aber ein Obdach wünschte er, da eine kühle Herbstnacht hereinzukommen schien. Jetzt sah er in der Ferne ein Licht schimmern, dem er folgte, und das ihn in ein Dorf führte, und bald auch in ein Wirthshaus, in welchem es laut zunging, da der Gäste viele darin waren, die beim Glase und Spiel sich vergnügten. Friedrich trat still ein, nahm schüchtern sein Plätzchen auf der breiten Ofenbank; die Last von seinem Rücken nehmend und sie sorglich neben sich behaltend, harrte er eines Weiteren. Da trat die dicke, freundliche Wirthin, die ihn gewährte, zu ihm, und fragte: wer er sey, woher er käme, wohin er wolle. Recht treuherzig erzählte der Befragte. Die Fragerin schien erstaunt zu seyn, wendete sich aber bald von ihm, und an einen Tisch hin, an welchem Spielende und Trinkende saßen. „Was?“ riefen mehrere Stimmen, „was? den Jungen muß ich sehen!“ — Da trat (Friedrich erschrock fast) ein baumlanger Mann, mit einem eisgrauen Schnurrbart, mit einem eisgrauen, fast fahlen Kopfe, und mit einem hölzernen Beine auf den Bankfüßer zu, und schnurrte ihn an: „He, Junge, wer bist Du? wohin willst Du? was trägst Du bei Dir?“ — Der Erschrockene erzählte, er erzählte ausführlich, auf gar viele Fragen gab er hinreichen-

den Bescheid. Alle in der großen Stube Anwesende hatten sich in einem weiten Kreise um den Ankömmling gestellt, und sahen unverwandten Blickes auf ihn hin; dabei herrschte während des Erzählens des Kleinen eine Stille in dem weiten Raume, die gegen das vorige Getöse gar sehr abfiel.



Da trat (Friedrich erschrock wieder) der alte Stelzfuß auf ihn zu, faßte den Jungen beim Kopfe, drückte ihn an seine alte Soldatenbrust, so daß Friedrich sein Gesicht von des alten Soldaten Zähnen genäßt fühlte, und rief: „Poy Bomben und Granaten, Du bist ein echtes Soldatenkind — bist ein braves Kind — ich kenne Deinen Vater, den alten Schwerin, gar wohl — wie, so was! — nun, aus Dir wird einmal ein braver Preuße — he, Wirthin, das sage ich Dir, gieb dem braven Jungen zu

essen und zu trinken, pflege ihn — nein, so was lebt nicht! — Se, Ihr Alle mit einander, den kleinen Kameraden dürfen wir nicht im Stiche lassen!"

Jetzt nahm der alte Kriegsheld sein Käppchen vom fahlen Scheitel, und hielt es als wie zur Einladung Allen hin, die dicht um ihn herum standen. Und siehe, männiglich führte die Hand zur Tasche, und bald war ein ansehnliches Häuflein Münze im Käppchen, welches der alte Stelzfuß in Friedrichs Mütze ausschüttete. Die gemüthliche Wirthin, die es nicht unterlassen konnte, den kleinen Wanderer zu herzen, zog ihn zum großen Tische hin, den die Trinkenden wieder einnahmen, und erquickte ihn mit einem gar reichlichen Trübisch. Am nächsten Morgen, nachdem der Pilger in einem weichen Bette recht wohl gerubt hatte, that die Gute noch mehr, denn sie verwandelte die Münze, der sie selbst noch ein Ansehnliches hinzugefügt hatte, in zwei harte Thalerstücke, die sie noch dazu in den Bund seiner Pöschchen einnäbete, und ihn außerdem mit einem Trübisch versah, der ihn auf zwei Tage vor Hunger zu schützen vermochte.

Späterhin fand er ebenfalls Theilnehmende und Gönner, die ihn reichlich ausstatteten mit Speise und Münze, von welcher letztern er aber auch nicht das Geringste als Reisegeld bedurfte, so daß ihm ein Schatz von etwa acht Thalern geworden war, bei dem er sich so reich dünkte wie ein Hunderttausendthaler Mann. Auch führte ihn sein günstiger Stern einem Reisenden zu, der ihn in seinem bequemen Wagen zwei Tage mit sich nahm. So kam denn der kleine Wanderer seinem Ziele immer näher. Endlich hatte er es erreicht, wenigstens glaubte er's. Bei seinem Wandern durch ein Städtchen sah er wahrhaftig einen preussischen Soldaten vor einem Hause sitzen, und nun meinte er, die ganze preussische Armee, also auch seinen Vater zu finden, und somit das Ende seines Marsches. In freudiger Eile sprang er auf den Blaurock zu, den er fragte: „Wo ist denn mein Vater? er ist doch auch hier?" — Der Angeredete sah aber mit gar verdrüsslicher Miene auf den Frager hin und brummte: „Dummrian, bin ich denn allwissend? weiß ich denn, wer Dein Vater ist?" — Dem armen Friedrich wurde nun Aufschluß, daß der Soldat ein Kranker war, der, wie noch manche, dem Lazareth angehörte, und denn wohl hatte zurückbleiben müssen; auch erfuhr Friedrich, daß er seine Beine noch gar oft werde aufheben müssen, wenn sie ihn bis zum Vater tragen sollten. Er that es mit Freuden.

Endlich kam er zum Lager der Preußen, und er meinte, schon nach zehn oder zwanzig Schritten den Vater zu finden; aber es lag noch Manches zwischen Ankommen und Finden. Er wurde von dem äußersten Vorposten angeschnurrt: wer er sey und was er wolle, doch ließ er den treuherzigen Erzähler zum nächsten Posten gehen. So kam er denn an einen Ge-

freiten, von diesem an einen Corporal, dann an einen Lieutenant, der den drolligen Burschen zum Capitain, unter Begleitung eines Gefreiten, führte. Dieser examinirte ihn gar scharf, ließ sich selbst die Kartoffeln zeigen, so daß ihm kein Zweifel mehr beikam. Nach geendigtem Examen klopfte der Capitain das muntere Kerlchen auf die Backe, zapfte ihn am Ohr, und schien Wohlgefallen an dem seltenen Jungen zu haben. Dann setzte er sich, indem er dem Harrenden einen Imbiß vorsetzen ließ, und schrieb wohl eine Viertelstunde lang. Jetzt stand er auf, rief eine Ordonnanz herbei, und sprach zu Friedrich: „Nun, mackerer Junge, sollst Du bald zu Deinem Vater kommen!“

Der Ordonnanzmann führte ihn nun, ach, noch weit, durch manche Zelt-Reihen. Friedrich wollte bald da hin, bald dort hin zur Seite springen, denn er glaubte in jedem Soldaten seinen Vater zu erkennen, aber der alte ihn führende Schnurrbart commandirte: „Hübsch vorwärts und nicht geredet!“ — Jetzt endlich ging es eine Anhöhe hinan, die ein schönes Gebäude trug, und welches ein Schloß war. Da gab es wieder viele Soldaten, und namentlich viele Offiziers, zu Fuße und zu Pferde. Friedrich wollte gewaltig viel fragen, aber es wurde ihm Stille geboten. — Es ging eine breite schöne Treppe hinan, da wurde Halt gemacht, denn die Ordonnanz hatte hier an einen Offizier, der vor einer Thüre stand, seinen erhaltenen Brief abzugeben. Der Offizier las ihn, und sah dann recht lange den kleinen Passagier an, der, die Mütze in der Hand und sein Hütschen auf dem Rücken, gar große Augen machte, und das Kommende verlangend erwartete.

Der Offizier trat mit seinem erhaltenen Schreiben in ein Zimmer, aus dem er nach einigen Minuten wieder heraus trat, Friedrichen bei dem Arme ergriff und zu ihm sprach: „Du sollst hinein kommen!“

Friedrich that es, und gab sich sogleich beim Eintreten eine recht soldatische Stellung, wie ihm schon längst von seinem Vater gelehrt worden war. Da saß an einer langen Tafel, auf welcher viele Landkarten und Scribten lagen, ein Offizier, der wohl viel mochte zu bedeuten haben, denn er hatte gewaltig viel Gold auf seiner Uniform, und dann standen auch viele Offiziers um ihn herum, die nur auf ihn zu hören schienen; aber Zweie saßen mit an der Tafel, und schrieben so eifrig, daß sie auf etwas Anderes gar nicht achteten. — Der vornehme Offizier winkte Friedrichen näher und sprach: „Du willst zu Deinem Vater?“ — „Nun freilich“, war die Antwort; „ich bin schon lange gelaufen, und kann ihn immer noch nicht finden; ist er denn nicht mit hier?“ — „Was willst Du bei Deinem Vater?“ — „Ei nun, ich bringe ihm etwas, was ihm gewiß Freude machen wird.“ — „Nun was denn? willst Du mir's nicht zeigen?“ — „Warum denn nicht? — sehen Sie nur, Herr

Offizier, was das einmal für schöne Kartoffeln sind, die ist er so gern, und —.“ — „Schon gut, Kleiner! — Aber höre, wie dann, wenn Dein Vater nicht mehr lebte, wenn ihn die Franzosen todtege —.“ — „Et, ich möchte wissen — da hätte er es uns daheim schon sagen lassen!“

Der Herr Offizier lachte herzlich, und die Andern mit. — Friedrich wurde dann in ein anderes Zimmer geführt, wo wieder viele Soldaten waren, die ihn umringten, und denen er erzählen sollte. Jedoch dazu hatte er keine besondere Lust, und rief nur öfterer: „Ach, wenn ich nur bald zu meinem Vater käme!“ — „Ja, kleiner Kamerad!“ riefen Einige scherzend, „der ist jeyt nicht hier, er ist draußen und führt mit den Franzosen Krieg.“ — „Nun, warum“, meinte der Drollige, „seh denn Ihr nicht mit dabei?“

So vergingen einige Stunden, für die vielen Frager recht kurzweilig, aber für den Befragten endlich bald langweilig.

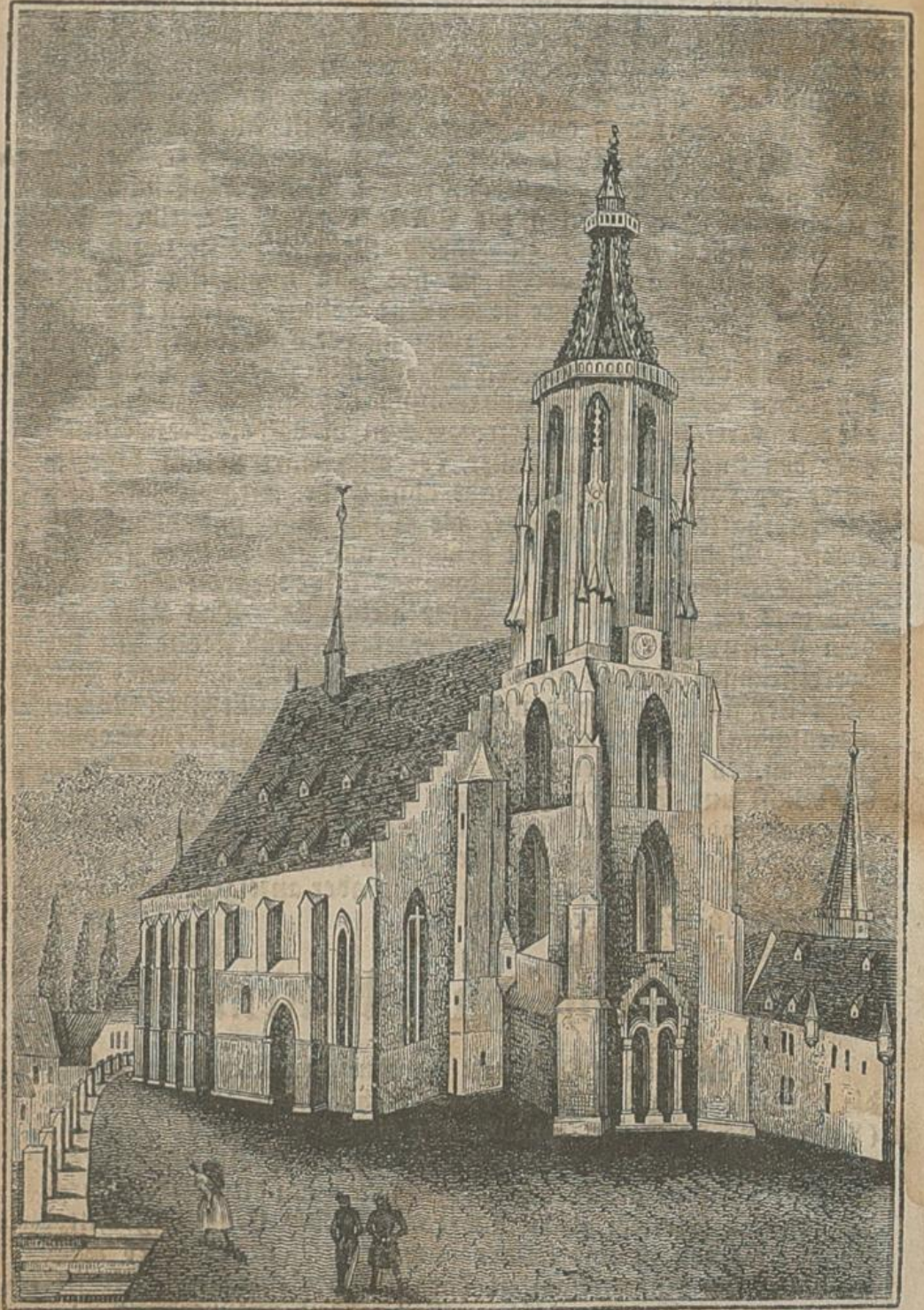
Der Generalissimus saß mit seinem Generalstabe an der Mittagstafel. Auf dieser gab es gar manches Leckere, und den Schluß machte, sonderbarer Weise, eine Schüssel Kartoffeln.

„Nun, meine Herren!“ rief der Generalissimus, „langen Sie zu, es ist ein seltenes Gericht!“ — Man that es, und lobte das Gericht als etwas Seltenes und Delikates. — „Nun, Du Alter, hättest Du nicht auch Appetit? Ist's nicht auch Dein Leibgericht?“ — so rief der Generalissimus der Schildwache zu, die, jedoch nur für heute, im Innern des Zimmers, an der Thür ihren Posten und Gewehr beim Fuß hatte, aber gar ernst vor sich hinsah, steif und unbeweglich wie eine Schachfigur, und nichts auf die geihane Anrede erwiederte. — „Es ist mein Ernst, Kamerad!“ rief der Generalissimus, „wenn Du Appetit hast, so is mit; es ist schon noch ein Stuhl für Dich da!“ — Der Mann schulterte zur Antwort das Gewehr und saß auf den Gebieter hin. Doch wer weiß es, ob ihm nicht der so vielartige Dampf von alle dem Lieblichen, und wohl auch von den Kartoffeln, in die Nase gefahren seyn mag. — „Ich wiederhole es“, wurde ihm zugerufen, „is mit! Adjudant, lassen Sie den Mann ablösen!“ — Na, so recht, mach' nun keine Umstände weiter, sondern sey' Dich her und lange zu! Ich muß Dir nur sagen, es sind Pommersche Kartoffeln, ganz gute — nun, Du wirst es wohl selbst schmecken — ich kommandire: Marsch!“ — Des Alten Gesicht schien sich zu verklären, im Paradeschritt trat er auf den noch leeren Stuhl zu, und ward, was ihn gar sonderbar dünkte, der Nachbar von seinem Capitain. Es wurde ihm die Schüssel, die noch zum größern Theil gefüllt war, zugeschoben und er nochmals erinnert, daß er ohne alle Umstände zulangem solle. Solcher Nöthigung konnte der

ersten Jugend mit einem Herrn von, der neun Jahre jünger, aber in vier Jahren ziemlich mit dem Gelde fertig war, was sie in siebzehn Jahren ersungen und errungen, wodurch sie genöthigt wurde, von Neuem die Bretter zu betreten. Da wollt' es nun aber nicht gehen wie ehemals; wenn die sonst sehr Reizende falsch sang, brachte ihre Schönheit Alles in Richtigkeit, jetzt kam es indes so weit, daß ein Kapellmeister, zu dem sie sagte: „Aber Sie accompagniren ja so stark, daß mich kein Mensch hört?“ ihr trocken zur Antwort gab: „Verzeihen Sie, geschieht Alles wirklich zu Ihrem Besten!“ Sie muß das einigermaßen einsehen, denn sie übt nun unablässig Tag für Tag, und namentlich jagte sie mir eine Höllensfurcht ein vor dem Sonnabend, denn da ist der Triller an der Tagesordnung. So geschah es denn auch neulich, als ich mich eben mit dem verfänglichen Schluß einer Abhandlung beschäftigte, auf welche der Druckerei-Bursche wartete. Schon in halber Verzweiflung über den unangesezten Triller, der mich marterte, als läge ich unter der Tortur einer Schraube ohne Ende, wird plötzlich durch ein zeterhaftes Rindergeschrei die Sache zum unaushaltbaren Duett. Meiner kaum selbst bewußt, und glaubend, es sey ein Unglück geschehen, stürz' ich hinaus, öffne drüben die Thür, und was ich sah, sieht hier Jeder gleichfalls. Das Kind war vom Eröffnungs-Apparat heruntergefallen und fehlte mit der vortrefflichsten Anlage zu einem italienischen Tenoristen; Madame ließ sich aber davon nicht stören in dem trillernden Nachtigallenschlag, und der Herr Gemahl, ausgestreckt auf dem Sopha, suchte in den Journalen ruhig weiter nach Wigen, die er Abends bei Whist und Souper anbringen könnte. Ich hab' auch, da das schreiende Unglück sich ohne meine Hülfe beseitigen ließ, den und das Spektakel im Geringsten nicht gestört, vielmehr sacht die Thür wieder zugemacht; kann aber anzeigen, daß meine Wohnung zu vermiethen ist.

Die Kirche zu Meisenheim.

Unter die schönen Denkmale der deutschen Architektur gehört die vormals reformirte, jetzt evangelische Kirche zu Meisenheim (Landgraffschaft Hessen-Homburg), welche Ludwig I, genannt der Schwarze, weiland regierender Herzog von Pfalz-Zweibrücken, im Jahr 1479 zu bauen angefangen hat. Da diese Kirche durch die neuesten Territorial-Beränderungen aller Erhaltungsmittel beraubt worden ist und immer sichbarer verfällt, so ist es wohl gerathen, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. — Die genannte Kirche ist in gothischem Stil erbaut und verdient nach dem Zeugniß eines Sachverständigen („Allgemeiner Anzeiger der Deutschen“, Jahrgang 1807, Nr. 111), den vorzüglichsten



Monumenten des deutschen Stils an die Seite gesetzt zu werden. Das Gewölbe und kunstreiche Dach wird durch von Außen aufgeführte steinerne Pfeiler, inwendig durch zwei Reihen prächtiger Säulen getragen, an welchen aber die Capitäle fehlen, statt deren sich die zierlich geformten Rippen der Gewölbe allmählig in den obern Theil der Pfeiler verlieren, welche Bäume vorstellen, deren Aeste unter dem Gewölbe hinlaufen. Der achteckige, mit dem Innern dieser Kirche identisch verknüpfte Thurm, 185 Fuß hoch, aus lauter kleinen, mit künstlich gehauenen steinernen Bildern verzierten Nebenthürmchen zusammengesetzt, ist oberhalb der untern Gallerie durchsichtig und dessen Gipfel mit einem einzigen Steine gedeckt. Ueber der obern Gallerie befindet sich ein aus massiven Steinen gehauenes, mit Schall-Löchern versehenes viereckiges Thürmchen, dessen Ecken die vier Himmelsgegenden andeuten und worin eine kleine Glocke aufgehängt ist, welche nur bei sichtbarer Feuersgefahr geläutet und darum Feuersglockchen genannt wird. Der Baumeister dieses Gebäudes war Thomas Berenzler, der auch laut R. Th. Gemeiner's „Chronik von Regensburg“ den Bau einer Kirche daselbst, der Sebalduskirche in Nürnberg und zum Theil auch des Doms zu Speier geleitet haben soll. — In dem Raume dieser Kirche befindet sich ein ehrwürdiges Mausoleum von mehr als vierzig Särgen der hohen Ahnen des jetzt den Königlich-Bayerischen Thron besitzenden Geschlechts der Pfalzgräflich-Zweibrückischen Häuser, dessen Stifter Karl I, jüngster Sohn von Herzog Wolfgang, in ihr neben vielen Andern seine Ruhestätte gefunden hat, bei der man ihm eine Statue in Lebensgröße errichtete, welche unter den Stürmen unserer verwüstenden Zeit allein unversehrt erhalten worden, während andre neben ihr zertrümmert und noch nicht reparirt worden sind. Daß nun diese Kirche dem Untergange geweiht scheint, ist um so auffallender, als der allverehrte König Maximilian Joseph, laut höchsten Dekrets vom 12. Februar 1823, zu ihrer Unterhaltung ein Kapital von 6000 Gulden bestimmt hatte, welche rühmliche Sorgfalt aber durch untere Behörden ganz unwirksam geworden ist. Man wird endlich auch die zinnernen Säрге der fürstlichen Leichname verkaufen müssen, um die Mittel zu finden, das schöne Dachwerk der Kirche noch einmal nothdürftig ausbessern und deren Fortdauer wenigstens um einige Jahre länger fristen zu können, in Hoffnung, daß man sich ihrer einmal ernstlicher annehme. Besser aber, es geschieht rasch! — was wir hiemit bittend in Antrag bringen. — o —

Aus Gefahr zum Glück.

Die Thür ward wild geöffnet, so daß die Kranke auf ihrem Lager in die Höhe fuhr, und herein drangen die Worte: Im

Namen des Tribunals begehrt ich Einlaß! Ich will allein seyn mit Frau von Debuffon." Sodann ward die Thür wieder zugeschlagen, die Lichter in den silbernen Armluchtern zitterten vom Zugwind und die seidnen Vorhänge des Bettes, an welches eine nervige, hohe männliche Gestalt trat, bewegten sich. „Frau von Debuffon, kennen Sie mich?“ rief der Fremde, indem er die Vorhänge theilte und sich dem bleichen Antlitz der alten Dame zeigte, in deren Munde fast der Name: „Gernotte!“ erstarb, ehe er zu einem hörbaren Laut geworden. „O, Sie vergessen nicht so leicht, Madame, merk' ich wohl; aber auch ich habe Sie nicht vergessen. Sie verwundern sich — hier der Beweis!“ Er hob ein bedrucktes Blatt Papier in die Höhe und fuhr fort: „Sie sind zweifelhaft über das Schicksal zweier lieben Angehörigen, welche mitten unter den Bürgern von Paris verweilen. Ich bringe Ihnen Nachricht. Wahrhaftig, Madame, ich weiß nicht, wodurch Sie es verdient haben, daß ich mir Ihetwegen diese Mühe gab, es müßte denn dafür seyn, daß Sie mich vor dem Unglück bewahrten, Ihr Schwiegersohn zu werden!“ — „Dieser Hohn, Herr Gernotte, und Ihre ersten Worte, wie stimmt das?“ stammelte schwach Frau von Debuffon. — „Bürger Gernotte, wenn's beliebt! Den Zusammenhang werden Sie sich erklären, wenn Sie diese Anzeige gelesen.“ Er reichte ihr das Papier. „Ihr Gatte, Madame, fiel unter der Guillotine, das Urtheil Ihres Sohnes ist gesprochen.“ — „Barmherz'ger Himmel!“ kreischte die Kranke und fiel in heftigen Verzückungen mit dem Haupt in die Kissen; „das ist mein Tod!“ — „In der That?“ sprach mit bitterm Lächeln Gernotte; „es sollte mir leid thun, noch lebt Ihre Tochter.“ — „Unmensch, willst Du auch an der Unschuldigen Dich rächen?“ — „Wägt denn das Schicksal Schuld und Unschuld so genau? Ich will nicht gerechter seyn als das Geschick, das mich —“ Er wollte weiter sprechen, aber es wurden Stimmen im Nebenzimmer laut, die Thür flog auf, und ein junges, schönes Mädchen, dem ein ällicher Mann in schwarzer Tracht folgte, trat eilig an das Krankenlager. „Mutter“, rief sie, „sey gutes Muths, ich bringe den Arzt!“ — „Dessen bedarf's nicht mehr!“ stöhnte Frau von Debuffon, und Gernotte sagte: „Mademoiselle, ich that mein Mögliches zur Heilung Ihrer Frau Mutter, dort liegt das Recept!“ Er wies auf das Papier, das den Händen der Kranken entfallen war, und verließ das Zimmer. Pauline von Debuffon, welche bei seinem Anblick erschreckt zurückgewichen war, griff convulsivisch nach dem am Boden liegenden Blatte, und las, während der Arzt die Hand ihrer Mutter prüfend ergriff, die schreckliche Nachricht. Ihre Sinne wankten von dem ungeheuern Jammer, der auf sie einströmte, ihre Hände zitterten, ihre Augen starrten nieder, der Busen hob sich in schnellen Schlägen; plötzlich stürzten



Ihränen über ihre Wangen und schluchzend lag sie auf den Knien am Lager ihrer Mutter. Die Dienerinnen kamen wieder in's Zimmer, der Arzt aber winkte ihnen, sich zu entfernen und suchte durch sanften Zuspruch die Unglücklichen zu trösten. „Nein, Herr Doktor“, nahm Frau von Debuffon das Wort; „täuschen Sie meine Tochter nicht! Ich weiß, was mir bevorsteht und bin gefaßt, sie sey es auch! Sie steht allein, sie muß erstarren im Schmerz, denn nur der Schmerz giebt der Seele eine dauernde Festigkeit. Der Segen ihrer sterbenden Mutter wird sie geleiten!“ Ihre Lippen schlossen sich wieder, und nur ihre Blicke ruhten noch auf der Tochter, bis auch diese starrer und starrer wurden und endlich erloschen. Ihre Seele war dem Körper entflohen. —

Ein Paar Jahre verflossen der hinterbliebenen Tochter, Pauline von Debuffon, in steter Einsamkeit und Trauer auf ihrem Stammgut, das hart an der Seeküste bei der Stadt Havre lag, und von den räuberischen Revolutions-Männern noch verschont worden war. Die Schreckensherrschaft war durch Buonaparte gestürzt worden, der als erster Consul Frankreich regierte; aber diese Veränderungen waren unbemerkt von der Bewohnerin jenes Gutes vorübergegangen, und nur eine ihr

räthselhafte Begebenheit riß sie in der letzten Zeit aus ihrer düstern Ruhe. Schon mehrere Male waren ihr nämlich auf verschiedene Weise Zettel zugekommen, auf denen nur die Worte standen: „Fort nach England!“ Indem sie, wieder einen solchen in der Hand haltend, eines Abends an das geöffnete Fenster trat, erblickte sie Gernotte, in Begleitung eines andern Mannes, in gemeiner Tracht an der Mauer des Schloßhofes außen herumschleichen. Schrecken ergriff sie, und obgleich sich mehrere Tage nachher noch nicht das Geringste ereignet hatte, was ihre Furcht begründen konnte, litt es sie doch nicht mehr auf dem Gute; sie faßte wirklich den Entschluß, nach England überzusetzen und führte ihn schnell aus, indem sie in Eile Alles, was sie an baarem Gelde und Geldeswerth besaß, auf einen segelfertigen englischen Rauffahrer bringen ließ. Am folgenden Tage verließ sie die vaterländische Erde und betrat das Schiff, das sogleich unter Segel ging. Der Wind blies ziemlich stark, so daß man sich gegen Abend schon weit vom Lande entfernt hatte. Nicht gewöhnt an das Schaukeln der Meereswogen, obgleich an der Küste aufgewachsen, konnte Pauline es in ihrer engen Zelle nicht ertragen und ging hinaus auf das Verdeck. Die Nacht war dunkel, schwarzes Gewölk hatte sich um den Himmel gelagert, einzelne kurze Blitze, denen ein um so nachhallenderer Donner folgte, durchbrachen grell die dichte Finsterniß, und doch schlief Alles auf dem Schiffe, sogar der Steuermann hatte sich unvorsichtig zur Ruhe niedergelegt. Ruhe rund umher, nur die Wellen schlugen heftig gegen das Schiff. In diesen Augenblicken trat dem Mädchen ihre Verlassenheit ängstlich vor die Seele und sie fiel zum Gebet nieder auf ihre Kniee. Da vernahm sie plötzlich Schritte hinter sich, fühlte sich unsanft am Arme gezogen und eine Stimme raunte ihr zu: „Sie wollten mir entfliehen, aber ich lasse meine Beute nicht so leicht!“ Es war Gernotte's Stimme. Doch mit überraschender Kraft machte Pauline sich von ihm los und rief um Hülfe. „François!“ schrie Gernotte, „an's Werk!“ und das Mädchen fühlte sich ergriffen, während mit höchster Schnelligkeit eine breite Hand ihren Mund verstopfte. In fürchterlicher Angst klammerte sie sich an den ihr nahestandenen Mast, als hätte sie den leblosen Stamm um Hülfe wider die mitleidlosen Menschen. „Ich habe es bemerkt, Pauline, wie Du Dich zur Reise anschicktest, da ich Dein Schloß umspähte, deshalb eilte ich Dir nach. Ich muß Dich besitzen und sollte ich mit einem Verbrechen Dich erkaufen. Man hat mich aus Frankreich verbannt, seit der corsische Edelmann befiehlt, ich habe nichts mehr zu verlieren, aber viel — Dich hab' ich zu gewinnen. Sprich, willst Du die Meine werden?“ — Die Hand befreite ihren Mund, in demselben Augenblick aber fuhr wieder ein Blitz herab, und wie auf Verabredung scholl es zugleich von den

Lippen Gernotte's und François: „Teufel, was ist das? Wir sind verloren!“ Die Umriffe flatternder Segel wurden sichtbar, ein entsetzlicher Stoß traf in diesem Augenblick, wo sich Jene wendeten, das Schiff, und von der Seite her tönten Stimmen: „Rettet! Rettet! Wir sind angefahren!“ — Fortgerissen von der bestigen Schwankung des Bodens, auf dem sie standen, fielen beide Männer auf das Deck nieder und stürzten unaufhaltsam hinab in die Wogen, wo sie noch einmal aufstauten, um für immer zu verschwinden. Ein Gottesgericht! Pauline aber, obwohl mit einer Ohnmacht kämpfend, hielt den Mastbaum noch fest umflammt. Indessen fing das Schiff an zu sinken; das andre, welches mit ihm zusammengestoßen war, löste die Kanonen, setzte die Bote aus und schickte sie dem ersteren zu, auf dem Alles in planloser Verwirrung umherlief. Der größte Theil der Mannschaft ward gerettet, indes brachte man Mehrere, unter ihnen Pauline, nur in bewusstlosem Zustande auf das Verdeck des andern Schiffes, das unbeschädigt geblieben war.



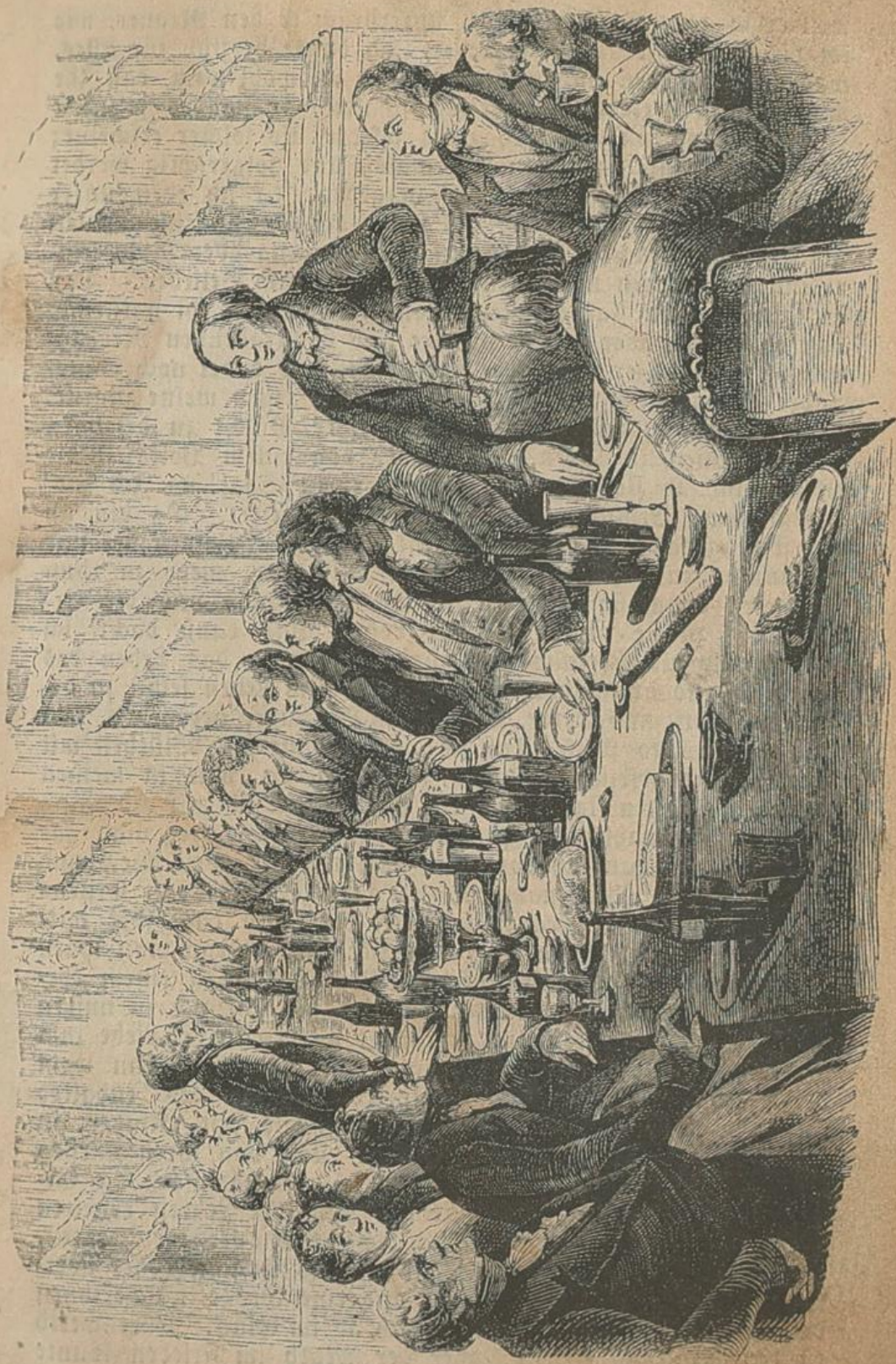
Der Himmel entwölkte sich, der Mond trat hervor und beleuchtete das gräßliche und doch so erhabene Schauspiel, wie der große Holzcoloss schnell und immer schneller sank, bis das

Wasser schäumend und sprügend über ihm zusammenschlug. — Als Pauline aus ihrer Ohnmacht erwachte, blickte sie in das über sie gebeugte Antlitz eines englischen Offiziers, in dessen Armen sie lag. Nach kurzem stannendem Sinnen raffte sie sich empor und warf sich mit dem frohen Ausruf: „Mein Bruder!“ dem Offizier an die Brust, der sie innig an sich drückte und in die Worte: „Arme, arme Pauline!“ ausbrach. „Warum arm?“ erwiderte sie, „hab' ich doch Dich wieder, den ich längst als einen Todten beweinte. Sprich, wie ging das zu?“ — „Es war mir gelungen, liebe Schwester, von Paris noch eher zu entkommen, als man mich zur Haft bringen konnte. Ich wandte mich nach England. Als ich aber hier, erst vor Kurzem, die Nachricht von unsrer Mutter Tode erhielt, wünschte ich Dich bei mir zu haben und begab mich an Bord eines Schiffes, das mehrere Monate in Havre vor Anker lag. Trotz meiner englischen Militärtracht mußte ich jedoch ein Erkennen fürchten, auch durfte ich Dich nicht dem Verdacht aussetzen, daß Du mit mir noch umgingest, denn das konnte Dir gefährlich werden. Deshalb schrieb ich Dir mehrmals anonyme Zettel mit den Worten: „Fort nach England!“ glaubend, daß eine wiederholte Aufforderung der Art Dich am Ende doch bestimmen würde. Ich bemerkte auch bald, daß ich meinen Zweck erreicht hatte, und segelte Dir nach, bis wir dann freilich durch die Finsterniß der Nacht und die Nachlässigkeit eurer Schiffsmannschaft auf eine höchst gefährliche Art zusammentrafen. Nun aber hab' ich Dich wieder, und nichts soll uns mehr trennen!“ — Die Geschwister lagen einander gerührt und vor Freude weinend in den Armen.

U—j.

Das Gastmahl.

Ein Gastmahl, und zwar ein feiliches, vielleicht ein „patriotisches?“ Nun, kann seyn; sey's auch nicht gradhin ein solches „Zweck-Essen“, wie die Berliner sagen. Es galt einem Einzelnen, den seine Freunde Sonderling nannten. Er hatte in den Zeiten der Noth nach verschiedenen Seiten mitgewirkt, sich dann aber anspruchlos in sein Geschäft zurückgezogen, es leitend und vergrößern, ohne sich zu den mancherlei Erinnerungsfesten einzufinden. Man vernahm nun, daß fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit er mit aller Emsigkeit und Entschiedenheit seinen Beruf wieder ergriff, die Freunde von damals wollten ihm zeigen, daß sie ihn nicht vergaßen, sie veranstalteten ein „Diner“, und er empfing die Einladung nicht eher, bis Alles in Ordnung war. Da hielt denn der Senior eine Rede, die unser Mann, weil sie sein Lob enthielt, nicht ohne Scham mit anhörte, und als nun sich einige Berwürfe anschlossen,



weil er so ganz für sich gelebt, unterbrach er den Redner, wie folgt: „Meine Freunde“, sagte er, „ich danke herzlich für Alles, was mir geschehen und gesagt, und da ich wohl weiß, daß Ihr mich zuweilen einen Sonderling schaltet, kommt es ja nicht darauf an, wenn ich Euch etwa wieder als solcher erscheine; Ihr vergabt mir das schon mehrmals, und folgerichtig werdet Ihr es mir auch wohl ferner vergeben, da ich eben unter Freunden bin. Es ist mir, als müßte der Mann seine Thaten als gethan betrachten und deren Anerkennung oder Nicht-Anerkennung Andern überlassen, ganz nach ihrem Belieben. Daß er sich ihrer an Jahrestagen besonders erinnert, ist natürlich, daß er's dann aber mit Gepränge und hochtrabenden Redensarten thut, daß er sich selber schmeichelt, und dabei noch manch andre Schmeichelei mit einfließen läßt, ist gegen meine Natur, der es auch widerstrebt, sich für geübte Pflicht zu belohnen oder belohnen zu lassen. Soll aber von einem Volksfest die Rede seyn, so steckt man's nicht in einen Saal! — Ich hab' indeß meine Erinnerungstage ebenfalls gefeiert. Da bin ich zuerst hingegangen, an den Gedenk-Tafeln die Namen der mir Bekannten zu betrachten, die berufen waren, mehr zu thun als wir: denn sie starben für ihr Vaterland, und die Erinnerung an sie ist ihr einziger Lohn. Und dann dacht' ich Derer, die als Verstümmelte zurückkehrten in das Leben des Friedens und nun schweren Kampf mit dem Leben selbst zu bestehen hatten, und Derer, welche kein Beschützer hervorhob, kein günstig Loos so stellte, daß sie ihrer Erinnerung Blüthen mit Champagner erfrischen können. Ich that da, was in meinen geringen Kräften stand, und ein Paar nahm ich mit mir, auch zu einem Festmahl, aber zu einem häuslichen, wo es nicht gar hoch herging, man sich aber doch hoch erfreute, weil Weib und Kinder daran Theil nahmen, wie's recht ist. Denn Erstens haben die deutschen Frauen zur Zeit der Noth das Ihre mitgethan, es geht ihnen auch das Herz auf, wenn man ihnen dafür noch heut ein ermunternd Wort spricht zu einem ehrlichen Händedruck. Zweitens aber soll die Zukunft in unsern Kindern wach erhalten und bekräftigt werden in der Liebe zum Vaterlande und zu allem Rechten. Da sagt' ich denn wohl beim Hausmahl auch einige Worte, ungefähr des Inhalts: „Es war eine freud- und schmerzreich schöne Zeit, Kinder, in welcher die Deutschen reif geworden, sich, von ihren Fürsten gerufen, mit Muth frei und selbstständig zu kämpfen; die Geschichte erhält jene Zeit am Leben, und ihre Lehren erhalten wir am Leben, wenn wir nämlich diese Lehren verstehen lehren. Menschen und Völker können gar oft das Unglück besser überwinden als das Glück ertragen, und eine Größe, welche ihnen das Unglück aufzwingt, schwächt sich ab im Glück. Ehrenwerth ist der Muth im Kriege, aber der Muth im Frieden könnte

wohl gar höher stehen, und nicht bloß deshalb, weil er den Zermürfnissen vorbeugt. Dort giebt's noch allerlei Aussichten, Aufregung und Leidenschaft reißen uns mit sich fort und die Aufopferung kann zweifelhaft seyn. Der Muth im Frieden geht überall auf Anerkenntniß der Wahrheit, und Wahrheit ist ein Geschütz, das zuerst beinah immer den verwundet, der es zuerst gebraucht, das aber doch in der Rückwirkung selten das Ziel verfehlt. Sie sind indeß nothwendig diese Wahrheit und der Muth für sie, damit die Kraft des Lichts nicht breche, jene Kraft, die aus nächtigen Jahrhunderten und deren Fesseln sich mühseltig zu Tage gerungen hat, die keine Annäherung und keine Gehirnbrandung leidet, und darin, daß Etwas durch Verjährung zum Recht gekommen zu seyn glaubt, keinen Grund zu dessen Duldung findet." Diesen Satz führt' ich näher aus zu dem Resultat: daß man weder um Volksgunst, noch um Gold, Ehren und Würden ein Interesse der Humanität aufgeben, sondern dies Interesse, ob auch nur in seinem angewiesenen Kreise, fördern müsse, wobei man zwar zuweilen einen schlimmen Stand habe, aber eben bestens im Rechte sey, wenn man Anfangs gar keine Partei auf seiner Seite sieht. Wir leerten biennach die Gläser auf den Ruf: „Es lebe der Muth im Frieden!“ und wenn's Euch recht ist, rufen auch wir: „Es lebe der Muth im Frieden!“

Es geschah, wonach der Redner lächelnd fortfuhr: „Geleugnet sey's nicht, daß ich die Kochbuch- und Weinkarten-Begeisterung, mit der man jetzt so oft die Berühmten in Ostentationen und Restaurationen anißt und antrinkt, dabei die Wort-Posaune mit vollen Backen blasend, gleichfalls nicht theile, und sie sehr unterscheidet von wirklicher Begeistigung an tüchtigen Werken, wie ich denn überhaupt die Selbstverehrung in der Verehrung nicht leiden kann, besonders wenn die Herren Männer sie für sich ausschließlich berechnen. Bin ich's nun aber einmal gewohnt, mich nur unter den Meinen festgemäß behaglich zu fühlen, werdet Ihr mir wohl den Gefallen thun, den Abend dieses Tages mit ihnen bei mir zu verleben. Und da ich wünsche, daß es Allen so gut werde, hab' ich insheim Eure Frauen und Kinder einladen lassen; so werdet auch Ihr unter den Euern seyn, und da wollen wir noch auf einen Spruch die Gläser anklingen lassen, den nämlich: „Das Staatenwohl beruht auf Familienwohl!“

Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß die Heiterkeit am Abend bei dem einfachen Mahl viel inniger war, als die bei dem „Diner“ mit seinen noch sehr unterschiedlichen schönen Redensarten und seiner Ellen-Waare von Reimen, die kein Ausverkauf beseitigt, die nicht aufgeräumt werden können, oft aber das Aufgeräumte unterbrechen.

A f f e n t h u m.



Abraham a Santa Clara spricht in seinem „Suy! und Pfuy!“ — einer Sammlung von ernstern Aufsätzen, wobei sich jedoch der Humor oft unwillkürlich hindurchrannt, unter Anderem auch von den Affen und ruft dabei aus: „O grundlose Gütigkeit Gottes, indem er nicht allein so viel tausend Geschöpfe zu unserm Nutzen erschaffen, sondern auch einige zu unserm Gespäß und Ergötzlichkeit, unter welche die Affen vorderan zu zählen.“ — Verehren wir in Demuth die Gütigkeit Gottes, und geben wir dem guten Pater Abraham zu, seine Ansicht könne bei verschiedenen Affen und für mancherlei Menschen

passen, so ist dagegen gewiß, daß die Affen, welche in ihrer äußern Gestalt den Menschen am ähnlichsten sind, sich nicht gespaßig, vielmehr ernst, ja melancholisch zeigen. So namentlich der Drang-Utang, dessen Name malaischen Ursprungs ist. „Drang“ bedeutet „vernünftig Wesen“, „Utang“ heißt „Wald“ (so wurde der Name mit „Waldmensch“ übersetzt); doch wäre hier die Vernünftigkeit sehr beschränkt zu nehmen, und in der Weise des Pater Abraham dürfte man wohl gar sagen: der Ernst, die Melancholie des Drang-Utangs komme daher, weil er eine Ahnung hat, daß seine Vernunft nicht zureichend ist, wodurch er sich von den Affen unter den Menschen sehr vortheilhaft auszeichnen würde.

Wie der Drang-Utang aussieht, liegt vor. Er hat seine Heimath auf Borneo, in Cochinchina, Malakka, wird 4 bis 5 Fuß hoch, ist ungeschwänzt, hat rothbraunen, rostfarbigen Pelz und die wenigen, vom Paar freien Theile, namentlich die Handflächen, sind kupferroth, zuweilen bläulich. Die Finger haben runde Nägel. Zahm gemacht, bewahrt er sich die Keulichkeit, die man bei dem Leben in Bergwäldern an ihm bemerkt, und läßt sich leicht zu allerlei Geschäften abrichten. Er lernt sich sein Lager bequem machen, Kleider anziehen, mit Messer und Gabel speisen, Thee einschenken, Cigarren rauchen, Pfropfen lösen (was er überaus gern thut, denn Spirituosa behagen ihm) und noch viel andre Dinge; ja man hat einigen Drang-Utangs sogar das Schreiben beigebracht. Wär' es möglich, ihm nur zwei Duzend Phrasen sprechen zu lehren, etwa von dieser Sorte: „Köstlich Wetter! — Miserables Wetter! — Ihre Augen sind Sonnen, mein Fräulein! — Ich lanaweilte mich wie ein Mops! — Zu Befehl!“ — dann könnte der Drang-Utang, den ohnehin ein waldiger Backenbart auszeichnet, sich dreist unter die modernsten Pflastertreter mischen. — Wohl diente Manches, die alte Hypothese glaublich zu machen, das Menschengeschlecht stamme von den Drang-Utangs ab, wir stimmen indeß der Ansicht bei, welche so Affen als Menschen für Originale gelten läßt. Die affenartige Nachahmungssucht manches Geschöpfes, Mensch genannt, selbst wenn diese Nachahmungssucht zuweilen ganze Massen eines Volks befällt, beweist für jene Hypothese gar nichts. Eine solche Erscheinung ist nur als Ironie der Natur zu betrachten, die, um wieder mit Abraham a Santa Clara zu reden, auch Geschöpfe „zu unserm Gespaß und Ergögllichkeit“ aufstellen und darthun will, es gebe unter den Menschen viel zu anmaßende, als daß sie nicht sogar den Affen ihre Naturgabe sollten streitig machen. So finden wir unter den Menschenkindern verschiedene äffische Abarten, von denen wir diesmal nur einige näher bezeichnen.

I. Mode-Affen. Das sind die zahlreichsten und unzertrennlich von allen andern Arten. Man darf sie ohne

Irrthum zu den „Schlauf-Affen“ zählen, da sie, in Bezug auf ihre Taille, es immer nur mit dem Pariser Tailleur, nicht mit dem heimischen Schneider zu thun haben, oder zu den „Kleider-Affen“, auch „Duc“ genannt, oder zu den „Brüll-Affen“, besonders wenn man durch ein i, statt des ü, die Rechtschreibung herstellt. Man nennt sie auch Cour-Affen, wobei wir den Doppelsinn fallen lassen, nur bemerkend, daß sie sorgnetztirend allen Schönen immer dieselben schönen Redensarten mit einem schönen Schnarren vortragen, wobei denn ihre Kultur von allen



unkultivirten Affen und Affinnen überaus bewundert wird. Sie sind übrigens sehr schwächlich und müssen alljährlich ein Bad besuchen.

II. Die Politik-Affen. Diese haben eine kleine Zahl bestimmter Wörter, mit denen sie sagen wollen, daß Alles, was in Frankreich und England gut und schlecht ist, auch ohne Weiteres für alle andern Völker paßt, wobei sie auf den ganz verschiedenen geschichtlichen und charakteristischen Boden gar keine Rücksicht nehmen. Gewöhnlich verlangen sie Dinge, bei deren Gewährung man mindestens gerade sie ausschließen müßte. Ihnen ähnlich sind

III. Die Verjährungs-Affen. Dazu gehören besonders die, welche die Gegenwart noch immer unter den griechischen und römischen Maasstab zwingen, und Alles wieder herbeiziehen möchten, was durch des Himmels Gericht und die immer mehr erwachsende Erleuchtung in sich zerfallen ist. Sie arbeiten sich ab in Wiederherstellung von Instituten, die unter dem Lebendigen aussehen wie geöffnete Gräber, in denen nun noch ihr Gehirn vermodert.

IV. Die Uebersetzer-Affen, die wegen schwächlicher Verdauung sich hauptsächlich mit französischer Kost nähren, ihr

Scheinleben besonders auf den Bühnen treiben und sich in Leib-Bibliotheken einquartieren, damit das Volksthümliche ja nirgends recht Platz findet. Dabin wären auch

V. Die Literatur- und Kunst-Affen zu zählen, die, wenn einmal eine gute Idee angeregt ist, gleich mit so viel Aehnlichem sich anschließen, daß Viele dann selbst für die gute Idee übersättigt sind. Sie heißen auch Nachhinker, ihrer sind Legion, und wären sie nicht, würde die Zahl von 10,000 Büchern, die alljährlich der Meß-Catalog darlegt, ein Paar Nullen verlieren, man also 9,900 literarische Nullen weniger haben.

VI. Kalender-Affen. Sie schreiben noch heut den hundertjährigen Kalender nach, halten sich an Raub- und Mordgeschichten, und aus Furcht, sie könnten's den Unvernünftigen nicht recht machen, denn sie wollen nur bei diesen keinen Anstoß finden, sind sie unverschämt genug, zu thun, als ob's gar keine Vernünftigen gäbe.

VII. Die Emancipations-Affen. Das ist eine Sorte, die sich am wenigsten zähmen läßt. Sie greifen alle Rechte auf und wollen sie ganz nach ihren Gelüsten für sich zurichten; nur die Pflichten schieben sie bei Seite, weil sie sich damit gar nicht befassen können. Sie sind schon ansteckend bis in die kleinsten Krabwinkel gedrungen so daß namentlich in einem von den Männern



seit lange in Versammlungen berathen wird: ob die Ehe überhaupt zulässig? welche Frage ein junger Pffikus in Bewegung brachte, der nicht in die Versammlung kommt, weil er während derselben am bequemsten den Cour-Affen spielen kann. Zwar haben zu derselben Zeit auch die Weiber besagten Krähwinkels ihre Versammlungen, indem eine alte Buhlschwester in Frage stellte: ob nicht sämtliche Männer beliebig als dienstbares Allgemein-gut zu betrachten wären? — aber sie hat meist nur Weiber



zusammengebracht, die ihre Jahre unter keiner Bedingung von 29 weiter zählen, mithin ist jener junge Pffikus in nichts gehindert. Die Emancipations-Affen werden nicht eber klug, als bis man ihnen begreiflich macht, daß Alles sich nur aus dem eignen Besserwerden emancipirt, wobei man vielleicht zu einigen Rechten, aber zugleich zu hundert Pflichten mehr kommt; da werden sie sich denn freilich gegen das Klugwerden wehren

und lieber dekretiren: Es soll vorläufig Alles beim Alten bleiben!

Das möchten wir nun, was das Uffenthum überhaupt betrifft, nicht gern und so wollen wir sagen, oder vielmehr singen, damit sich's besser einprägt:

Schnell und lustig.

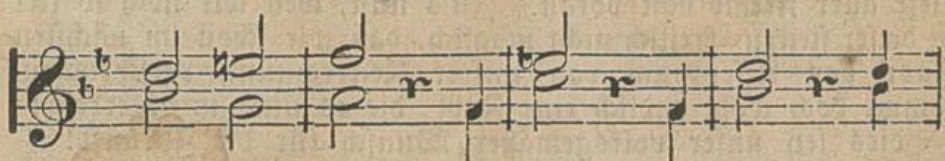
Franz Commer.



Wer Uff' im al-ten Jah-re war, geh' in



sich, und füh-le d'rob im neuen Jahr Weh'



in sich! Ha - hi, ha - ha, hi -



ha, ha - ha, ha - ha, ha - hi, ha - ha, hi -



ha, ha - hi, ha-ha, ha - hi, hi-ha!

Wer Uff' im alten Jahre war,
 Geh' in sich,
 Und fühle drob im neuen Jahr
 Weh' in sich!
 Hahi! Haha! Hiha!

Er lasse fremden Firtlesanz
 Im Bann ruh'n,
 Sey Maulheld nicht, und sey kein Schranz,
 Sey Mann nun!
 Haha! Haha! Haha!

Giebt's Affen-Weibchen — ihrer giebt
 Es leider! —
 Sorgt, daß Ein's mehr als Euch nicht liebt
 Den Schneider!
 Haha! Haha! Haha!

Dann ist's gewiß auch minder gern
 Im Ballkleid,
 Und bleibt des Hauses lieber Stern
 Euch allzeit!
 Haha! Haha! Haha!

Bilden wir uns also in allen Dingen aus uns selbst, bessern unsere Zustände auf Grund unsrer Eigenthümlichkeit, und stellen diese aller Fremdsucht voran. Ist's nun, weil wir noch so tief in dieser stecken, freilich nicht möglich, daß wir schon im nächsten Jahr das Affenthum von unsrer Zeitrechnung verscheuchen, kommt doch wohl endlich eine Zahl, die es nicht mehr erreicht; — dies sey unser volksgemäßer Wunsch für die Zukunft! — und damit Glück auf!



A n z e i g e n.

Bei uns (Vereins-Buchhandlung) ist fertig geworden:

Das Nibelungen = Lied.

In neuer Verdeutschung von H. Beta.

Bevorwortet von F. H. von der Hagen.

Mit fünfzig Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung gefertigt. Zeichnungen von Holbein.

Hier ist nun die anerkannt für das Volk vorzüglichste Ausgabe des berühmten Gedichts, das mit der Ausstattung einer Pracht-Ausgabe vollständig doch nur $1\frac{1}{2}$ Thlr. kostet.

Von unsern Nierix'schen Jugendschriften (wir haben die ausgezeichnetsten) sind in zweiter Auflage versandt: „Wahrheit und Lüge.“ — „Der junge Trommelschläger.“ — „Der Pilger und der Lindwurm.“ — „Das Fischermädchen.“ — „Der stille Heinrich.“ (Jedes à $\frac{1}{2}$ Thlr.) Wir haben deren noch neun, die meist schon früher in zweiter Auflage erschienen. Unsere Jugendschriften von J. Satori, Bertram u. s. w. verdienen gleiche Verbreitung.

Von der Sammlung: „Deutsche Volkslieder“ (von Kregschmer und W. v. Zuccalmaglio), von allen Beurtheilern als hochbedeutend gerühmt, sind die Hefte 15 und 16 versandt. Sie ist vollendet mit den Heften 17 und 18, welche im Oktober d. J. fertig werden. Nur bis 31. Dezember 1841 gilt der Subscriptions-Preis (das Heft zu $\frac{1}{2}$ Thlr.).

Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in (sieben) Novellen von Bertram, E. Karoli und A. v. Sartorius. $1\frac{1}{2}$ Thlr. (Hier lernt man den „alten Frix“ erst so recht kennen!)

Gegen Temme's und Noerner's Beleuchtung des Prozesses Lafarge. Vom Professor Dr. v. Woringen. $\frac{1}{2}$ Thlr. (Entschiedene Widerlegung; von großem Interesse!)

Die deutschen Pflanzen-Namen. Von W. v. Waldbrühl. $\frac{1}{2}$ Thlr. (Da kann der Deutsche seine Pflanzen deutsch nennen lernen!)

Hausbuch für Frauen. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. W. Andresse. $1\frac{1}{2}$ Thlr. (Wer in seinem Hause ein gutes Spar-System haben will, schenke der Hausfrau dies Buch!)

Handbuch aller Wissenschaften. Leitfaden zur wissenschaftlichen Selbstbildung. Von Fr. v. Schönholz. 3 Thlr. (Heut zu Tage soll man verüffentlich über alles Wissen mitzureden verstehen; das lernt man aus diesem Werke!)

Blätter und Blüten. Taschenbuch in einem einzigen Jahrgange, herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit zwölf Holzschnitten. 2 Thlr. (Reicher, mannigfaltiger Inhalt; ist den Lesern des „Volks-Kalender“ gewiß ohne weitere Worte empfohlen!)

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Bei Heinrich Franke
ten erschienen und in allen B

Der kleine bra

3017

8920

oder

Verkündigung eines erprobten, untrüglichen Mittels, durch dessen
Anwendung die Anfälle der Epilepsie für immer verhindert, Sicht-
franke aber völlig geheilt werden. Herausgegeben von J. S. B.
Arnd. 2te Auflage. Preis gebestet 12 gGr. (15 Sgr.)

Witterungs-Taschenbuch auf das Jahr 1842.

Zum nützlichen Gebrauch
für Dekonomen, Gartenbesitzer und Freunde der Meteorologie. Her-
ausgegeben von G. E. Seidemann. Preis geb. 5 gGr. (6½ Sgr.)

Der joviale Herrenmeister.

Eine Sammlung ergötzlicher Kunst- und Zauberstücke, welche ohne
große und kostspielige Vorrichtungen ausgeführt werden können.
Herausgegeben von G. S. Kretsch. Preis 7½ Sgr. (6 gGr.)

Neues Taschenliederbuch.

82 auserlesene Gesänge für frohe Gesellschaften und gefellige Unter-
haltung nach allbekannten Melodien. Gesammelt von C. F. D.
Lorenz. Preis geb. 3½ Sgr. (3 gGr.) geb. 5 Sgr. (4 gGr.)

Die Pflanzenuhr

oder

Beschreibung der Pflanzen, an welchen zu bestimmten Stunden
des Tages eine auffallende Veränderung wahrzunehmen ist. Von
Dr. A. D. Reichenbach. Preis 6½ Sgr. (5 gGr.)

Geheimnisse aus der Ehe

oder

Unterricht in der Kunst, eine lange und glückliche Ehe zu führen.
Ein Rathgeber und Wegweiser für Eheleute und Alle, die es
werden wollen. Von Dr. Fr. Richter. Dritte vermehrte Auf-
lage. Preis 15 Sgr. (12 gGr.)

Den Herren Land-Geistlichen, Schullehrern und christlichen
Hausvätern, wie überhaupt jedem wahren Freunde der Volkswohl-
fahrt, darf folgende Schrift zur besten Weiterverbreitung mit Ueber-
zeugung empfohlen werden:

Des Hauses Fluch

und

Des Hauses Segen.

Ein Beitrag zur Begründung der öffentlichen Wohlfahrt und des
Glückes der Familien, von J. J. Glaser. Bern und St. Gallen
bei Huber u. Comp. (J. Körber) 1841. Preis eingebunden
9 gGr. oder 11½ Sgr., oder 36 Kreuzer. In allen guten Buch-
handlungen zu finden.